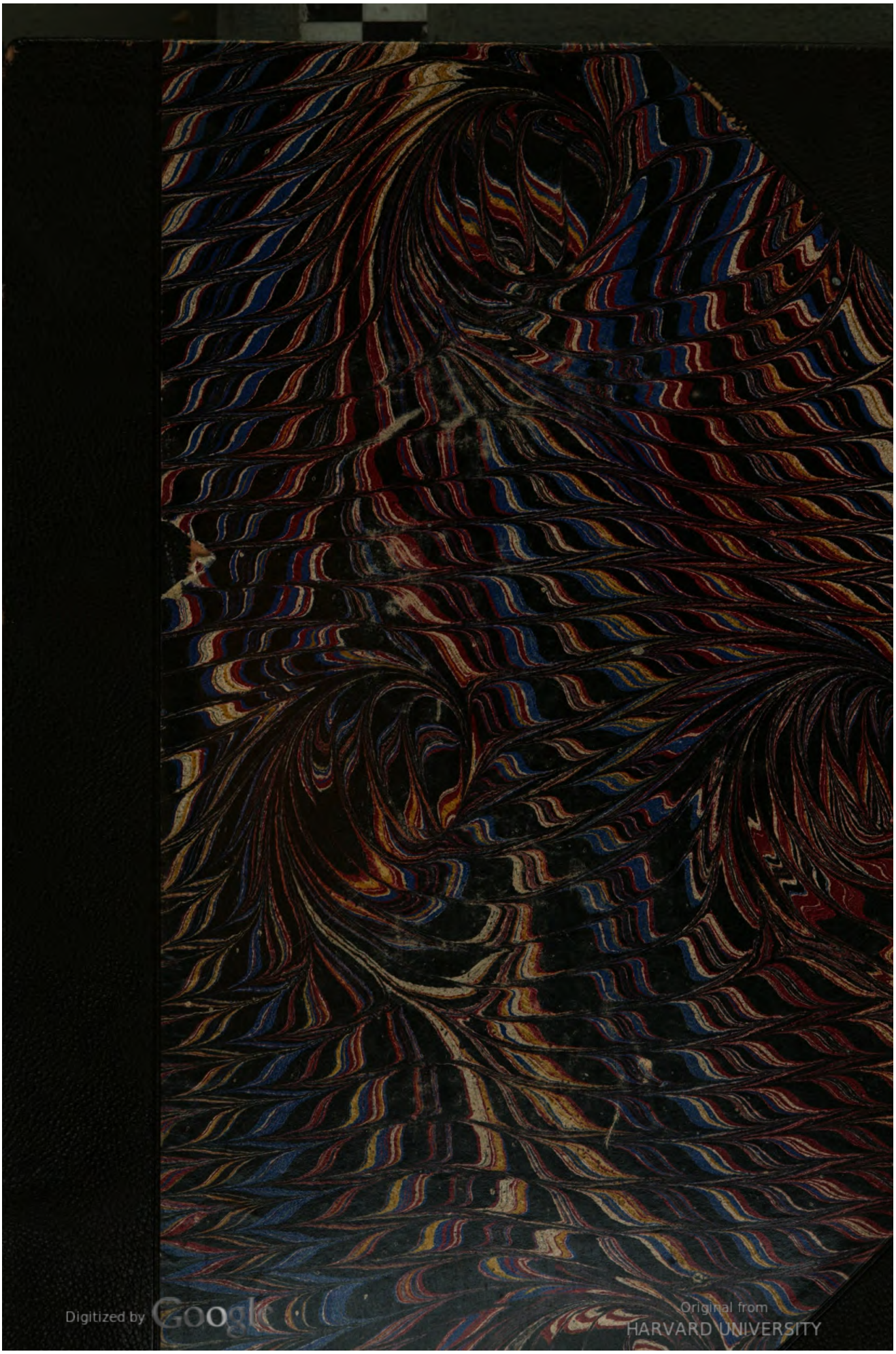


Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

26291.13

Harvard College Library.

FROM THE

GEORGE B. SOHIER PRIZE FUND.

The surplus annual balance "shall be expended for books for the library."
— *Letter of Waldo Higginson.*
Jan. 10, 1893.

—

Received 5 March, 1898.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Deutsch-mythologische Landschaftsbilder

von

Guido List.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Deutsch-Mythologische

Landschafts-Bilder

von

Guido List.

Berlin.
Verlag von Hans Lüstenöder.
1891.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

26291.13

HARVARD COLLEGE
MAR 5 1898
LIBRARY.
Sohier fund.

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seinem hochverehrten Freunde

dem Herrn

Friedrich Wannieck

Vorstand des Vereines „Deutsches Haus" in Brünn

dem

kraftfrohen Förderer

des

Deutschen Wesens in Mähren

in freundlicher Erinnerung

zugeeignet vom

Verfasser.

Wien, am 17. Mai 1891,

dem Tage der feierlichen Schlußsteinlegung des „Deutschen Hauses" in Brünn.

Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Inhalt.

	Seite.
Deutsch-mythologische Landschaftsbilder	1
Deutsch-mythologische Denkmale in der Umgebung Wiens	15
Der Hermannskogel	36
Das Höllenthal	53
Der Venusberg bei Traismauer	61
Aggstein an der Donau	72
Der Brühl	81
Das Helenenthal und	89
Das Fehmgericht auf Rauhenstein	96
Merkenstein	109
Eburodunum vor dem Wuotansthal	116
St. Leonhard	125
Christophen	139
Auf der Völkerheerstraße	150
Die Schalaburg	162
Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige	183
Wurmbauer, Wurmgarten, Wurmbrand	193
Ad pontem Ises	209
St. Corona	234
Der Untersberg	243
Vindomina	250

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung in andere Sprachen vorbehalten.

Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from HARVARD UNIVERSITY

Der Germanen Anschauung von der Hoheit der Himmlischen entspricht es nicht, sie zwischen Mauern einzuschließen, oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine sind ihre Tempel, und unter den Namen ihrer Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, welche sich ihnen einzig und allein in der Anbetung offenbart.

Solches schrieb Cornelius Tacitus vor etwa achtzehnhundert Jahren, Cornelius Tacitus, der erste Lobredner der Germanen. Und dieses sein inhaltgewaltiges Wort sollte zum Leitmotiv unseres Buches, der deutsch-mythologischen Landschaftsbilder werden.

Die Oberfläche unseres Planeten mit dem sie im sterngestickten Blaumantel umhüllenden Himmelszelte, ist das, was im Allgemeinen das Wort Natur begreift. Im engen Rahmen des menschlichen Gesichtsfeldes kann jedoch nur ein winziger Theil der Natur überblickt werden, und eben dieser winzige Theil ist es, welcher unter dem Begriffe Landschaft verstanden wird.

Aber nicht das Auge allein vermitttelt dem denkenden und fühlenden Beschauer einer Landschaft den Naturgenuß, auch die anderen Sinne nehmen Theil an dieser Mittlerrolle.

Wenn auch das Auge uns das Gewirre der Linien, das scheinbar regellose Durcheinander der Farbentöne, die Bewegungen der Einzelwesen im Gesammtbilde schauen läßt, so kann uns nur das Ohr den Gesang der Vögel, das Brausen des Sturmes und das Rollen des Donners vernehmen lassen. Ebenso vermitteln die anderen Sinne uns das Gefühl von Wärme oder Kälte, den Harzesduft des Forstes und den Geschmack der Erdbeere im kühlen Waldesgrunde. Alle diese Einzeleindrücke und Einzelwahrnehmungen zur Gesammtempfindung vereinigt, bilden erst den eigentlichen Naturgenuß.

Wie nun aber die Partitur einer Symphonie aus den einzelnen Orchesterstimmen, wie ein Gemälde aus den tausenden, in den

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschiedensten Biegungen und Brechungen verlaufenden Linien, aus den bunt durcheinander geworfenen Farbentönen zusammengesetzt erscheinet, aber von dem Laien nur im Gesammteindrucke empfunden wird, so übersieht auch der naive Beschauer einer Landschaft die Unzahl von Einzelwesen und läßt daher nur das Gesammtbild der Landschaft in seinem Totaleindruck auf sich einwirken. Nur der Kunstverständige wird in einem symphonischen Tongemälde aus den Einzelstimmen die verschlungene Harmonie, nur er wird Zeichnung und Farbenabtönung im Meisterwerke eines Malers in der Einzelwirkung zu erfassen vermögen. Aber eben auch nur ein solcher wird durch dieses Erkennen sich erst zum höchsten Kunstgenuß aufschwingen, indem er den Zusammenhang der Vielheit zur Einheit erkennend, den Gesammteindruck des Kunstwerkes auf sich einwirken läßt.

Ebenso wie der Kunstästhetiker im wahren Kunstgenusse, ebenso wird der Naturästhetiker im wahren Naturgenusse schwelgen, denn auch ihm ist es gegönnt, was so vielen versagt ist, nämlich tiefere Blicke zu thun in die Vielgestaltung der wundervollen Einheit im Leben und Weben der Natur.

Was aber die Menschheit im Jugendalter der Völker vorahnend erkannt, als sie im andachtsvollen Empfinden des Schönen, des Erhabenen, ja Gottessehnsuchterweckenden sich mit kindlicher Scheu dem Heiligthum der Natur genaht, das vermag nur der Naturästhetiker *nachzuempfinden*. Der kindlich-naive Sinn des *Naturvolkes* ist dem *Culturvolke* verloren gegangen, es versteht die Sprache der Natur kaum noch zu stammeln, und erst auf dem Wege der Wissenschaft vermag der moderne Mensch sich mühsam dem verloren gegangenen Verständnis der Natur wieder zu nahen.

Tausende und aber Tausende ziehen im Jahre dem Naturgenusse nach, aber sie nennen sich — Touristen! Dies Wort allein bezeugt, wie Wenige von den Tausenden wirklich Naturästhetiker sind.

Mit dem kindlich naiven Sinn ging aber auch dem *Culturvolke* das ursprüngliche, unmittelbare Bewußtsein der eigenen Göttlichkeit verloren, jenes unvergleichbar erhabene Stammeseigen des Germanen. *Innerlichkeit* heißt eben bei sich sein, und bei sich sein ist eigentlich bei Gott sein. So lange also ein Volk, als Naturvolk seine ganze ursprüngliche *Innerlichkeit* besitzt, hat es auch keine Veranlassung zu einer *äußerlichen* Gottesverehrung, zu einem *äußerlichen ceremoniellen Gottesdienst*, welche sich erst auszugestalten beginnen, wenn die Innerlichkeit der Äußerlichkeit zu weichen im Begriffe steht.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jeder äußere Dienst der Gottesverehrung bezieht sich daher immer auf etwas außerhalb des Verehrenden Angenommenes. Je innerlicher der Mensch, desto weniger äußerlich ist sein ganzes Leben, und umgekehrt. Dies tritt im Verfolge der Culturgeschichte am deutlichsten zu Tage. Die meisten und großartigsten Monumente der religiösen Kunst sind — bei allen Völkern — erst dann entstanden, als der Mensch am wenigsten mehr von seiner Göttlichkeit gewußt hat. Mit den Tempelbauten entwickelte sich auch immer reicher der Ceremoniendienst im Cultus. In solchen Perioden waren daher auch die Monumente der religiösen Baukunst am allervollkommensten, sie waren es, welche den betreffenden Baustyl bestimmten, denn der Zweck war erreicht, der mit ihnen als Mittel angestrebt werden sollte. —

So erreichte bei den Griechen die Bildhauerkunst ihre höchste Blüthe schon sehr frühzeitig, weil eben diese Kunst weniger materiell ist, weil in ihr der Geist noch ungeschieden in der Materie weilt. Später, bei den Römern schon tritt er heraus, er macht sich äußerlich geltend, aber er überwindet sie noch nicht, er bringt es nicht einmal bis zur Kunst. Dies erst war dem Mittelalter und vornehmlich den Deutschen vorbehalten. Mit der Vollendung des gothischen Styles blieb dem Geiste nur übrig, nachdem er Herr der Materie geworden, sich wieder auszusöhnen mit der Natur, um wieder zurückzukehren in sie. Er ward zum Schöpfer der Malerei, der dritten Schwesterkunst von Plastik und Architektur. Endlich, nachdem der Geist alle Kunstmittel zur Verherrlichung des Höchsten *außer sich* zum Zwecke der Darstellung, Anschauung, Erkenntnis seiner selbst verbraucht, ward er wieder frei in der Materie und in der Natur mit Bewußtsein, wie er es einst im Beginne der Zeiten gewesen.

So lange der Mensch sich der Göttlichkeit seines eigenen Geistes *unmittelbar* bewußt ist, so lange ist die Liebe zu seinen Mitmenschen sein Gebet, die Freude über die Schönheit der ihn umgebenden Natur sein Hymnus; die weite große Erde mit dem riesigen blauen Himmelsgewölbe aber ist ihm gerade groß genug zum Tempel seines Gottesglaubens, weil er sich eins mit dieser Gottheit fühlt. So lange der Mensch sich seiner eigenen Göttlichkeit bewußt ist, so lange weiß er diese seine Gottheit und nichts Höheres in sich, in den anderen Menschen, in dem ganzen Universum um sich her; er erkennt nichts anderes über sich an, als eben diese geistig unsichtbare formlose, aber doch in der ganzen ihn umgebenden Natur formhabende Gottheit in sich an und bildet daher auch keinem Menschen eine Göttergestalt nach. Und wenn er seinen Gott keinem Menschen nachbildet, wem sollte er

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihn denn sonst nachbilden? Finden sich nicht bei allen Völkern welche Götzendienst hatten nicht auch Spuren von vergötterten Menschen?

Daß es eine solche Zeit der Innerlichkeit wirklich gegeben hat, dafür sprechen die Überlieferungen aller Völker, es ist dieselbe von der alle Dichter als von dem goldenen Zeitalter zu singen und zu sagen wissen. Und diese Zeit war wirklich und wahrhaftig die goldene Zeit, denn sie war die glücklichste im Vergleiche mit den folgenden Zeiten, die ungetrübt glücklichste, denn das Menschenleben war in ihr mit dem Göttlichen am einigsten. Die goldene Zeit im Leben der Völker gleicht eben der goldenen Zeit im Leben des Menschen, den ungetrübten, sonnenbeglänzten Tagen der früheſten Kindheit.

Alle Völker hatten am Beginne ihres Entstehens solch Götterleben, und waren sich damals ähnlicher — wie die Kinder unter sich als im späteren Entwicklungsgange, wo sich erst ihre Sondereigenschaften — nicht anders wie bei dem sich entwickelnden Menschen — ausgestalten konnten. In solchem Entwicklungsgange verloren dann die Völker ihre Innerlichkeit, die allein und überall verschiedene Außenwelt trat als Bildnerin der Völker auf, und verursachte so die Racen- und Nationalitätenbildung. Deshalb lassen sich die Mythologien aller Völker auf ganz gleiche Anfänge zurückführen, deshalb aber auch kann man ermessen, wie lange bei dem einen oder anderen Volke die goldene Zeit gewährt, welche in dem Momente aufhörte, in dem das Mythensystem des betreffenden Volkes vom gemeinsamen Stamm abzweigend, seine Sonderschößlinge ansetzen und zum Blühen gelangen ließ. Darum muß auch die Verschiedenheit der Völker und Religionen mit Allem, was dazu gehört, ebenso die sehr verschiedene Dauer der goldenen Zeit der einzelnen Völker, stets aus der Verschiedenheit der äußeren Umstände und Verhältnisse erklärbar sein. Je paradiesischer die Außenwelt war, desto eher scheint der Mensch sein Paradies der Innenwelt verloren zu haben; er ließ sich verführen, es mit dem anderen zu vertauschen. Je rauher das Klima, je unwirtlicher das Land, desto mehr hegte er das Paradies seines Innern.

Das germanische Volk ist in dieser, wie in so manch anderer Beziehung am glücklichsten gewesen, und nur die den Germanen verwandten Perser sind auch hierin diesen annähernd gleich. Was Herodot*) von den Persern berichtet, das sagte Tacitus von den

*) „Götterbilder, Tempel und Altäre zu errichten, haben sie (die Perser) so gar nicht im Brauch, daß sie vielmehr denen, die das thun, Thorheit vorwerfen, wie mir scheint, weil sie nicht mit den Hellenen dafür halten, daß die Götter menschenähnlich seien." (Herodot I. 131.)

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Germanen; von Beiden ward dies aber zu einer Zeit gesagt, wo alle anderen Völker um sie her schon einen ausgebildeten Götzen- und Tempeldienst aufzuweisen hatten.

Aber auch bei den Germanen ist die Gottesverehrung nicht ganz frei von Äußerlichkeiten geblieben, und konnte und durfte es auch nicht bleiben, ebensowenig als das Volk hatte verbleiben können bei seinem unmittelbaren Bewußtsein von seiner Gottinnerlichkeit. Dies mußte sich vollziehen, weil das Äußerliche eben das Mittel, die Materie der Spiegel ist, worin die Gottheit sich anzuschauen hat. Diese Wandlung blieb aber den Germanen erst für die Zeit des Christenthums vorbehalten, zu welcher allerdings noch im Heidenthum die Anzeichen des Beginnes zu finden sind. Fernerhin kann aber die Innerlichkeit, weil bei den Germanen am längsten anhaltend, als ein Grundzug des germanischen Volkscharakters, des deutschen Götterglaubens anerkannt werden.

Demzufolge mußte sich auch die Gottesverehrung aus den allereinfachsten Formen ohne Priesterstand entwickeln. Zweifellos war die älteste Form, das Opfer, verbunden mit Gebet. Zunächst opferte jede Familie für sich, auf dem Altare des Hauses, dem Herde. Der Hausvater als der Vorsteher der Familie, als der unumschränkte Herr und Gebieter, ward von vornherein als das Vorbild des höchsten Wesens, als sozusagen der Stellvertreter der Gottheit anerkannt. Ihm opferte die Hausfrau, als das Vorbild der Priesterin künftiger Zeiten, an „des Herdes heiliger Flamme".

War nun aber die Entwicklung bis zum Opfer gediehen, so kamen bald andere Vorstellungen hinzu, um zur äußerlichen Gottesverehrung hinüberzuleiten.

In jenen Zeiten kannte der Mensch von den Naturkräften nur deren sinnlich wahrnehmbare Äußerungen, und mußte endlich zur Annahme hingedrängt werden, daß diese Äußerungen die Lebensbedingungen eines unsichtbaren Wesens unmeßbar höherer Art sein müßten, denn er selber sei, eines Wesens, dem er sich in Furcht und Bangen beugen müsse, um dessen Zorn zu mäßigen, dessen Milde aber zu mehren und zu erhöhen.

War der Mensch einmal auf dieser Stufe der Erkenntnis angelangt, dann weitete sich bald sein Gesichtskreis höherer Erkenntnis. Die Gottinnerlichkeit begann zu erblassen, er suchte die Gottheit außer sich. Wie die Nebel, die um die Bergesgipfel ziehen, bildete und formte sich in seiner Sinnenwelt das erste riesig ungeschlachte Urwesen künftiger Göttergeschlechter. Dieses spaltete sich in ein böses

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ein gutes Wesen, und bildete sich so zu der Ausgestaltung der Finsternis oder des Bösen, und des Lichtes oder des Guten aus. Diese beiden feindlichen Brüder wurden selbstverständlich im fortwährenden Kampfe, bei stets unentschiedenem Siege gedacht. Erst einer weit späteren vervollkommneteren Erkenntnisstufe ist die Erweiterung dieser Zweiteilung zuzuschreiben, welche den Trost enthält, daß am Ende aller Tage das vergöttlichte Licht über das böse Wesen der Finsternis den Sieg erringen und nach völliger Vernichtung alles Bösen eine neue vergeistigte Weltordnung kommen werde.

Da nun unsere Vorfahren im Kindheitstraume des werdenden Volkes im viel unmittelbareren Verkehr mit der Natur gestanden, als wir, ihre in Städten eingepferchten Nachkommen, so ist es unschwer zu begreifen, daß uns heute ein gut Teil jener scharfen Beobachtungsgabe für die Vorgänge im Naturleben abhanden gekommen ist, auf welchen nicht nur sämmtliche Mythen, Volksgewohnheiten und Bauernregeln, sondern selbst das alte Heilverfahren, die sogenannten „Sympathie-Kuren" und der Zauber und Wunderglaube fußen. Erst die neuen Wissenschaften, namentlich die entsprechenden Fächer der Naturkunde ersetzen uns jenen verlorengegangenen Natursinn teilweise, und bestätigen oft überraschend alte mythische und mystische Regeln der Volksüberlieferung.

Aber auch die neueste Zeit ganz besonders als Wissenschaft gepflegte „Aesthetik der Natur" leitet uns auf den Pfaden des Empfindens zurück, zum Erkennen der Natur in ihrer Schönheit, Erhabenheit und Sehnsuchterweckung, welche Eigenschaften als Natursinn uns Kulturmenschen ebenfalls verloren gegangen sind.

Der Mensch der Urzeit aber, der von der größten Lehrmeisterin, der Natur, selber erzogen wurde, lernte gar bald der natürlichen Entwickelung der Naturerscheinungen — ohne deren Regeln und Gesetze zu kennen — gewisse Vorgänge ab, und lernte auch durch förderndes Eingreifen diese beschleunigen. Ja, im Verfolge der Zeiten lernte der Mensch selbst solche Ergebnisse erzwingen, welche die Natur ohne sein förderndes Eingreifen nimmer hervorgebracht haben würde. Der Mensch ist Herr der Schöpfung geworden, ohne es selbst noch gewußt, ja, ohne es geahnt zu haben.

Ein Beispiel soll dies verständlich machen.

Jedermann kennt unsere so liebliche wildwachsende Steinnelke, deren glühende Sterne aus dem satten Grün der Berghalden so anmutig hervornicken; aber auch unsere gefüllte Gartennelke, deren

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glutrot so harmonisch vom Blaugrün ihrer Belaubung absticht. Keinem aber ist es unbewußt, daß letztere aus ersterer durch Veredlung entstand. Ähnliches förderndes Nachhelfen bei allen Entwicklungsprozessen in der Viehzucht, wie im Pflanzenbau erzielte im Verlaufe von Jahrtausenden unsere zahmen Racen der Haustiere, unsere Feldfrüchte wie andere Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft, wobei die noch heute nicht verloren gegangenen wilden Urformen der Tier- und Pflanzenwelt uns die überraschenden Abstände zwischen diesen und den „veredelten" Formen von heute deutlich erkennen lassen.

Aber eben diese unglaublich großen Unterschiede geben auch Zeugnis für eine mehrtausendjährige Veredlungsthätigkeit des Menschen als „Herrn der Schöpfung", denn nur die ihm nützlichen Tiere und Pflanzen veredelte er, indem er fördernd in deren natürlichen Entwicklungsgang eingriff, während er die anderen ihm unnützlichen oder gar schädlichen Arten in ihrer Weiterentwicklung hemmte oder diese wohl gänzlich aufhob, und so ganze Arten vernichtete.

Die Uranfänge dieser „Förderungen" oder „Hemmungen", die wir heute kurzweg als „Veredlung" oder „Ausrottung" kennen, waren nach Vorgesagtem schon sehr frühzeitig dem Menschen bekannt, aber lediglich den Wirkungen nach, keinesfalls aber auch im Wesen der Ursache, das lange ein Räthsel blieb.

Wie schon gesagt, war die älteste Form der Gottesverehrung das von Opfern begleitete Gebet, das anfänglich im Selbstpriestertum das Familienhaupt oder dessen Gattin, später das des Stammes oder Staates unter Beistand der Heilrätinnen oder Priesterinnen für sich und seine Angehörigen darbrachte. Was war natürlicher, als daß zu Vorgängen solcher naturgemäßer „Förderungen" oder „Hemmungen" der Beistand der Gottheit unter Gebet und Opferung angefleht wurde, und zwar bei „Förderungen" jener der Lichtgottheit, bei „Hemmungen" jener des Dämons der Finsternis.

In der Entwicklung dieses Systems der immer äußerlicher werdenden Gottesverehrung kam dann die Zeitwahl, die Ortswahl, wie die Art des Opfers als maßgebend hinzu. Für „Förderungen" galten Morgenstunden, aufnehmender Mond, Frühjahr, für „Hemmungen" hingegen, Nachtstunden, abnehmender Mond, Herbst und Winter für günstig. Folgerichtig mußte sich die Farbe des Opfertieres für weiß oder schwarz entscheiden, sowie auch später selbst die Tiergattung berücksichtiget wurde, je weiter die Mythenentwicklung vorschritt. Die Opfertiere hießen „Ziefer", während die nicht opfer-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fähigen „Ungeziefer" genannt wurden, welch' letzteres Wort in geänderter Bedeutung noch heute im Gebrauche steht.

War nun mit dem „Ziefer" die betreffende Gottheit, wie man meinte, dem vorhabenden „Förderungs"- oder „Hemmungswerke" geneigt gemacht worden, so schritt man unter Gebet an die fördernde oder hemmende Handlung selbst, welches Thun man „Zauber" nannte.

So waren „Ziefer und Zauber" untrennbare Begriffe geworden. Als aber im weiteren Entwicklungsgange sich die Erfolge solchen Zaubertums immer sicherer und nachhaltiger einstellten, glaubte man, daß Ziefer und Zauber einen zwingenden Eindruck auf die Götter auszuüben vermöchten. Der Mensch hatte da seine Innerlichkeit schon völlig eingebüßt, ja selbst die äußere Gottesverehrung begann schon zu verblassen, denn er begann sich seiner Herrschaft über die Schöpfung bewußt zu werden. In seinem Hochmut wähnte der Mensch nun die Götter durch Zauber zu dem zwingen zu können (Fausts Höllen-Zwang), um was er sie vordem im Gebete gebeten hatte.

Auf dieser Entwickelungsstufe angelangt, begann sich die Naturreligion jedes Volkes in zwei Lehren zu spalten, nämlich in die esoterische und exoterische oder verständlicher gesagt: in die geheime Priesterlehre und die dem Volke gepredigte, an äußere Formeln gebundene Religion. In diesem Entwicklungsstande hatte selbstredend das Selbstpriestertum dem Priesterstande, der Hierarchie, weichen müssen.

So lange nun noch das Selbstpriestertum herrschte, was zu Cäsars Zeiten noch der Fall war, so lange die Verbände der einzelnen Familien (Stämme) ohne engere staatliche Verbindung bei den freiheitliebenden Germanen blieben, so lange blieb auch der Cultus noch ein einfacher, nur durch Ueberlieferung und Brauchtum geregelter. Dies wahrscheinlich auch noch in der Folgezeit, als sich nach und nach Mächtige aus den Stammfamilien zu Stammkönigen aufgeworfen und Staatenbildungen versucht hatten. Bei den gemeinschaftlichen Opfern dieser kleinen Staaten wuchs natürlich nicht nur die Anzahl der Teilnehmer, sondern auch die Größe der Opfer oder der Ziefer. Aber nur anfänglich galt der Älteste des Gaues als „Opferer", bald beanspruchte der König, als der vornehmsten Familie entsprossen, das Priesteramt für sich, das der Heilrätinnen für weibliche Glieder seines Hauses, wodurch bald die „Stammsagen" sich ausbildeten, welche von der göttlichen Abkunft der alten Königsgeschlechter zu erzählen wissen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nur mehr wenige solcher Geschlechter blühen auf jenem Boden Germaniens, von dem nachfolgende Landschaftsbilder eine Schilderung bringen sollen.*) Erst später, als sich das Königstum schon mehr gefestet hatte, als der immer ceremonieller werdende Gottesdienst mehr und mehr an Prunk gewann, schon um den Glanz des Königshofes zu mehren, erst in dieser Zeit begann das Selbstpriestertum zu erlöschen. Wohl war der König noch Oberpriester, aber die Heilrätinnen lebten fast in klösterlichem Gewahrsam, und auch die männlichen Priester, die „Gottesfrohnden", begannen einen eigenen Stand zu bilden. Diese Priesterwürde, welche bei den Frauen Ehelosigkeit und klösterliche Hingabe forderte, war aber bei den Männern keineswegs dem modernen Priesterstand vergleichbar. Jede der Gottheiten hatte seine bestimmte Priesterschaft, welche an ein bestimmtes Gewerbe gebunden war, wie solches Volkserinnerungen und Zunftsagen noch deutlich erkennen lassen. Diese ganz eigenartige Hierarchie hatte nun aber auch die Pflege des Unterrichts der Jugend, namentlich der adeligen Jugend, welche an den „Heilstätten" in allen höfischen Künsten unterwiesen wurde.

So lange sich nun der alte Wuotansglaube, der sich bereits aus der alten Naturreligion entwickelt hatte, ungestört weiter ausgestalten konnte, entwickelte sich auch der praktisch bethätigte Zauber wie eine gegliederte Wissenschaft, die er als „Priestergeheimlehre" auch thatsächlich war. Dem Volke gegenüber galt der Zauber allerdings als eine mit der Priesterwürde verbundene sacral-mystische Handlung, als eine nur diesen von den Göttern verstatteten Weihethat. Als aber das Christentum endlich gegen den Wuotanscult in Deutschland siegte, vermochte es die Kirche nicht, den Zauber- und Wunderglauben zu unterdrücken. Sie war daher anfänglich gezwungen, den altheidnischen Wunderglauben als Nebenglauben zu dulden, obwohl sie ihn mit allen Mitteln bekämpfte. Endlich blieb die Kirche Siegerin, indem sie die Pflanzstätten des Zauber- und Wunderglaubens, die alten Priesterschulen zerstörte, und damit die Lehrer ausrottete. Nur der exoterische Teil des Wuotancultes blieb in der Volkserinnerung haften, und ward heimlich vom Volke ohne Priesterstand gepflegt, und mißverstanden von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt. Das aber war formloser Ceremonienkram, mißverstandener Formelwust, denn das nicht mehr wissenschaftlich geleitete Brauchtum verrannte sich auf den Irrpfaden der Mystik. Durch Bann und Verfolgung ward dem Zauber-

*) Siehe: „Wurmbauer, Wurmgarten, Wurmbrand".

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:20 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glauben aller Boden entzogen, er erstarrte im leeren, nichtssagenden Zauberritual, das nun die Schale bildete um ein Körnchen alt mythischer Wahrheit, das aber schon längst mißverstanden in der Umhüllung schlummerte, wie der Keim im Saatkorn.

Aus dem Nebenglauben aber entstand auf dem Umwege über den Überglauben das, was wir heute Aberglauben nennen.

Aber nicht nur der Zauber allein war es, der an den Priesterschulen der germanischen Heilstätten von den Heilrätinnen gelehrt wurde, sondern namentlich auch die Dichtkunst (nordisch Scaldenkunst) mit all' den an derselben haftenden Nebenfächern, welche gleichfalls dem Volke gegenüber geheim gehalten wurden. Darunter gehörte die Runenkunde, und die Kunst in zweideutiger Sprache tiefen Sinn zu verstecken, der nur dem Wissenden verständlich war, während das Erzählte oder Gesungene dem Laien als Märchen erschien. Es ist zweifellos, daß diese Kunst des Dichtens, welche dahinging, in irgend eine Erzählung einen zweiten verborgenen Sinn zu legen, den nur der Eingeweihte verstehen konnte, die nächste Veranlassung zum Stabreim gab, und daß es eben die Stäbe, nämlich die durch den Anlaut hervorgehobenen Worte waren, welche als sogenannte Kennworte die Träger der „Zwiesage", des zweiten verborgenen Sinnes der Erzählung gewesen sein mußten. —

So entstanden die Mythen, welche Naturvorgänge personifizierend, diese als Götter-, später sogar als Heldentaten darstellten. In dieser doppeldeutigen Kunstsprache mögen später sogar auch politische Botschaften eingekleidet worden sein, welche von Laien mündlich weiterbefördert wurden, ohne daß diese deren Sinn gekannt hätten. Wie sehr diese Art der Verwahrung von Geheimnissen im deutschen Volke noch heute fortlebt, mag das Ritual beweisen, mit welchem bei den verschiedenen Handwerkszünften, die nach altem Brauchtum „An- und Aufgenommenen" eingeführt, und mit doppelsinnigen Worten, Griffen und Zeichen bekannt gemacht werden. So z. B. bei den Freimaurern.

Ein neuerer Forscher, H. H. G. F. Schliep, nennt diese eigentümliche Dichtungsart „Zwiesage", und verspricht durch die Entzifferung derselben in Hinkunft manches Räthsel zu lösen.

Noch aber mag betont sein, daß sich der Germane schon in den frühesten Urtagen aus der Zweiteilung der Natur zur Dreiteilung aufgeschwungen hatte; zwischen Licht und Finsternis entstand ein Mittler. So finden sich im deutschen Glauben wie im deutschen Leben unzählige Dreiheiten, welche alle auf Geburt oder Entstehung, auf

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leben oder Wirken und endlich auf Tod oder Vergehen mit dem Gedanken an die Wiedergeburt hindeuten.

Diese uralte Dreiteilung durchsetzt das ganze Germanentum und ist der Schlüssel zu seiner Mythologie, darum aber auch der Schlüssel zur Entzifferung der heiligen Runen, welche der Germane seiner Erberde unverlöschlich eingegraben.

Ein Bergesgipfel von dem man die emporsteigende Sonne zuerst erschaute, eine Felsenzinne, welche zuerst vom Sonnenfeuer bestrahlt wurde, ein freundliches Thal mit einem erquickenden Born, oder wildzerklüftetes Felsengerippe, in dem noch lange nach dem Einzuge des Frühlings der Schnee in den Runsen haftet, das waren beiläufig die Eigentümlichkeiten, die solche Orte zu Gottesverehrungsstätten vorbestimmten. Im tiefen Walde, rings eingeschlossen von in einander verwachsenen, von keiner Axt entweihten Eschen, Eichen oder Buchen, auch anderer Bäume, war eine Lichtung geschaffen, der Opferplatz. In seiner Mitte stand der Opferstein, dabei ein künstlich aufgeworfener Hügel mit dem Rundturm, der zu den unterirdischen Wohnungen der „Heilrätinnen" den verhehlten Eingang bot. Ein besonders großer Baum stand in der Lichtung, als Stellvertreter des großen Weltenbaumes, der Welteische Schreckroß (Yggdrasil). Ein See, ein Bach oder Fluß, wenigstens ein unterirdischer Brunnen durfte nicht fehlen.

Solcher Heilstätten gab es viele im weiten Germanien, und noch heute lassen sie sich erkennen, trotzdem mehr als tausend Jahre darüber verflossen sind, daß die letzte Opferlohe auf ihnen verglüht.

Hier nun versammelten sich die zum Sprengel der Heilstatt Gehörigen zu gewissen Zeiten, im Neu- und Vollmond, am Geburtsfeste der Sonne und des Jahres (Weihnacht) am Perchtentag, zu den Frühlingsfesten, zur Sommersonnenwende, wie zum Erntefest. Aus diesen Festen aber huben sich wieder drei Hauptfeste besonders ab, welche noch heute als die drei heiligen Zeiten bekannt sind; nämlich das Frühlings-, das Mitsommer- und das Ernte- oder Mihilading.

Jeder brachte sein Opfer und seinen Lebensunterhalt mit. Die Opfertiere waren männlichen Geschlechtes, und je nach dem Opferceremoniell, von rein weißer, oder rein schwarzer Farbe. Die Opfertiere aber wurden nicht ganz verbrannt, sondern nur gewisse Teile, wie das Herz, die Eingeweide, das Gekröse und ähnliches, welche Teile noch heute vom „Metzger" (Selcher) und vom Fleischhauer aus alter Gewohnheit, abgesondert werden. Mundartlich und nach den Tierarten verschieden, nennt man diese Fleischsorten das „Gebütt" (von bieten, opfern), auch „Bruckfleisch" oder das „Junge".

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Fleischteile wurden verbrannt, nachdem aus den Zuckungen des Herzens und den Verschlingungen der Eingeweide die Zukunft in dunkeldeutigen Worten war verkündet worden. Mit dem Blute ward der heilige Baum begossen, das Opferhaupt aber ward entweder auf eine Stange (Neidstange) gesteckt, auf eine Opferschale gelegt, oder sonst im Heiligtum bewahrt. Der Rest wurde gesotten, nicht gebraten, gemeinsam von den Teilnehmern am Opfer verzehrt. Auch hier ist die Dreiteilung bemerkbar.

Das Begießen des Opferbaumes mit Opferblut sollte neues Leben schaffen durch Befeuchtung; das gemeinsame Mahl, verbunden mit dem vom Feuer verzehrten Opferteil als Speise der Gottheit, galt als Fortsetzung des Lebens als Walten, und das Opferhaupt, das der Verwesung anheim fiel, war dem Vergänglichen geweiht.

Wie Wuotan, Wili, Weh, wie später Wuotan, Donar, Loki, (Kaspar, Melchior, Balthasar) oder Fraya, Frouwa, Helia, dieser Dreitheilung entsprechen als Geburt, Leben, Tod, doch aber in sich ein unteilbares Ganze bilden, so entspricht diese Opferdreiteilung demnach in einer einzigen Opferfeierlichkeit dem germanischen Grundgedanken von der einigen Dreiheit.

Den verschiedenen göttlichen Personificationen wurden natürlich nicht nur ganz bestimmte Tiere geopfert, sondern es waren ganz genau bestimmte Berufsklassen (Gilden, Zünfte) deren Opferer; nur die Heilrätinnen walteten an Stelle der Nornen über den Opferpriestern ihres hehren Amtes.

Um nur wenige zu nennen, opferten dem Wuotan wie dem Froh die weißen Opferrosse die Schmiede, das Mehl aber die Müllner. Die Menschenopfer, nämlich die Hinrichtungen, soweit es sich um Verbrecher handelte, welche sich gegen diese beiden Gottheiten vergangen hatten, vollzogen gemeinschaftlich Schmied und Müllner. So kam es, daß noch im Mittelalter hie und da die Sitte herrschte, daß der Müller dem armen Sünder die Leiter zum Galgen zu halten hatte.

Dem Donnerer Donar opferten die Fleischer und Metzger den Stier oder Ochsen, die „Pfister“ (Bäcker) aber das Brod.

Der Göttermutter Frouwa ward die Ziege und der Flachs geopfert von der ehrsamen Gilde der „Weber und Gewandschneider“, von welch' uralter Priesterwürde noch heute der Spottruf „Schneider Meck-Meck“, mit Bezug auf das Opfertier stammt.

Daß diese Opfermahle, namentlich jene der drei großen gebotenen Dinge, auch mit einem gewaltigen Trankopfer, dem sogenannten „Minnetrunk“ verbunden waren, bedarf nur des Hinweises, ebensowenig

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird es befremden, daß Festgesänge und andere Vergnügungen damit verbunden waren, denn der Gottesdienst der Germanen war ein heiterer, wie die Germanen selbst stets heiter geartet waren. Trübselige Narren wurden sie erst etliche Jahrhunderte später.

Daß an diesen Opfertagen aber auch Gericht gehegt und Volksberathungen gepflegt wurden, bei welchen natürlich die Könige als „Sonnensöhne" den Vorsitz führten, ist begreiflich. Waren die Angelegenheiten schwierig oder gefährlich, so zog man dann noch in Form von Orakeln die Götter selbst zu Rat. Man warf Runenstäbe, loste, erforschte den Flug der Vögel, den Zug der Wolken, achtete auf das Wiehern der Rosse, oder anderes Thun der „weisenden" Tiere.

Will man diese eigentümliche Einteilung der männlichen Opferer aber nicht als eigentlichen Priesterstand gelten lassen, was auch durch die Bezeichnung der „Gottesfrohnden" noch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, da es anzunehmen steht, daß sie lediglich als „Opferer" dem eigentlichen Priesterstand dienend zur Seite standen, so bleibt nur mehr der König als oberster Richter übrig, welcher als eigentlicher Priester waltete. Auch hierin liegt wieder die Dreiteilung: König, Richter, Priester.

Es gab also nur einen Priester in jedem Staate der Germanen, und dieser eine Priester war König und Richter.

Aber eine weitere Priester-Klasse gab es noch in deutschen Landen, und diese ist die große Gruppe der Priesterinnen.

Bei keinem Volke der Welt genoß die Frau jene Verehrung wie bei den Germanen. Irrtum ist es, wenn behauptet wird, das Christentum habe erst durch seinen Frauencultus das Weib befreit. Sehen wir die Frau bei den Völkern an, welche sich rühmen, die ältesten Christen zu sein, und wir finden sie dort zum Lasttier, zur Sklavin des meist faulen und rohen Mannes erniedrigt. „Weiber schweigen in der Versammlung!" ist ein bekannter Spruch, und in den ersten Jahrhunderten stand die Kirche den Frauen feindlich gegenüber. Selbst heute noch ist diese ablehnende Haltung im Cölibat und vielen anderen kirchlichen Satzungen noch gar wohl zu erkennen. Erst im deutschen Mittelalter siegte der deutsche Frauendienst, und trieb die herrliche Blüte des Marien-Cultus, mit dem die deutsche Frau wieder den Glorienschein ihrer ehemaligen Göttlichkeit zurückerhielt.

So gab es Frauen bei den Deutschen, welche sich durch höhere Weisheit hervorgehoben haben; dies aber erklärt sich leicht.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das reine untrügliche Naturgefühl ging bei den Männern im wilden Getriebe der Feldschlacht, im Ringen nach Erwerb verloren, ward aber bei weitem länger vom Weibe bewahrt, das mehr im Innern des Hauses, im engeren, darum aber nicht kleineren Kreise seiner Bestimmung waltete. Von der verlorenen Innerlichkeit des Gottesbewußtseins blieb den Männern als letztes Kleinod nur mehr die Anerkennung und die Schätzung jenes Innerlichkeitsgefühles übrig, das die Frauen noch bewahrt hatten. Wie nun dann doch die Wahrheit am Ende stets den Sieg der Anerkennung erringt, so führte jenes Achtungsgefühl die Männer zu jener hohen Frauenverehrung, die nur der Germane kannte, und deren Tacitus so rühmlich gedenkt.

Je später in der Zeit, desto mehr waren es indes auch hier nur wenige Frauen, in welchen sich solche Ursprünglichkeit des Geistes in ihrer ganzen Reinheit erhalten, welche zu dem Ruhme einer Aurinia oder einer Veleda gelangten. Die Alten hatten ganz recht, wenn sie diesen Frauen etwas Göttliches zuschrieben; es war eben nichts Anderes als das Ursprünglich-Göttliche was aus ihnen hervorleuchtete, was wir auch heute noch an unseren Frauen, wenn wir es finden, über alles lieben. Diese göttliche Eigenschaft der Frau ist aber noch heute am besten mit Innerlichkeit zu bezeichnen.

Auch in den Priesterinnen läßt sich die Dreiheit nachweisen; zahlreiche Volkssagen lassen sie zu Dreien wandeln, nennen deren drei Namen und berichten von der Dritten ausdrücklich, daß sie schwarz von Farbe ist, genau wie solches auch vom Dritten der Heiligen Drei Könige gemeldet wird. Heute kennt das Volk noch drei Gattungsnamen von unholden Weibern, welche ebenfalls deren Drei-Einheit wiederspiegelt. Es kennt Hexen, es kennt Truden, wie es auch Walen kennt; diese drei Unterscheidungen entsprechen genau den Göttertrilogien „Wuotan, Donar, Loki", „Fraya, Frouwa, Helia", sowie der Nornendreiheit „Urda, Werdandi und Schuld."

Und so wie hier durchaus die „Dreizahl als Einheit" zu Grunde liegt, in dem Sinne des Entstehens, des Weiterentwickelns oder Waltens, und des Vergehens zu neuem Werden, so durchsetzte die ganz gleiche Drei das Gesammtgefüge des Volkes vom kleinsten Keim bis zum vollendeten Staate als „Recht und Religion", als „Wehrkraft," und als „Erwerbskraft," oder nach Ständen geordnet als „Lehrstand," „Wehrstand" und „Nährstand". Auf dieser gewaltigen Dreisäule nun ruht wie auf einem erzgegossenen Fundamente die von allen Zeiten einstimmig anerkannte staatengründende Kraft der Deutschen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erst mit Karl dem Schlächter war das System des hochentwickelten Rechtsstaates der Germanen in seinen Grundfesten erschüttert und zernichtet worden. Er zerstörte die mächtigen deutschen Reiche der Sachsen, Bayern und Lombarden und beglückte Deutschland mit der Leibeigenschaft, dem besitzlosen „Hörstand" als vierten Stand. Damit kam all das folgende Unheil über Deutschland, das erst in unseren Tagen kräftig zu bekämpfen begonnen wurde. Mögen die Schicksalswalter es fügen, daß nach endlicher Beseitigung des vierten Standes, des „Hörstandes" die alte Dreisäule des Deutschtums zu erneueter Festigkeit gelangen möge.

All dieses birgt nun in heiligen Runen unser heimatlicher Boden. Wenn auch an Stelle der alten Urforste hie und da selbst das Straßenpflaster getreten ist, so rauscht doch in den meisten Fällen noch der heimische Wald über der alten Heilstatt, wenn auch als moderner Kulturforst.

Wie wohlig träumt sich's nun da an solch urheiliger Heilstatt tief drinnen im Buchenforste! Hellgrün nicken die schöngeschwungenen Farrenwedel um's bläulichgraue Gestein, von dem die sattbraunen Moospölster wie zur erquicklichen Ruhe einladen. Das Wunderblümchen „Vergißmeinnicht" leuchtet dort am Rande der murmelnden Quelle hervor, deren bewegte, anemonenfarbigen Wasser so geheimnisvoll raunen, von der Zeiten Frühe, da die Götter noch durch diesen Hain gezogen.

Zarte Nebel schweben zwischen den Domessäulen der Buchen hin, und im Dreidrillerschlag ertönt das Lied der Nachtigall.

Da wölbt sich, vom kräftigenden Laubruch geschwellt, mächtiger unsere Brust, all unsere Sinne sind schärfer, feinfühliger geworden und unsere Seele vernimmt die Gottessprache wieder, welche zu uns spricht: „Trat auch das Sonnenrecht der Deutschen hinter das Gewölke des römischen Rechtes, so ist solches dennoch nur eine Sonnenfinsternis; noch trat nicht ein für das Volk der Deutschen die traurige Zeit vom Dämmern seiner Götter!"

Generated on 2020-01-07 08:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY

Deutsch-mythologische Denkmale in der Umgebung Wiens.

Beschneit vom Schnee, geschlagen vom Regen,
Beträuft vom Thau, todt war ich lange.
Edda, Vegtamskvidha.

Man hat sich daran gewöhnt, unser schönes Niederösterreich, namentlich die weitere Umgebung Wiens, als von einem Volks-Conglomerat aller möglichen Racen und Stämme bewohnt anzunehmen, von der irrigen Meinung ausgehend, die Stürme der Völkerwanderung hätten diesen Landesteil zur menschenleeren Einöde gemacht, welche erst durch die fränkischen Eroberungszüge zu Beginn des neunten Jahrhunderts wieder kolonisiert wurde. Der Deutsche in Österreich hat zu sehr verlernt, seinen Grund und Boden als altheiliges Stammgut zu betrachten; er hat verlernt, auf dieser Scholle der Väter Spur zu suchen, als wäre er hier nicht eingeboren, sondern acclimatisiert, wie etwa der Deutsche in Amerika; er sieht hinüber an die Borde des Rheins, hinauf in die Heimat der Edda wie zur fernen Ahnenerde, und übersieht die hochheiligen Runen, welche seine direkten Vorfahren im vieltausendjährigen Besitz als Herren des Landes diesem Grund und Boden unverlöschbar eingegraben haben, der das Gedächtnis an deren gewaltige Progonenarbeit treuer bewahrte, als die undankbaren Epigonen selbst.

Es war nicht immer so; als noch die stolze Doppelsäule „Hohenstauffen-Babenberg" kühnlich in die Lüfte ragte, war es anders. Damals, in den schönen Blütetagen des Minnesanges, jener herrlichen Literatur-Epoche, rühmten sich die edelsten und besten der Minnesänger in Österreich, am „minniglichen Hof zu Wienne" singen und sagen gelernt zu haben, und dieser „minnigliche Hof" hatte die Führerolle übernommen, und nur halb vergessen ist es, daß er jenen der Wartburg überstrahlte. Das Nibelungenlied verbindet Donau und Rhein mit einem unzerreißbaren Bande, und der Amelungen Sagenkreis hat eben so wie jener der Nibelungen seine linguistischen Denkmale im Lande.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie dieses vergessen werden konnte, sei hier ununtersucht gelassen; für heute genüge die Konstatirung der Thatsache, daß solch' Erkennen ein Erwachen bedeutet, wie es die Erfahrung lehrt.

Die bisher als unumstößlich gehaltene und fast zu einem historischen Dogma erstarrte Annahme bezüglich der Vorgeschichte Niederösterreichs läßt sich kurz in folgenden Sätzen skizziren: „Die Völkerwanderung und die Avarenstürme entvölkerten das heutige Niederösterreich vollkommen. Nach Vertreibung der Avaren aus diesen Landstrichen durch den fränkischen Eroberer Karl war das Land herrenlos. Karl kolonisirte es und führte das Christentum hier ein. Karl gewann es den deutschen Landen."

Lieber Leser, glaube kein Wort von alledem. Die moderne Wissenschaft hat neue Zeugen vor das Forum der Weltgeschichte geladen, und diese sagen aus, daß das Alles Irrtum und Unwahrheit ist.

Wohl ist es wahr, daß jene Blätter unserer heimischen Chronik, welche dieser fernen Tage gedenken, durch brodelnden Blutdampf und qualmenden Völkerbrand arg besudelt und schier unleserlich geworden, und die wenigen geschriebenen und gemeißelten Dokumente, welche in unsere Tage herüber gerettet wurden, obige dogmatisirende Sätze zu bestätigen scheinen; doch — auch damals verstand man schon die Kunst der Schönfärberei in Kriegsbulletins.

Die Geschichtsquellen jener Tage fließen aus römischen oder fränkischen Federn, und der auf diese allein angewiesene Historiker steht in demselben Dilemma, wie sein Kollege eines künftigen Jahrtausends stehen würde, der den deutschen Krieg von 1870/71 nach dem „Moniteur" allein schreiben wollte; auch dieser wüßte dann von „menschenleeren Einöden" und Ähnlichem gar anmutiglich zu erzählen.

Nun aber haben die jüngsten Kinder der historischen Wissenschaft, die Anthropologie und die Etymologie und deren nahe Verwandte die Geologie, jene schon erwähnten Zeugen aufgefunden und aufgestellt, welche ich „anthropologische Stammbuchblätter" nennen möchte, und welche jene dogmatischen Lehrsätze der Geschichte gar gewaltig richtigstellen.

Diese „anthropologischen Stammbuchblätter" nun bestehen in vorgeschichtlichen Denkmalen aus germanisch-mythologischer Vorzeit, und scheiden sich in drei Hauptgruppen, und zwar:

A. In wirkliche Monumente aus Stein und Erde aufgetürmt, oder in sonstigen Resten enthalten;

B. in Denkmale der Sprache;

C. in Mythen, Sagen und Volksgebräuche.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ehe jedoch diese mythologischen Denkmale in der Landschaft aufgesucht werden sollen, mag in flüchtigen Umrissen das Ergebnis der Richtigstellung der österreichischen Vorgeschichte hier niedergelegt sein.

Der erste richtiggestellte Irrtum betrifft die Südgrenze Germaniens, als welche die Donau gilt. Fälschlich hält man die am rechten (südlichen) Donauufer noch in römischer Zeit wohnenden Völker für Kelten.*) Diese von den Römern Noricum und Ober-Pannonien genannten Landstriche waren von den Boyern bewohnt, einem Zweigstamme der bayrisch-schwäbischen, also germanischen Völkerfamilie. Dadurch wird die Südgrenze Germaniens weit nach abwärts in die südliche Steyermark verschoben, dorthin, wo heute noch deutsche, romanische und slavische Stämme erbitterter denn je gegeneinander branden.

Die Donau aber wurde trotzdem die Nordgrenze des weltgebietenden Roms. Ein halbes Jahrtausend rang hier das Weltreich mit germanischer, oder nennen wir doch das Kind gleich beim richtigen Namen, mit deutscher Freiheit. Hier auf jener, von der Donau durchströmten, weiten Tiefebene, dem Wiener Becken, sammelten die Römer ihr Macht-Centrum in Carnuntum**), was wie bei zwei sich reibenden Gewitterwolken zur Folge hatte, daß die Deutschen am linken (nördlichen) Donauufer, angesichts Carnuntums, ihren Kräftepol in einer mächtigen Festung und Königsstadt besaßen [wir wollen sie „Stilifrieda“***) nennen], welch' beide Orte sich nun durch fast fünfhundert Jahre sich gegenseitig bedräuend gegenüberstanden, bis endlich im Jahre 375 Carnuntum fiel, bis in diesem Jahre die Deutschen dort den Stärkegürtel Roms brachen und durch diese zum Völkerthore gewordene Bresche in unaufhaltsamer, schwerterstarrender Völkerfluth ihre Heere über Aquileja nach Italien ergossen; bis endlich von diesem Boden

---

*) Die in vorrömischer Zeit südlich der Donau gesessenen Kelten waren von den Germanen schon lange vor dem Erscheinen der Römer an der Donau weit südwärts gedrängt worden. Nur Reste blieben von ihnen in den Alpenwinkeln zurück.

**) Carnuntums Trümmerfeld liegt zwischen Petronell und Deutsch-Altenburg an der Donau. — Des Verfassers historischer Roman „Carnuntum“ (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1889, 2 Bände) schildert diese Kämpfe Deutschlands gegen Rom, auf Grundlage jahrelanger topographischer Studien an beiden Seiten der Donau. Die Ergebnisse dieser Forschungen bringen in der Form des historischen Romans ein gewaltig anderes Bild jener Vorgänge, als man es sich nach der gewohnten Schulansicht bisher vorzustellen pflegte.

***) Heute Stillfried an der March.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinweg**) Odovakar (Odoaker) nach Rom zog, das weströmische Kaiserreich stürzte, um erster deutscher König von Rom zu werden.

Hier auf diesem klassischen Boden der Völkergeschichte, auf welchem sich seit mehr als zweitausend Jahren alle Völker der alten Welt mit deutschem Mute maßen, um alle hier besiegt zu werden, wo in mehr als siebzig Schlachten die ehernen Würfel der Völkergeschicke ins Rollen kamen, der Weltgeschichte andere Bahnen weisend, hier wurde eine zweite Teutoburger Schlacht geschlagen, reicher an Erfolg als jene erste, wenn auch weniger bekannt als diese; aber sie brach auf Nimmererstehen den Thron der Cäsaren, besiegte die alte Welt, um auf deren Trümmern eine neue zu erbauen.

Noch wohnen die Nachkommen der Besieger Roms auf dieser heiligen Erde, noch bebauen die Epigonen Jener die Scholle, welche sie mit Römerblut düngten und mit dem eigenen befreiten, aus deren Mitte der erste deutsche König Roms hervorging. Dieses Volk sollte sich und seine Ahnen dadurch ehren, daß es ein Odovakar-Denkmal errichtet.

Nun brach die Völkerwanderung herein, jene Epoche der Geschichte, welche zu den mißverstandesten der gesammten Weltgeschichte gehört. Wieder sehen wir die alten Berichte unkritisch und wörtlich nacherzählt. wir sehen die Landkarte zum Schachbrett und die Völker zu Schachfiguren werden und mit affenartiger Geschwindigkeit Wohnsitze wechseln oder gänzlich verschwinden. Schon das Wort „Volk" in seinem noch heute gebräuchlichen Doppelsinne hätte dieses Mißverständnis klären können, wenn man sich des Ausdruckes „Kriegsvölker" besonnen hätte, der, wiewohl veraltet, doch hie und da noch angewandt wird. Die Zeiten, wo die Völker wirklich wanderten, wie solches von der Zeit der Völkerwanderung irrig geglaubt wird, fallen in weit frühere vorhistorische Tage zurück, wenn dies überhaupt jemals geschah.

Wandern kann nur ein Nomaden-Stamm nicht aber ein Volk, und in den Tagen der „Völkerwanderung" gab es in unserem Lande keine Nomaden mehr. Die germanischen Völker trieben Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, ja selbst Gewerbe, sie waren seßhaft und schon lange im Staatenverbande nach einheitlichem deutschen Recht von den Waltern geleitet, und aus diesen Gründen untrennbar an jene Scholle gebunden, welche sie heute noch bewohnen.

Aber genau aus gleichen Ursachen, nur in anderer Erscheinungsform, wie sich heute der Auszug „Europamüder" vollzieht, erklären sich jene Völkerzüge.

---

*) Aus Fabiana, dem heutigen Mautern in Niederösterreich.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:21 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die „Erbfolgegesetze", welche als Feudalgesetze und in der Unteilbarkeit der Bauerngüter ihre Wirkungen noch bis in unsere Tage herein deutlich erkennen lassen, jene Erbfolgegesetze, welche nur den Erstgeborenen anerkannten, die Nachgeborenen aber besitzlos erklärten, schufen nach modernen Begriffen ein Proletariat, und dieses, nachdem es Rom schwach gesehen, schaarte sich als Gefolgschaft um einen zweitgeborenen Königsohn, und zog auf Beute und Landerwerb aus. Es fuhr unter dem Namen seines Stammvolkes, aber von demselben unabhängig aus. Der besitzende Teil des Volkes jedoch blieb unverrückbar in den altererbten Marken und Landstrichen sitzen.

Siegte solch ein Völkerheer, so nahm es den Besiegten ein Drittel des bebauten Landes ab, während zwei Drittteile den Besiegten verblieben, es bildete den Adel des eroberten Landes, gab diesem seinen Namen, während die Besiegten unter die Sieger als Unterthanen verteilt wurden, welche nebst den ihnen als Eigentum verbliebenen Zweidritteln noch das Eindrittel als „Herrenäcker" im Robot zu bebauen hatten. Mißglückte der Angriff, wurde das Völkerheer von den Angegriffenen besiegt, so wurden jene Knechte, und der Name des Völkerheeres ging unter. So erklärt sich das oft weite Wandern der Völker, das Auftauchen und Verschwinden von Völkernamen, und die Entstehung des Adels wie des besitzenden Bauernstandes. Aber wohlgemerkt, dies Alles vollzog sich, ohne daß das Volk selbst seine Sitze änderte, das an der Scholle haften blieb; und solches schon darum, weil dies in dem, damals von allen germanischen Kriegsvölkern heilig gehaltenen Völkerrecht, welches dem Sieger nur ein Drittteil des bebauten Landes als „Sieger-Los", zusprach, seine Begründung und Erklärung findet. —

Erst die Avaren änderten diesen Brauch, sie waren eben kein Ackerbau treibendes Volk; sie forderten daher Tribut an Materialien. Da sie aber ebenfalls mehr als ein Jahrhundert im Lande blieben und lebten, in dieser Zeit z. B. aber auch der Weinbau nicht verloren ging, so beweist solches, daß sie aus Klugheit und dem Selbsterhaltungstrieb gehorchend, das Land keineswegs verwüsteten, vielmehr den Landbau schonten. Das Nibelungenlied, das aus Volksüberlieferungen das Gedächtnis an die Avarenherrschaft bewahrte, bestätigt das Sprichwort, „Wohin Avarenrosse stampfen, dort wächst kein Gras mehr" gewiß nicht.

Jetzt aber kamen die Franken mit ihrem ländergierigen Karl. Dieser war der Erste, welcher das Völkerrecht nicht achtete; er nahm den Besiegten allen Besitz und drückte sie noch tiefer als zu Knechten herab, indem er sie zu nun besitzlosen Leibeigenen machte. Um sich aber einen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schein von Berechtigung zu geben, um die Besiegten nicht nur physisch sondern auch psychisch zu beherrschen, führte er das Christentum als Staatseinrichtung ein. Das war aber ein unbegründeter Vorwand, denn schon Jahrhunderte vor ihm bestand das Christentum im Lande, wie aus zahlreichen Kirchengründungen und Heiligenlegenden hervorgeht. Es war ihm auch durchaus nicht um die Kirche als solche zu thun, sondern nur um eine gute Polizei und die Kirche deuchte ihm dazu am tauglichsten.

Nur wer sich taufen ließ, erhielt als Leibeigener sein vorheriges Eigen als „Lehengut" wieder, er war „Höriger ohne Besitz" geworden. Wer die Taufe nicht nahm, mußte fliehen oder verfiel dem Henker, sein ohnehin herrenlos gewordenes Gut ward „Königseigen", es verfiel dem „Fiscus regius." — Karl aber — obwohl er der Große genannt wird — hatte sich zum modernen Staatsgedanken, der damals den Germanen schon gar wohl bekannt war, nicht aufzuschwingen vermocht. Er fühlte sich und gab sich nur als Großgrundbesitzer, er kannte keinen Staatsschatz, sondern behandelte jegliches Krongut als sein unmittelbares Privateigentum. Seine Vasallen waren daher eigentlich nichts mehr als seine Gutsverwalter.

Nun folgten die Pfarr- und Klostergründungen, welche als Kolonisationen gelten sollten, in Wahrheit aber nur das Kloster- und Pfarrpersonal begriffen, oder die Familie des neuen Herrn, respektive des neuen Adels, da der alte seiner Rechte als Besiegter verlustig ging. Das Volk aber, das blieb auch jetzt an der Scholle haften, und blieb fortwährend dasselbe, wie es auch heute noch dasselbe ist, welches seit mindestens drei Jahrtausenden hier seßhaft war und ist; es beugte eben in der überwiegenden Mehrzahl, nachdem es führerlos geworden, seinen Nacken dem Joch und erduldete seufzend sein Schicksal. Doch aber haben auch wir in Niederösterreich selbst noch Adelsgeschlechter, welche in vorkarolingische, oder was dasselbe ist, in germanisch-heidnische Tage zurückgreifen, und auch diese zählen zu den „Denkmalen".*)

So richtiggestellt, in breiten Strichen skizzirt, erscheint das Bild jener fernen, kraftstrotzenden Periode vaterländischer Vorgeschichte, und bedarf es wohl kaum besonderer Hinweise auf die gewaltige Verschiedenheit von dem bisher Angenommenen und dem hier Ausgeführten.

Wenden wir nun unsere Blicke auf unsere „anthropologischen Stammbuchblätter", und zwar auf deren erste Gruppe: „die faktischen Monumente aus Erde und Stein aufgetürmt," so wollen wir zuerst die Frage beantworten, wo sich dieselben befinden.

---

*) Siehe: „Wurmbauer, Wurmgarten, Wurmbrand" dieses Buches.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dem Hauptwaffenplatze der Römer, Carnunt, gegenüber am linken Donauufer, lag der süddeutsche Kräftepol, den wir — wie gesagt — „Stilifrieda“ nennen wollen, auf welches Machtzentrum zu durch lange Jahrhunderte hindurch strahlenartig die Volkskraft zustrebte und als es gelang, Carnunt zu stürzen und Rom dort die Todeswunde zu versetzen, verbreitete sich wieder von dieser Bresche aus strahlenartig über das Land die deutsche Waffenfluth, im unaufhaltsamen Brandungsgang nach Rom.

Daher treffen wir dort wo die March sich in die Donau ergießt, die größte Zahl solcher Monumente, die nach Norden und Westen zu immer weniger dicht werden, darum finden wir am rechten Ufer, dort, wo Carnuntum stand, also auf wiederbefreiter deutscher Erde, die zahlreichsten Denkmale, welche sich nach Süden und Westen gleichsam in strahlenartiger Abschwächung über die beiden Wienerwaldviertel verbreiten.

Diese Denkmale nun, deren Niederösterreich allein über hundert zählt, bestehen aus Tempelstätten, Grabhügeln und Befestigungen. Erstere beide bestehen aus Erdaufschüttungen, seltener aus Steinsetzungen, weil in den weiten Ebenen und im niederen Hügelland Steine ein zu seltenes und kostbares Material sind, da, wie bekannt, im Marchfelde keine erratischen Blöcke vorkommen.

Um gleich mit dem hervorragendsten Bauwerke dieser Art zu beginnen, mag des großen „Hausberges“ von Stronegg gedacht sein. Derselbe bedeckt einen Flächenraum von 12,000 Quadratmeter, hat einen Umkreis von 340 Schritten und umfaßt mit einem labyrinthartig gewundenen Wall einen ovalen Stutzkegel, der sich 12 Meter hoch erhebt, eine Fläche von beiläufig 5000 Quadratmeter deckt, sowie eine, sich auf quadratischer Basis erhebende Pyramide in einer Höhe von 475 Meter und einem bedeckten Flächenraum von 240 Quadratmeter. Dieses imposante Bauwerk, das vollständig erhalten ist — ist das größte der Welt! Die bekannten drei Göttergräber bei Alt-Upsala in Schweden um 1 Meter überragend, während der größte „Mons“ in den Vereinigten Staaten Nordamerikas nur circa 6000 Quadratmeter Flächenraum deckt.

Nicht kleine, unscheinbare, schwer zu erkennende Hügel sind es, welche dem Pfluge verfallen sind, nein, wirkliche Bauten, Erdbauten, welche der einheitlich geleiteten Kraft Hunderter von Händen bedurften, um mit der Schaufel aufgeworfen zu werden, um bergähnlich die Häuser des Dorfes zu überragen. Nicht genug an dem; der „Tumulus“ von „Unter-Gänserndorf“, der kreis- und terrassenförmig sich erhebt,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trägt auf seinem Plateau den Ortsfriedhof, ein Beweis für seine Größe und unvergessene Heiligung. Andere ähnliche Bauwerke tragen oder umgeben christliche Kirchen, ein Umstand, auf den wir später nochmals verweisen werden, gelegentlich der sprachlichen Denkmale.

Betrachten wir nun die Formen dieser Bauwerke, so finden sich die verschiedensten Typen, welche jede in mehreren Parallelerscheinungen vertreten sind. So der einfache kegel- oder hügelförmige Tumulus, dann solche mit umlaufenden Graben oder mit umspannendem einfachen und doppelten Wall und Graben, auch wohl einfache, doppelte und dreifache Ringwälle ohne Tumuli. Alle die vorerwähnten Bauten sind kreisrund, doch finden sich auch auf quadratischer Basis aufgeführte Stutzpyramiden mit oder ohne Graben; auch solche, wie jenes kolossale Werk von Stronegg, welche beide Formen verbinden, finden sich, wenn auch in kleinerem Maßstabe wieder, eben so auch gekoppelte Tumuli.

Weit rätselhafter und darum weit interessanter, als diese oberirdischen Bauten sind jedoch die unterirdischen, welche Niederösterreich und die nächsten mährischen und ungarischen Grenzgebiete in so reicher Zahl und Ausdehnung besitzt, während nur noch in Bayern sich ähnliche Erdbauten nachweisen lassen, welche, was Anlage und Technik betrifft miteinander vollkommen übereinstimmen.

Durchschnittlich bestehen solche künstlichen Höhlen aus 2 bis 4 Meter langen, 0,5 bis 2 Meter breiten, und 0,5 bis 3 Meter hohen Kammern; selten kann man größere Dimensionen beobachten. Auf einem meist regelmäßigen, rechteckigen Grundriß konstruiert, verlaufen die Wände im Spitzbogen, selten im Rundbogen nach oben, welche Abschlußformen der Decke durch die dadurch verringerte Einsturzgefahr bedingt waren, wobei selbstverständlich keinesfalls an irgend welchen Baustyl gedacht werden darf.

Die Kammern sind durch zahlreiche, wirr durcheinander laufende Gänge verbunden und zugänglich, welche Gänge oft — vermuthlich um unberufene Eindringlinge zu verwirren — wahre Irrgänge bilden, die oft von senkrecht abgeteuften Schachten unterbrochen sind. Diese Schachte bildeten die Fallen für Uneingeweihte, nach dem Systeme von Wolfsgruben.

Für gute Ventilation ist übrigens trefflich Sorge getragen; aus Kammern und Gängen führen Luftschachte senkrecht nach außen, oft deren mehrere aus einer Halle; durchaus ist die Luft eine reine, gut atembare, nirgends fühlt sich die Brust beengt. Aber auch andere Schachte führen aus dieser künstlichen Unterwelt zur Oberwelt. Diese führen in schiefer Richtung aus trichterförmigen Nischen, welche

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich wie ein Schallrohr rasch verengen in's Freie. Das sind zweifellos Sprachrohre zu Orakelzwecken bestimmt, um die Stimme Gottes oder des Geistes aus der Erde hervortönen zu lassen.

Die Ausarbeitung ist bei allen gleich, nur die Glättung der Wände ist verschieden. Während man in der einen Höhle die Spuren des Grabwerkzeuges noch deutlich verfolgen kann, sind andere wieder sorgsam geglättet, man möchte beinahe sagen poliert, und scheinen sie mit einem feinen Lehmverputze beschlagen worden zu sein, der sich hie und da auch in feinen Blättchen loslöst. Mauerwerk findet sich nirgends.

Nach dieser allgemein charakterisierenden Schilderung mögen hier einige Sonderbeschreibungen wohl am Platze sein.

Von ganz besonderem Interesse ist die eine der beiden „Schlafkammern" des Höhlensystems, oder wie das Volk sagt, des „Erdstalles" von Ruppersthal. Dieselbe ist ein unregelmäßiges Trapezoid mit abgestumpften Ecken; zwei Gänge münden in dieselbe, die eine an der Stirnseite dem Lager gegenüber, die andere zur Linken des durch den ersten Gang Hereingekommenen. An der schmäleren Stirnseite der Kammer zeigt sich eine pritschenartig geneigte Fläche, von deren Fußende sich rechts ein schmaler stufenartiger Ansatz längs der rechten Wand hinzieht, erst an der Gangmündung endet, neben welcher er wieder beginnt und bis zur zweiten, linken Gangmündung hinläuft. Zwischen der Bettstelle und der Gangmündung befinden sich in der Wand zwei Nischen, deren kleinere zur Aufnahme der Lampe, die andere aber offenbar, da sie bedeutend größer, als Schrank gedient haben mochte. Zu Häupten des Lagers zieht sich querüber eine Art Gallerie hin, gewiß gleichen Zwecken wie die große Nische dienend, nämlich als Aufbewahrungsort von Geräten, Waffen oder dergleichen.

Eine nicht minder merkwürdige Halle tritt uns in der „Säulenhalle" des unendlich weit verzweigten Erdstalles von Erdberg entgegen. Diese Kammer hat bei einer Höhe von 2 Metern eine Länge von 3,4 Meter, und erscheint links durch drei aus dem Löß (sandiger Lehmboden) herausgearbeitete Säulen getragen, hinter welchen eine Art Gallerie in sehr bescheidenen Dimensionen (nur 80 Centimeter hoch und 40 Centimeter breit) zum Vorschein kommt.

Erdberg besitzt aber noch zwei andere hochinteressante Kammern. Die eine bildet eine Ellypse mit zwei geraden Abschlüssen, in welcher je eine Sitznische sich befindet, während an den ausgebogenen Längswänden Sitzbänke hinlaufen wie in der Schlafkammer von Ruppersthal. Diese Bänke sind aber nicht etwa aus Holz, sondern aus dem lebenden Boden ausgespart vom grabenden Arbeiter. Das Besondere

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Halle ist aber, daß statt der Lichtnischen, in den scharfen Winkeln der vier Ecken, aus dem Löß ausgesparte Lichtkonsolen bemerkbar sind, ein sich nirgends wiederholendes Unicum. Dieser Raum war eine „Halle des Rathes"; heute würde man Salon sagen. Jeder größere Erdstall besitzt eine solche, so der von Röschitz eine mit acht Sitznischen, deren eine als Stufe des einmündenden Ganges dient. Diese Hallen bilden stets den Schluß des ganzen Systems, und sind immer in einer von den übrigen Kammern abweichenden, sie besonders auszeichnenden Form gehalten; oft sogar halbrund, wie ein halber Bienenkorb von Innen gesehen.

Unstreitig die interessanteste aller dieser Schlußkammern findet sich abermals in den Erdställen von Erdberg. Sie bildet im Grundrisse eine Fläche, begrenzt von einem Kreissegment von etwa zwei Drittel Umfang und einer Geraden und steigt in kuppelförmiger Wölbung über zwei Meter auf, während die gerade flache Wand ober dem Einschlupf senkrecht abfällt und nur eine Lichtnische zeigt. Der Umfang der Rundung aber beträgt beiläufig fünf Meter und enthält wieder acht Sitznischen, über welchen das Gewölbe muschelartig ausgewölbt ist, und solchergestalt in gleichmäßigem Graten sich gegen den Mittelpunkt konvergierend verläuft, wo eine etwa 40 Centimeter messende Horizontalscheibe sich zeigt, aus welcher senkrecht ein Luftschacht nach außen führt.

Diese unterirdischen Erdbauten entsprechen meistens auch den Sagen von „versunkenen" Schlössern; das Volk wußte von den Bauten, welche oberirdisch zu jenen unterirdischen gehörten, und welche längst, da sie aus Holz waren, verschwunden sind. Diese Bauten habe ich in meinem Romane Carnuntum mit Gestalten belebt, es sei diesbezüglich auf diese Dichtung verwiesen.

Die Frage, ob jene Räthsellabyrinthe Wohnungen, Kultstätten oder Kolumbarien waren, dürfte dahin zu beantworten sein, daß dieselben in erster Linie Winterwohnräume und Vorratsmagazine gewesen waren, und in speziellen Fällen Kultuszwecken dienten. Bei dem konservativen Charakter jedes Kultes, dienten sie noch lange dem kulturellen Brauchtume, nachdem auch schon die Winterwohnungen allgemein oberirdische geworden waren, und dienten dem Wuotansculte auch dann noch, als er dem Christentum gewichen und zum Aberglauben herabgesunken war, ja sie mögem diesem vielleicht sogar hie und da noch heute dienen. Selbst als Schlupfwinkel für lichtscheues Gesindel, oder als Unterstand von Unglücklichen. Der berüchtigte Räuber Grasl, der anfangs dieses Jahrhunderts Niederösterreich

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsicher machte, hatte in diesen Erdställen lange Jahre allen Nachforschungen getrotzt. „Er war wie in die Erde versunken" sagen die Berichte seiner Verfolger; ja er war eben hinter den Büschen thatsächlich in die nur ihm bekannten Einschlüpfstellen der Erdställe geschlüpft. Gelegentlich des Besuches, den wir dem Hermannskogel abstatten werden, finden wir einen ähnlichen Erdstall durch acht Jahre von einem modernen Einsiedel bewohnt, ohne daß es vorher jemand geahnt. Die Reihe jener vorwiegend gottesdienstlichen Bauten schließen einige Steinsetzungen; so die Steinallee auf dem Stolzenberg und der hangende Stein am Anninger bei Medling. An die gottesdienstlichen Bauten fügen sich nun die Befestigungsbauten an, deren mehrere an beiden Donauufern zu verzeichnen sind, und deren imposanteste jene der alten quadischen Königsstadt „Stilifrieda" sind. In einer Gesammtlänge von 1900 Metern umfangen riesige Brandwälle, bis zu einer Höhe von 12 Meter aufsteigend, einen Flächenraum von 27 Hektar, und die Befestigung würde, Fernwaffen abgerechnet, heute noch eine bedeutende Heeresmacht erfordern, um sie zu halten oder zu nehmen. Das Volk, das solche mächtige Bauten aufthürmte, war aber, wie wir in der Folge beweisen wollen, ein urgermanisches, ein deutsches. Der klassische Boden der Weltgeschichte, auf dem wir stehen, ist urgermanischer Boden; hier erkämpften unsere Väter die deutsche Freiheit von den Römern, den Avaren, Hunnen und Magyaren, den Mongolen und Slaven, hier schlug der Habsburger den Przemysliden und gründete Österreich.

Wenn uns die überraschende Menge der aus Stein und Erde aufgetürmten Denkmale unserer dem Wuotanskultus ergebenen Ahnen im Wiener Becken imponiert, wenn uns auch die gewaltigen Erdbauten gerechtes Staunen abnötigen, so sind doch diese Monumente stumm, und würden ebensogut für jedes andere Volk sprechen, denn derlei Bauten sind so ziemlich über die ganze Welt verbreitet, man findet sie in Asien wie in Nordamerika, auf Trojas althistorischer Scholle wie in Skandinavien. Seele und Leben aber gewinnen dieselben erst dann, wenn wir sie mit den sprachlichen „Denkmalen" und den „Sagen, Mythen und Gebräuchen" in Verbindung bringen, und diese Ergebnisse wieder durch vergleichende Parallelen mit analogen Forschungen in anderen deutschen Landen sicherstellen. Diese „sprachlichen Denkmale" geben uns nicht nur die interessantesten Aufschlüsse über die deutsche Mythologie in ihrer localen Auffassung, gewähren uns kulturgeschichtliche Fingerzeige von ungeahnter Wichtigkeit, lassen uns die einzelnen Völkerzüge auf der Landkarte verfolgen, sondern — und

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dies ist entschieden das wichtigste Moment — sie beweisen mit zwingender Gewalt, daß Niederösterreich fortwährend, ohne Unterbrechung, und zwar deutsch bevölkert war. Wohl wechselten die Namen der Völkerschaften; Heruler, Quaden, Marcomannen, Türkilinger, Boyer, Noriker, Rugier und andere erscheinen und verschwinden; doch brauchen wir hier nur an schon Gesagtes zu erinnern, um sofort zu begreifen, daß das „seßhafte" Volk ununterbrochen dasselbe blieb, es war, das „Dauernde" im Wechsel, so wie es sein Brauch und seine Sitte war, während Name und Adel allein das „Vergängliche", das „Wechselnde" in sich begriff. Die furchtbarste Epoche für das „seßhafte Volk" waren die Geburtswehen des „karolingischen" Christentums und die fränkischen Raubzüge; daß aber auch diese weder eine menschenleere Wüste antrafen, noch das Land — trotz aller Gräuel, trotz der Verletzung damaligen Völkerrechtes — entvölkerten, dies beweisen jene sprachlichen Denkmale erst recht.

Ehe wir jedoch uns zu diesen direct wenden, mag noch eines Umstandes Erwähnung geschehen, der Obiges beweisen hilft, wenn er auch eigentlich außer dem Rahmen unserer Betrachtung zu liegen scheint. Es gab doch in jenen Tagen keine Landkarten, und wie anders als durch mündliche Überlieferung eines „seßhaften" Volkes hätten jene „sprachlichen Denkmale" über die Periode der Entvölkerung herübergerettet werden können? Wie hätte das „römische Erbe": der Weinbau sich anders erhalten können als durch fortdauernde Pflege, die wieder nur ein seßhaftes und kultiviertes Volk bedingt? Wie stimmt dies zu dem heute noch leider von deutschen Schriftstellern ihren eigenen Ahnen angethanen Schimpf, diese Völker „Barbaren" zu nennen?

Fassen wir nun die „sprachlichen Denkmale" näher ins Auge so zeigen sich uns diese als „Ortenamen" im weitesten Sinne, nämlich als solche Namen, welche Wald und Au, Berg und Thal, Flur und Feld, Strom und Bach, Stadt und Burg führen, und hier zeigt sich das interessante Ergebnis, daß mehr als die Hälfte der heute noch üblichen Ortenamen in vorkarolingische Tage zurückgreifen, wenn gleich nicht urkundlich beglaubigt, so doch etymologisch erwiesen.

Es geht daraus hervor, daß Niederösterreich nicht nur bevölkert, sondern sogar dicht bevölkert war, und dies mußte es denn auch gewesen sein; wie hätte es sonst den ungeheuren Menschenverbrauch der Römerkriege decken, wie sonst solche Werke wie jenes von „Stilifrieda" aufführen können. Ferner geht daraus hervor, daß schon vor zweitausend Jahren der größte Teil unserer heute noch blühenden Städte und Dörfer bestanden, wodurch die oft citirte Stelle

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus Tacitus' Germania widerlegt wird*), was übrigens auch durch „Julius Cäsars gallischen Krieg"**) berichtigt werden kann. Greifen wir nun die „mythologischen Ortenamen" hervor, so teilen sich diese wieder in zwei Serien; die erste Serie bildet jene Gruppe, welche neben dem Namen noch das alte Heiligtum selbst bewahrt, welches entweder ein von Menschenhänden aufgetürmtes Bauwerk oder eine sonstige geheiligte Stätte ist; wie zum Beispiel ein Berg, ein Hain, ein Baum, eine Quelle oder eine Höhle, während bei der zweiten Serie lediglich der Name geblieben ist. So finden wir den Namen Wuotans, der in unseren Gegenden Woldan, Wult und Hruoperaht (Rupprecht) genannt wurde, in Wutterwald, Wulzendorf, Wultendorf, Wullendorf, Wilfersdorf, Wilfungsmauer, und Anderen vertreten. Seine Gattin Frigga, in unseren Gegenden Frouwa, Peratha (Bertha, die Prächtige) und Holla (Hulda) geheißen, erscheint in zahllosen Namen, wie: Hollenburg, Hollabrunn, Hollentann, Hollarn, Frauendorf, Frauenburg ꝛc. Deren Cultstätten, „Jungbrunnen" genannt, sind noch heute unvergessene geheiligte Quellen und zu Wallfahrtsorten des Christentums oder des Aberglaubens geworden. Zu ersteren zählten Hollabrunn, Mariabrunn, Brunn und Andere, zu letzteren das „Jungfernbründl" bei Sievering nächst Wien, der „Jungbrunnen" im Paßthal, der die Grenze zwischen den beiden Vierteln ob und unter dem Wienerwald bildet. Auch die anderen Asen und Asinnen sind, und wohlgemerkt, jeder Name wiederholt vertreten. So findet sich Donar, in vielen Donnerkanzeln ꝛc.; Loki der Fürst der Teufe (Tiefe, heute verchristlicht im Teufel) an allen jenen Orten, welche in Name und Sage an den Teufel gebunden sind. Dessen Tochter und weibliches Spiegelbild Helia erscheint gleichfalls sehr häufig; z. B. noch im heidnischen Sinne im Höllenthal, verchristlicht aber im Helenenthal.

Und so wie diese, sind sie alle vertreten in hunderten von Ort- und Flurnamen, welche, und dies ist wohlzubeachten, nie einzeln sich finden, sondern stets in zusammenhängenden Gruppen, wodurch die

*) Cornelius Tacitus, „Die Germania". Cap XVI. „Daß die germanischen Völker keine Städte bewohnen, ja, daß sie nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze lieben, ist allbekannt. Einsam und abgesondert siedeln sie sich an, wo gerade ein Quell, eine Au, ein Gehölz einladet."

**) Jul. Caes. Commentarii de bello gallico et de bello civili Tom. II., Cap. XXIX. Die Stadt der Aduatuker; und an anderer Stelle, die Beschreibung dieser im fernsten deutschen Westen gelegenen Stadt, ist typisch für alle heute noch erhaltenen Quadenstädte Niederösterreichs im fernsten Osten Deutschlands; so für „Stilifrieda", „Die alte Burg am Stein" (Deutsch-Altenburg) und andere.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Enträthselung der einstigen Sonderweihe der betreffenden Heilsstätte sich bietet wie ein aufgeschlagenes Buch.

Sind diese Ortenamen nun kenntlich an den unleugbaren altmythischen Deutungen, so sind solche einer anderen Gruppe noch besonders zu erwähnen, welche heute zwar christliche Namen tragen, doch unverkennbar aus heidnisch-deutschen Kultplätzen hervorgewachsen sind. Einige nannten wir schon. Der Drachentöter Wuotan erscheint als St. Michael, der Drachentöter Balder (Siegfried) als St. Georg, Wuotan der ruhmprächtige Götterkönig als Rupprecht, so wie „St. Martin, der auf dem Schimmel geritten kommt", ebenfalls sein christliches Spiegelbild ist. Frouwa, Hulda, Perahta und Ise sehen wir durch die Himmelskönigin Maria verchristlicht, wie in Mariabrunn, Maria-Taferl, Maria-Drei-Eichen und vielen, vielen anderen Ortenamen. Fraya erscheint in der heiligen Agnes wie in St. Frein verchristlicht und historisirt, mit welcher weiter noch eine sich selbständig abhebende Gruppe von Ortenamen zusammenfällt, welche die Erinnerung an den Nornen-Cultus und die Walküren bewahren.

Noch aber mag eines Wortes gedacht werden, das in den verschiedensten Verstümmelungen in zahlreichen Ortenamen auftaucht, wo regelmäßig dann auch ein prähistorisches Bauwerk sich findet, und zwar stets ein Tumulus; dieses Wort ist: „Lee". Breitenlee, Schotterlee, Langenleebarn, Langenlois, Lewern und viele Andere sind mit diesem Worte „Lee" verbunden, woraus sich erklärt, daß solche Hünengräber „Lee oder Leeberge" hießen und außerhalb der Gruppen der eigentlichen Tempelbauten zu stellen sind. Diese Leeberge nun sind die Hünengräber des Nordens, unsere „Wacht"- und „Hüttelberge", welche über den verglommenen Leichenbrand eines gewaltigen Männergebieters aufgetürmt wurden, wie die Mythologie und das Heldenlied (Beowulf, Alphart's Tod und Andere) in vielen Beispielen bestätigen.

So zeigt denn auch diese kleine etymologische Blütenlese aus den Ortsnamen unseres schönen Niederösterreich, daß dieses Land ein urdeutsches war und ist, sein „seßhaftes" Volk bis heute ununterbrochen dasselbe blieb, das wenigstens drei Jahrtausende schon die Erdscholle bebaut und mit seinem Herzblute vor Fremdherrschaft schützte. Der Schwerpunkt des Beweises aber liegt in den „mythologischen Ortenamen"; denn Niemand wird behaupten wollen, daß jene Namen aus den Tagen des großen — „Kolonisators" Niederösterreichs stammen können.

Ebenso alte und echte Denkmale unseres deutschen Volkstums wie die „gebauten" und die „sprachlichen" sind die einheimischen „Sagen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mythen und Gebräuche". Auch unser schönes Niederösterreich ist eingehegt in den hochheiligen Harug deutschen Mythenwaldes, dessen zauberreiches Helldunkel uns, die wir uns darin ergehen, mit seinem kräftigenden Harzgeruch umduftet und mit den farbenglühenden Wunderblumen entzückt, die seinem Boden entwachsen. Wir kennen diese Blümlein, wir sahen sie schon blühen am Harz, im Thüringer und Odenwald, und sind erstaunt, daß das, was wir aus weiter Ferne bewunderten, uns hier so nahe blüht, so — unbekannt.

Unzählige Pfade führen durch das Zaubergeranke des Märchenwaldes, hier wölben sich seine herrlichen Dome zu stolzen Hallen altherrlicher Götterburgen, dort plätschert der verjüngende Jugendbrunnen, dort huschen drei Frauengestalten spinnend vorüber und hier zieht zwischen den schlanken Plattpfeilern, unter den schwerhängenden Schlingguirlanden das wilde Heer mit lautem „Hu Sau, Ha Loh!*) Wir aber wandeln, unbeirrt durch das spenstige Treiben den einen Pfad, der nach Asgard führt, und vermeiden die Seitenwege, welche sich nach vielen Richtungen abzweigen, zu manch' anderem Ziele geleitend, und welche wir bei künftig sich bietender Gelegenheit wandeln wollen.

Am deutlichsten traten die Gestalten Wuotans und seiner Gemalin hervor, und hier sei gleich betont, daß diese, wie die später zu erwähnenden Götter oder Göttinnen häufig verchristlicht erscheinen, wobei es jedoch genügt, einfach den Namen zu ändern, um sofort den sehr durchsichtig verschleierten Asen hinter dem christlichen Überkleid durchschimmern zu sehen.

Wie schon erwähnt, erscheint bei uns der Götterkönig meist unter dem Namen Wulz, Wult Woldan, Wut, (Wuotan), woraus sich die Schreckpopanze der Kinder, der „Rauwurzel", „Rauchal"**), „Wutzel" und der „Wauwau" entwickelten. Er zeigt sich als Mantelträger, wilder Jäger, Wunscherfüller, Schimmelreiter, Führer des wilden Heeres***), des Geister- und des Todtenheeres. Sein eines Auge und seinen Schlapphut — als Wunschhütel — kennt das Volk. Abgeblaßt, seines göttlichen Charakters entkleidet, erscheint er als Rattenfänger in Korneuburg wie in der Vorstadt Magdalenengrund von Wien, welche es dieser Sage zu danken hat, daß sie der alte Volkswitz mit dem Spottnamen „Ratzenstadtel" belegte. Diese Sage wiederholt genau

*) Ursprung des Jägerrufes: Hussa Hallo! — Loh = Wald.

**) Kinderreim: „Schau' dich nicht um, denn das ‚schwarze Rauchal' geht um".

***) Hierher gehört die Steinallee am Stelzenberge bei Stelzendorf, als Weg des Wuotes Heeres (wilden, wütenden Heeres).

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wörtlich jene von Hameln. Sie birgt verdunkelt die Auffassung Wuotans als Totengott, als Führers des Totenheeres, in sich. Als christlichen Heiligen erkennen wir ihn im Drachentöter St. Michael und die zahlreichen Kirchen dieses Erzengels (ältester Gründung natürlich) erscheinen auf solchen Cultplätzen erbaut, welche ihm in dieser Eigenschaft geweiht waren.*) Einer Urkunde namentlich sei Erwähnung gethan, welche, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stammend, Wuotans Namen schriftlich bewahrte. Unter den Abgaben, welche St. Pölten (Niederösterreich) an die Kirche in Passau zu entrichten hatte, kommt auch noch ein bestimmtes Quantum Haber vor: „minoris mensure quod dictur Wutfuter" — „Wutfuter" genannt. Dieses Wort „Wutfuter" aber bedeut „Wutfuotar", „Wutvater" also Wuotan. Nun aber ist bekannt, daß alle heidnischen Opfergaben nachträglich die Einkünfte der Kirche bildeten und daher dieses „bestimmte Quantum Hafer, Wutfuter" genannt, ehemals für die zu Opfergebräuchen gehaltenen Pferde bestimmt war. An mehreren Orten begegnet uns die bekannte Kyffhäuser-Sage. Als der „verwunschene König Otter" im Otter", einem Berge am Semmering, und eben so im „versunkenen alten Kaiser" bei Göpfritz, erscheint Wuotan als Wintergott schlafend im Berge mit seinen Einheriern, und daß der „alte Kaiser" als „Rothbart" historisiert ist, braucht wohl keiner weiteren Erwähnung. Der Name „Otter" aber erfordert vielleicht noch eine tiefergehende Begründung; es sei mir ein Abstecher nach Oberösterreich, und zwar nach „Ottensheim"**) gestattet. Dort zeigt das Haus Nr. 107 ein altes Relief, ein Kind in der Wiege vorstellend und darunter die Inschrift: „Jahr 1208, da Ottensheim noch nicht genannt war, ist Kaiser Otto auserkoren, allhie in diesem Haus geboren." Da nun Otto aber schon 1174 geboren wurde, erscheint diese Inschrift als Irrthum, wie manch' andere; es ist anzunehmen, insonderlich dem Styl entsprechend, daß sie dem sechzehnten Jahrhundert frühestens entstamme, und nur eine alte Tradition mißverstanden bewahre. Nun aber war „Odovakar" der erste deutsche König Roms, gerade aus unsern Donaugegenden ausgezogen, seine Geburtsstätte ist unbekannt, doch seine großen Erfolge sicherten ihm gewiß eine außergewöhnliche Popularität in seinem Geburtslande. Er war doch als Abenteurer ausgezogen und König geworden, aber gleich Friedrich Rotbart nicht

*) Besonders begünstigt durch die Ähnlichkeit von Michael mit mihila = groß; hierher gehört auch der „deutsche Michel".

**) Stadt und Schloß „Ottensheim" erscheint schon im Jahre 777 urkundlich erwähnt.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr heimgekehrt. Es ist daher wohl nicht allzu gewagt, Ottensheim als seine Geburtsstätte anzunehmen, und ihn als den „verwunschenen König Otter" zu betrachten, als welcher sich Wuotan in diesem speziellen Falle historisierte.

Die Göttermutter und Götterkönigin Frouwa, Hulda und Perahta, sehen wir zweigestaltig entweder als Himmelskönigin Maria verchristlicht, und in ihrer alten hehren Würde belassen, oder irrend als Gespenst von bald gutmütigem, bald bösartigem Charakter (wohl als strafende Gottheit nachweisbar) und auch geradezu entwürdigt zum Schreckpopanz der Kinder. Als christliche Himmelskönigin sahen wir sie in Mariabrunn, Mariataferl, welch' letztere Kirche erst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine heidnische Opferstätte endgiltig besiegte.

Das „Taferl", über welches die Kirche sich nun wölbt, war ein altheidnischer Opferaltar, von dem das Volk nicht lassen wollte. — Ebenso in Maria-Drei-Eichen, Maria-Bründl, Maria-Brunn und vielen anderen Orten. Als Gespenst kennen wir sie als Prechtl und Perchtl als weiße Frau, als Ahnfrau (z. B. Bertha von Liechtenstein), ja selbst als Schreckpopanz der Kleinen. Unartigen Kindern, welche nicht das essen wollen, was ihnen die Eltern vorsetzen, schneidet sie den Bauch auf, füllt diesen mit Werg und näht dann den Bauch wieder zu. Statt der Nadel nimmt sie die Pflugschaar, statt des Fadens die Sperrkette. Wenn sie aber bei besonders übler Laune ist, zündet sie das Werg noch überdies vor dem Zunähen an.

Auch Donar und seine Gemahlin Siebia (Sippia, Sif) sind unvergessen. In der Sage von Greifenstein berührt sich Donar mit Wuotan. Der „Griff in den Stein" mahnt an den Blitz, „der in die Steine (Riesen) greift, als wären sie aus Butter", die befreite Jungfrau aber deutet auf die befreite Gerda, welche der winterliche Wuotan bewachte. Die unterirdischen Gänge, die unterhalb der Donau bis nach Kreuzenstein führen sollen, geben Kunde von hier geübtem Nornendienst. Als Schätzehüter und -Gewährer erscheint Donar wiederholt, ebenso Siebia, sein weibliches Spiegelbild; er als „St. Christophorus", sie als „St. Corona". — Sowohl das „Christophorusgebet" wie das „Coronagebet" sind von der Kirche streng verpönte Gebete, welche nichts weiter sind, als mit dünner christlicher Tünche überzogene altheidnische Beschwörungszauber. Im Verlaufe dieses Buches werden dieselben ausführlich behandelt werden. Siebia erscheint aber nicht nur als St. Corona, sondern noch heidnisch gebraucht in ihrem Symbol des Siebes in vielen Zaubergebräuchen. Ja, wir sehen das Sieb selbst

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heute noch als Schmuck eines stattlichen Fuhrmannszeuges, buntbemalt und mit frommem Spruch geziert am Wagen baumeln; es gilt als Schutzmittel gegen Verhexung der Pferde, denn durch dasselbe siebt der Fuhrmann den Haber für sein Gespann in fremder Herberg unter dem Murmeln von gewissen Formeln.

Der böse Loki, auch Voland genannt, abgeschwächt als „Schmied Wieland", findet sich sowohl als Sagengestalt, wie als Fürst der Teufe im christlichen Teufel. Da aber auch hin und wieder, wie es eben selbstbegreiflich ist, auch Wuotan und Donar als Teufel erscheinen, mag hier der Sonderzeichen Erwähnung gethan werden, nach welchen sich diese „Drei-Teufel" unterscheiden. Der Pferdefuß, deutet nach dem ihm geheiligten Opfertier auf Wuotan; Bocksgehörne, Bocksfüße und Bocksgestalt auf Donar; die Kette aber auf den gefesselten Loki. — Darum ist der berühmte Krampus, der mit dem Nicolo kömmt, Donar und Loki in einer Person, denn er ist in Bocksgestalt und trägt die Kette. Die Götter zogen immer zu Dreien durchs Land, wie die heiligen Drei-Könige (Wuotan-Melchior, Donar-Caspar, Loki-Balthasar; letzterer der Mohr); da nun gegen die mythische Regel Nicolo und Krampus aber nur zu Zweien reisen, der Krampus hier aber Donar und Loki in einer Person vertritt, ist auch der Drei-Götter-Auszug am Nicolausabend dadurch wieder gefunden.

Beachtenswert ist, daß wie Frouwa die weibliche Seite Wuotans, wie Siebia ebenso die weibliche Personifikation Donars begreift, beide aber solches im Bilde der Ehe vorstellen, Helia das weibliche Spiegelbild Lokis ist. Aber hier ist nicht die Gattin, sondern die Tochter in den Vordergrund geschoben, und dies mit tiefem Verständnis. Helia ist das Ende, der Tod, und da hört die Zeugung auf, sie kann darum nicht Zeugerin (Gattin), sondern nur Gezeugte oder Tochter sein. Sie ist darum wie alle anderen Nachkommen Lokis nur auf Zerstörung bedacht. Nur Signe, Lokis Frau, macht hier eine Ausnahme; sie hält in treuer Gattenliebe bei dem Gefesselten aus, und darin liegt die Hoffnung der Wiedergeburt nach Lokis Entfesselung, nach Besiegung des Todes.

Der Gedanke der Wiedergeburt nach der Besiegung des Todes beruht in der mythischen Auffassung, daß Loki ursprünglich der in der Materie zur Erscheinung gekommene, in's sichtbare Leben getretene Geist ist; eine Gottheit der man nur deshalb im weiteren Verlaufe mythischer Entwicklung den Charakter des Bösen beilegte, weil man es wohl fühlte, daß nur in dieser thätlichen Verbindung von Geist und Materie ein Böses erzeugt werde. Darum ward auch er mit

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Personification der Erde, mit Signe vermählt. Aber auch Signe ist es wieder, welche einen vorzüglichen Beweis von der hohen, an Vergötterung heranreichenden Frauenverehrung unserer Ahnen liefert, denn gerade sie, welche den bösesten unter den Göttern zum Manne hatte, sie ist die beste Frau. Als Loki gefesselt war — sein Mythos ist das Urbild der Prometheusmythe, denn er selber ist Prometheus —, als er von allen Göttern verlassen war, die ihm doch Eide der Treue geschworen, da hält das treue Weib bei dem Geächteten aus, ihm, soweit ihre Kraft reicht, die Leiden zu mildern. Das ist ein Zug echt deutscher Frauentreue. Darum weiß auch die Mythe von Signe am wenigsten zu erzählen, denn die besten Frauen sind eben diejenigen, an welche die Klatschsucht der übrigen nicht heranzukommen vermag. Glücklich aber das Volk, das sich in solchen Göttergestalten zu spiegeln vermag.

Loki erscheint darum nie in Gesellschaft seiner Frau wie die übrigen Götter, sondern in jener seiner Tochter Helia. Wie diese erscheint er schwarz, begleitet sie in den Sagen jedoch nicht als Teufel, wohl aber in der Gestalt des Totentieres, des schwarzen Hundes.

Mit Helia schließt sich der Ring der weiblichen Drei-Gottheit als Einheit, und ist damit das Gebet zur Fraya gerechtfertigt, das da lautet:

„Die Du Kinder und Früchte erzeugst im Überflusse, hehre Göttin,
Dein ist das Recht, das Leben zu geben, zu nehmen."

Diese gewaltige, weibliche Drei findet sich sogar noch übergöttlicht in den Nornen als Schicksalswalterinnen, denn dem Schicksal sind die Götter selbst unterworfen. Sie finden sich wieder, wenn auch erweitert zu 3×3 in den neun Walküren, in den neun Müttern Heimdolds und anderen scheinbar niederen weiblichen Gottheiten, wie auch in den menschlichen Nachbildungen dieser Dreiheit, den drei Priesterinnen oder Heilsrätinnen.

Diese sind in den Sagen des Volkes am zahlreichsten vertreten; das Volk erzählt von den drei Schwestern, drei Nonnen (Nornen) drei Jungfern, drei Gräfinnen, drei Prinzessinnen u. s. f., von welchen stets zwei selig, christlich, gut, wohlthätig, licht und weiß, die dritte aber böse, verflucht, halb oder ganz schwarz und des Teufels ist.

Neben den Cultplätzen, welche den Drei-Göttern geweiht waren, bewahren auch viele Schauersagen das Andenken solcher, welche den feindlichen Naturmächten, den Riesen geheiliget waren. Eine solche Stätte düsteren Schreckens finden wir in Aggstein an der Donau (siehe dieses). Aber auch die Loreleysage findet sich an der Donau,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und just eben an jenen Schauerort Aggstein gebunden, so wie unweit davon sich eine Kultstätte des holden Donauweibchens der Frau Ise findet mit all' dem Reiz des deutschen Nixenglaubens.

Hat der winterliche Wasserriese Agez nur Begehr nach Menschenopfern, so ist der freundliche Stromgott Nikuz milder, er begnügt sich mit Tieropfern, obwohl er auch das Menschenopfer nicht verschmäht. Er duldet nichts unreines auf seinen, ihm geheiligten Katarakten, dem Strudel und dem Wirbel der Donau. Verbrecher oder Schuldbeladene mußten vorher das Schiff verlassen, das diese Stromschnellen befuhr, und durften erst nach Überwindung derselben wieder an Bord kommen. An das Opfer, das Frau Ise, unser heutiges Donauweibchen, empfing, erinnert die Sage vom Schneiderschlößchen (Ruine Krempenstein in Oberösterreich). Die Ziege gab keine Milch mehr, der Schneider wollte sie in die Donau werfen, verfing sich aber mit seinen Kleidern in deren Gehörne und stürzte mit den Todessturz. Diese Sage erinnert an Ziegen- und Bockopfer und daran, daß die „Weber- und Gewandschneider" die Opferpriester Ises (Frouwas) waren, woraus sich deren heutige Spottnamen erklären, welche mit diesen Tieren in Zusammenhang stehen. Auch unser Karneval findet hier seinen Ursprung; Ise entspricht der taciteischen Nerthus, deren Attribut ein Fahrzeug, das auf dem Lande und im Wasser fahren konnte, war. Wenn das Eis brach, wenn der Schnee schmolz und Schiff und Wagen wieder fahren konnten, wurde dieses Wagenschiff unter freudigen Festen durch das Land geführt, und dieser „Car-Naval"*) begründet unseren Karneval, und nicht minder führen unsere Faschingskrapfen ihre Ahnenreihe auf die alten Opfergebäcke zurück. Daß die Menschenopfer des Agez, welche stets die ersten Menschen betrafen, die bei Stromübergängen das jenseitige Ufer erreichten, oder die bei Eröffnung der Schiffahrt zuerst verunglückten, nicht ganz vergessen sind, beweist ein Brauch der Schiffknechte an der Donau, der, ihnen heute allerdings nur mehr im Scherze angedichtet, vor nicht zu langer Zeit noch fürchterlicher Ernst war.

Schier unerschöpflich sind aber die „anthropologischen Stammbuchblätter" wie solche unsere Vorfahren dem heiligen Boden in hochheiligen Runen eingegraben, den sie mit ihrem Blute vertheidigt und ihn behauptet hatten gegen alle Völker der alten Welt.

Längs der Völkerheerstraße nach Rom, längs der anderen nach Byzanz und Palästina, welch beide Straßen sich hier im Wienerbecken,

*) Car = Wagen. Karre: Neval Schiff (Navigation).

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

angesichts des Trümmerfeldes von Carnuntum kreuzen, bieten sich jene Runen dem Wissenden zur Enträthselung.

Das Vorgesagte sollte nur in breiten Strichen das Gebiet der Forschung bezeichnen; die nachfolgenden Blätter aber werden in Einzelbildern die Hauptpunkte jenes Forschungsfeldes zu charakterisieren versuchen.

Und so soll frei, an kein langweilig-schematisches System gebunden, in der Malerei des Wortes nun eine Gemäldegallerie von „Deutsch-mythologischen Landschaftsbildern" vor dem geistigen Auge des freundlichen Lesers erstehen.

Der Hermannskogel.

Wieder hatte sie ihren beglückenden Einzug gehalten die liebliche Schutzgöttin des Ostarlandes, die segenspendende Ostara. Aus der Gewalt des Eisriesen befreit zog sie durch die Lande, gefolgt vom fröhlichen Frühlingsreigen leichtbeschwingter Elfenscharen. — Halden und Fluren fegten diese rein von Schnee und Frosteszwang, ein sanftes Singen und Klingen wehte durch den Hain, das war der Auferstehungsklang am Ostermorgen. Da kam auch schon mit kraftfrohem Gerausche Ostaras Heerbann herangezogen; die saftfrischen Halme schossen hervor gleich Pfeilen, Gräser nickten und schwankten wie Lanzen und Schwerter, und allen voran entrollten Schneeglöckchen, Himmelsschlüssel und Veilchen ihre Banner in den frischen Frühlingslüften. Man vermeinte den frohgemuteten Kampfruf zu vernehmen: „Heilô, Ostara!"

Freilich ist uns armen, in den künstlichen Höhlen der Städte eingepferchten Menschenkindern das echte, warme Verständnis für das Walten in der Natur verloren gegangen; ja, mögen unsere Höhlen noch so behaglich, noch so stylgerecht eingerichtet sein, Gefängnisse bleiben sie dennoch. Halten uns doch die „Frostriesen der Convenienz" mit zwar unsichtbaren, aber desto drückenderern Fesseln darinnen festgeschmiedet. Wenn dem nicht so, warum würden wir denn so bezeichnend sagen: „Wir gehen ins Freie!"

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Folgen wir aber einmal dem drängenden Ruf „ins Freie“, und geht uns dort ein Schimmer des verlorenen Verständnisses für das große Mysterium der Natur auf, dann fühlt auch unser Herz alsbald sich befreit von den Eisfesseln der Nebelwelt. In den lebensweckenden Frühlingsstrahlen der freundlichen, jugendkräftigen Sonne erglänzen die schwellenden Knospen voller und reicher, und dem Purpurgrau des Frostes entwindet sich im wonnigen Drange ein zarter Hauch von goldigleuchtendem Grün. Alle Palimpsestenweisheit und Forscherbedenken schütteln sich ab wie das dürre Laub der wiedergrünenden Eiche, und durch duftiges Mythengeranke erschließt sich dem Auge der Blick in ferne Tage der Vorzeit, durch sich teilende Nebelschleier des Zweifels in die ewiggrünenden heiligen Haine germanischer Götterurwelt. Stolzer wölben sich die hehren Buchenhallen, sie werden zu Domen, und ein höheres Licht als das der Sonne fließt im goldigsten Grünglanz durch den weltenweiten Raum.

So fühlt der Dichter sich weltentrückt in Gottesnähen; die Sprache vermag ihm nicht mehr zu folgen, sie kann nur ahnend in Märchen kleiden, was sein inneres Auge vom Walten der Gottheit erlauscht.

Alte Mythen- und Sagenreste wogen wie ziehende Nebel durcheinander, und bilden und formen sich zu Gestalten aus einer höheren schöneren Welt. Sanft weht es durch die hehren Domeshallen, ein glockenhelles Plätschern von silbernleuchtenden Schaumwellchen durchzittert die Luft; ein klarer Born springt aus einer anemonenfarbigen Felsenspalte und ergießt seine Wasser in einen kleinen Tümpel, den ein dreifacher Steinkreis umsäumt und eine uralte Buche überschattet.

Dort scheint eine weibliche Gestalt zu ruhen. Ist sie jugendlich reizend, ist sie altersgrau ehrwürdig? Wer kann es künden? Hoher Ernst lagert auf ihrem Wesen, und ihre Augen flammen wie ein Sonnenschwesternpaar. Jetzt zittert ein Lied von ihren Lippen, und rauschend tönt es durch den heiligen Hain, denn es ist das Lied des Lebens, und jeglicher Lebenshauch klingt mit in dem Sange der Hehren:

Das Köpfchen gestützt in die feuchte Hand
Perahta, die Schönste der Diesen
Lag träumend an des Brunnen Rand,
Sah Zeiten, sah Wasser verfließen.

Sie sah die Blumen erblühn, verblühn,
Das Werden und Sterben von Sonnen,
Sie sah der wabernden Lohe Glühn,
Das Walten des Schicksals am Bronnen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie sah wie sie selber dem Wechsel entrückt
Auf ewig gebannt aus dem Kreise,
Sie sah wie die Welten von Liebe beglückt,
Und weinte dann lange und leise.

Sie sah mit feuchtem, schwimmenden Blick
Empor zu den zitternden Sternen,
Als wollt' sie entrinnen dem harten Geschick
In unermeßliche Fernen.

Ihr Busen wogt wie ein wallendes Meer
Und Fieberglut rötet die Wangen,
Gestalten gaukeln rings um sie her
Gewoben aus süßem Verlangen.

Da rauscht es um sie wie Flügelschlag.
Ein Aar mit stolzem Gefieder
Senkt machtvoll wie der wachsende Tag
Am heiligen Bronnen sich nieder.

Er schmiegt sich an sie, mit ahnender Lust
Streicht sie seinen flaumigen Rücken,
Und drückt ihn fest an die pochende Brust
Und küßt ihn mit stummen Entzücken.

Da dehnt sich der Aar mit Gottesgewalt
Und Feder und Flug ist verschwunden,
Ein Gott hält in kraftstolzer Jünglingsgestalt
Die glücklichste Göttin umwunden.

Nicht senket das Köpfchen mehr weinend zur Hand
Perahta, die Schönste der Diesen,
Holdträumend sie ruht an des Brunnen Rand,
Sieht Zeiten, sieht Wasser verfließen.

Dieses Lied hatte die Räthselhafte gesungen, doch unbeweglich lag sie da, wie die Nebelwolke an windstillen Herbsttagen ob dem ruhelos plätschernden Jungbrunnen. Aber fort und fort raunte es zwischen den jungen Blättern des Buchenhages.

Doch sausender und brausender zieht es durch den Forst; jetzt nahen schattenlose Gestalten, anzuschauen wie jagende Nebel, dort ist's ein spenstiger Reiter, mit mächtiggewundenem Heerhorn, dem viele, viele andere folgen, auch räthselhaft Getier und durch den Forst erschallt langgezogenes Dröhnen, gleich dem Halali der Hirschjagd. Dann naht ein Zug reisiger Recken in Wehr und Waffen, mit gebuckelten Schilden und dem Gehörne des Urs und Wiesents, wohl auch dem Gestänge des Elches als Ziemir. Hier unter den Astes-wolken der uralten heiligen Buche, umflutet vom vieltausendjährigen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Chorale der Urwaldsschauer, plätschert der Jungbrunnen, durch dessen dreifachen Steinkreis nun der Führer der Reckenschaar tritt.

Schier spenstig erhebt sich die Frau vom Berge, geheimnisvoll leuchten ihre Sonnenaugen.

Schweigend und abgewandten Blickes greift sie rücklings „unbeschaut und unbeschrien" wahllos eine Hand voll Buchenstäbe auf, in deren Rinde heilige Runen geritzt sind, und wirft selbe ebenso „unbeschaut und unbeschrien" über ihr Haupt hinweg in den kleinen Tümpel der Quelle. Wie mutwillige Kinder empfangen die Wellengeister diese Spende, und wie im Ballspiele werfen sich die Wellchen die einzelnen Stäbe zu. Im hüpfenden Reigen hasten diese über die Steinblöcke dahin, und nur einige wenige davon werden an das Land geworfen. Diese werden von der Frau vom Berge, der Albruna, schweigsam aufgelesen. Dichter schließt sich um sie der Kreis der Reckengestalten, aus deren Mitte ein stattlicher Jüngling aufragt im waffenschimmernden Männerschmuck. In ehrfurchtsvoller Andacht lauschen er und seine Heergenossen der Kündung der „Lose des Schicksals" durch die weise Albruna.

Die ordnet die Stäbchen, und deren Runen betrachtend, beginnt sie zu singen und zu sagen:

„Odacher*) Dir, König Etichos Kind,
Und allen Euch Edlen gebeut ich Andacht,
Euch Hohen und Schlichten, von Heimdolds Geschlecht,
Hört was die Hehren für Kunde Euch gönnen.

Schon schau ich brechende Burgen umbranden
Mit ragenden Phramen Dein reisiges Volk,
Schon stürzen die Zinnen des zitternden Rom,
Schon schau ich geschmückt im Schimmer der Krone
Odacher Dich, als kampfkühnen König
Besteigen die Stufen des Throns der Cäsaren,
Dich ersten der Deutschen im prunkenden Purpur!

Schöneren Purpur noch schaue ich schimmernd
Den Heldenleib hüllen Dir, Wuotanserwählten,
Wenn den Blutschmuck des Schwerttods, den Rothtrunk des Schwertes
Um die Schläfen Dir schlingt das Kampfgetümmel,
Wenn Walküren für Walhall Dich küßend küren,
Zum ruhmreichsten Ritt nach Herians Hochburg!

*) Dem Odacher (Odovakar, Odaker), der den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus stürzte, weist die Volkssage die Gründung des Dorfes Ottakring bei Wien zu, ebenso klingt sein Gedächtnis noch in manch' anderen Sagen nach. Im Jahre 493 ward er auf Befehl Theodorich des Großen (Dietrich von Bern) ermordet.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So sind Dir gefallen die Lose des Lebens,
Aus runischen Räthseln Dein Schicksal entschleiernd —
Folge der Weisung, der Waltenden Schluß!"

Durch den heiligen Buchenhain braust es wie schallender Bardit die klare Quelle, die durch das Geklüfte hüpft, flicht ihr Silberklingen in die Harfentöne, welche nun wie bange Klage verhallen.

Eine Lichtung öffnet sich ob dem Jungbrunnen im heiligen Forst, vor uns breitet sich eine saftgrüne, blütenbesäete Waldwiese aus; es ist die Jägerwiese: überhöht zur Linken von einem stolz aufsteigenden Kogel, — und das ist der Hermannskogel. Wolkengebilde umjagen im wirbelnden Reigen sein ehrwürdig Steinhaupt, von dem mit Rauschen ein reicher Waldtalar niederwallt, seinen Saum längs der Wiese breitend.

Von dem kleinen „Frauengraben", in dem der „Jungbrunnen" quillt, und von dem die Jägerwiese steil ansteigt, ziehen die Gestalten empor zum Kulme des Hermannskogels, hinauf wo die spindelartige Felsspitze, die Hermannssäule (Irmensul), steht, und nun im glänzendsten Strahle der Mittagssonne glastet. Dort oben hält der Schimmelreiter und stößt mit Sturmgewalt in sein Heerhorn. Im jagenden Wirbel ziehen die Nebelgestalten hinan und wallen in immer dichteren Ringen um das hehre Bergeshaupt.

Da schwinden mählig die Nebelgestalten, sie versinken in grauen Wolkenschichten, die düsternd nun die Sonne verhüllen. Im schattendunklen Purpurgrau versinkt die Landschaft.

Die altehrwürdige Buche ist verschwunden, das Steingeklüfte versunken, und die noch vor Kurzem so muntere Felsenquelle schleicht nun trübe und traurig unter einem hölzernen, halbvermoderten Brunnenkasten dahin. Wir verlassen den urheiligen Jugendbrunnen, heute „Agnes"- oder „Jungfernbründl" genannt, und eilen zur Jägerwiese zurück, um über diese den Hermannskogel selbst zu besteigen, da hemmt unsere Schritte eine Tafel, die uns hämisch ins Angesicht spottet, mit der „Warnung": „Bei Arretierung und Geldstrafe ist das Übernachten und Mariandelspiel in diesem Walde verboten. Das k. k. Bezirksgericht Klosterneuburg."

Eilenden Fußes durchquerten wir die Jägerwiese und eilten hinan den steilen Waldhang, pfadlos zur Spitze des alten „Hutberges", um unsere heißen Stirnen vom kühlenden West befächeln zu lassen, als verfolge uns durch das fast noch blattlose Dickicht der häßliche Warnungspfahl, seine Gestalt koboldgleich wechselnd. Einmal erschien er als ein Marterpfahl aus verglimmenden Scheiterhaufen aufragend, dann wieder wie ein Prangerpflock. — —

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon lichtete sich der Wald, und nur stückweise gestattete der hochgewachsene Forst Teilblicke in ein entzückendes Panorama, das uns endlich der Österreichische Touristen-Club durch seine neuerbaute Habsburgwarte völlig erschloß, ein Panorama, welches, wie schon Schmiedl vor fünfzig Jahren behauptete, höchstens von jenem des Schneeberges übertroffen werden kann.

Zweifellos ist der Hermannskogel ein urgermanischer heiliger Götterberg, ein „Hutberg"*), wie solches die noch heute unvergessene Heiligung des Agnesbründls als einstigen Jugendbrunnen an seinem Abhange gegen das Weidlingerthal zu, im kleinen Frauengraben unwiderleglich beweist. Der Name des Gebirgszuges, dessen dominirende Spitze er bildet, des Kahlengebirges von heute, weist in seinem vorrömischen Namen des „Zeizzogebirges", den die Römer in „Mons Cetius" verwälschten, deutlich seinen mythologischen Charakter.

Hermann, auch Hirmon, Irmin, Iring, Heimdold und nordisch Heimdallr genannt, der Herr der Heerstraßen auf Erden wie im Himmel, der Wächter der Götter und einer der Söhne Wuotans, hat nächst Balder die höchst gelegene Himmelsburg (den Monat Juli) zur Wohnung, weil er als Götterwächter von seiner Hochwarte aus der Wacht zu pflegen hat. Sein scharfes Auge und sein scharfes Gehör kennt heute noch das Volk, indem es die Eigenschaften des Gottes hyperklugen Menschen scherzweise beilegt. Es sagt von solchen: „Der sieht das Gras wachsen," oder: „Er hört die Wolle wachsen." Und so ist denn auch in der Runde altmythischer Berge, wie des Zeizzoberges (Leopoldsberg), Reisenberg, Himmel, Vogelsang, Sauberg (Kahlenberg) und anderer, der Hermannskogel, der alle anderen überragende, und geben von seiner uralten Heiligung die Lokalnamen seines Gebietes, wie Jägerwiese, Jägerkreuz, das Jungfernbründl, die Jungfernbuche (auch Agnesbaum genannt), der Himmel und andere, sowie ungewöhnlich zahlreiche Sagen unbestreitbare Kunde. Noch soll erwähnt werden, daß der Lokalname „Himmel" nicht mit dem Namen des Nachbarberges Himmel identisch ist, sondern eine Waldparzelle im kleinen Frauengraben, unweit des Jungfernbründls, betrifft.

*) Edda, Fiolsvinns, mál:

„Hutberg heißt er und Heilung schafft er
Lahmen und Leidenden.
Jede genest von verjährter Not,
Die krank ihn erklimmt."

So ist auch der Name Hutberg im Volke nicht vergessen; nennt es doch die zahlreichen Tumuli im Lande „Wacht- oder Hütelberge", wenn es auch den Sinn dieser Bezeichnung vergessen hatte.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zahlreiche Variationen dieser Sagen liefern Tschischka, Vernaleken, Bechstein, Schmiedl, Hormayr und andere in reichster Auswahl, und giebt dies Alles, namentlich aber die unvertilgbare Heiligung des Berges und seiner Quelle von Seite des Volkes den Beweis, daß wir uns hier auf altklassischem Boden heimischen Wuotanscultes befinden.

Ein weiterer Zeuge für unsere Behauptung ist wohl auch der vergebliche Kampf, den die Polizei seit langen Jahren gegen den „Cultus des Aberglaubens" an dieser Stätte kämpft.

Schmiedl schreibt 1835 über diese Quelle Folgendes: „Eine kleine, vortreffliche Quelle entsprang noch vor etwa 15 Jahren hier aus einer Felsengruppe, in welcher eine wunderschöne, uralte Buche wurzelte, deren Stamm in den Windungen des Holzes die Gestalt eines Marienbildes zeigte. Die Sache war längst bekannt, eine fromme Hand befestigte ein Marienbild am Stamme, und kein Bewohner der Gegend kam vorbei, ohne sein stilles Gebet zu verrichten. Mit einem Male kam im Jahre 1817 (nach anderen 1811) die Quelle in den Ruf wunderthätiger Heilkraft. Bänke und Betschemel wurden errichtet, förmliche Wallfahrten angestellt, aber dabei lief auch so viel Unfug mit unter, daß die Behörden einschreiten mußten. Die Buche wurde umgehauen, die Quelle verschüttet und die aufgestellten Heiligenbilder in die Weidlinger Kirche abgegeben. Man wird die Stelle leicht erkennen: ein Sumpf bezeichnet den Ort des verschwundenen romantischen Bildes." — So weit der alte, ehrliche Schmiedl. Man sieht diesem Berichte die Naivetät an; weder Schmiedl, noch die Behörden ahnten, was es mit diesem, nun leider zerstörten „romantischen Bilde" und dem damit verbundenen „Unfug" für eine Bewandtnis hatte, und geradezu — komisch wirkt die Versicherung, daß „mit einemmale im Jahre 1817 die Quelle in den Ruf wunderthätiger Heilkraft" gekommen sein sollte. Wir können nur den Fanatismus beklagen, der jene ehrwürdige Stätte zerstörte. Denn auch der Sumpf hinderte nicht im Geringsten das Zuströmen des Volkes, und jetzt versuchte man dem Übel dadurch zu steuern, daß man den „Brunnen" vollkommen faßte und mit einer Thür schloß. Doch weder Schloß noch Riegel konnten das Bründl lange verschließen, und ungehindert scheint die Sonne in den Schacht, der sie auf immer davon abhalten sollte, denn die Thür ist wieder offen und das Schloß verschwunden. Das Volk kann sich von seinem Heiligtum nicht trennen.

Vergleichen wir ähnliche Cultstätten in einem uns nahe verwandten Lande mit der eben besuchten, so mag die Übereinstimmung mit unserem Cultplatze alle etwa noch obwaltenden Zweifel verbannen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

St. Hirmon bei Murnau in Oberbayern ist der höchste Berg der Umgebung, er liegt westlich eine Viertelstunde von Murnau entfernt, auf den Hirmonswiesen, über welche er sich mehr als 200 Fuß erhebt. Aus seinem Rücken ragen mehrere Felsblöcke hervor, von welchen der mittlere, höchste eine kegelförmige Gestalt hat und soll hier die Hirmonsburg gestanden haben. Muß man sich hier mit dem Namen und der ausgezeichneten, auf alten Kult weisenden Gestalt begnügen, so bildet der heilige Hirmon bei Bischofsmais gleichfalls in Bayern schon mehr mythischen Stoffes dar. Auch dieser Heilige ist nichts anderes als eine Irmensäule, wo der Heilige die Stelle des alten Gottes Irmin einnimmt.

Zu unserem Hermannskogel rückkehrend führt obiger Vergleich mit dem Hirmon unwillkürlich zu der Frage, ob jenes kegelförmige Felsstück auch in dem Obelisken des Hermannskogel ein Spiegelbild fände? Dieser Obelisk trägt zwar folgende Inschrift: „Astron.-Trigonom.-Landesvermessung des k. k. Generalquart. Stab. 1834." Aber der schon oben zitirte Schmiedl sagt zu einer Zeit, wo dieser heutige Obelisk noch nicht errichtet war, daß auf der Bergesspitze ein Kreuz gestanden habe, das mit einer Blumenanlage und einem Gitter umgeben war. Sollte dieses Kreuz nicht die ideelle Erinnerung an alte Heiligung, an eine einmal dort gestandene und gestürzte Irmensul bewahren? Schmiedl's Staunen über die ihm räthselhafte Schonung dieser Anlage in Anbetracht der bäuerlichen Zerstörungswut, welcher die damals so modernen Einsiedeleien, Tempel ꝛc. der Umgebung schutzlos und unrettbar verfallen waren, könnte für diese Annahme sprechen. Wie dem auch sei, wir haben im Kahlengebirge, dem alten Zeizzogebirge, eine altüberkommene Heilstätte germanischen Götterkultes, und im Hermannskogel speciell eine solche des Asen Irmin, und zwar in unmittelbarer Nähe der Weltstadt Wien. Dieses Gebiet war das alte Heiligtum der guten Vindomina schon in vorrömischer Zeit, aber wir sind so gewohnt, die heiligen Haine und Kultstätten unserer Ahnen auf Rügen und in Schweden zu suchen, daß wir den Blick für diese Funde in der Heimat verloren und erst wiedergewinnen müssen. Sagt doch schon Jakob Grimm in seinen Rechtsaltertümern: „Unser Zeitalter lernt wohl Sitten und Werke fremder Völker erklären, kaum aber die seiner nahen Heimat."

Noch lange ist aber damit nicht die alte Volksüberlieferung der Heiligung des Hermannskogels erklärt. Was sucht denn heute noch das Volk am Jungfern- oder Agnesbründl? Wie deuten sich die

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sagen? Und wie wendet diese das Volk heute in seinem Aberglauben an?

Vorerst ist ganz besonders ins Auge zu fassen, daß die Mythen und Sagen, welche vom Hermannskogel im Schwange gehen, geradezu erschreckend reichhaltig sind, und ohne Unterbrechung den vollkommenen Ring der deutschen Naturmythe von der Geburt bis zur Wiedererstehung nach dem Tode in sich einschließen.

Dieser Umstand, wie die Thatsache, daß selbst Verfolgung und Zerstörung die alte Heiligung dieser Stätte aus der Erinnerung des Volkes nicht zu verwischen vermochte, welche Erinnerung heute nur irregeleitet in dem Schlamme des absurdesten Aberglaubens versank, wie der alte hehre Jugendbronnen selber, bezeugen unwiderleglich, daß wir uns hier auf einer der heiligsten und vornehmsten Heilstätten des Wuotankultes befinden. Es mag versucht sein, aus den zahllosen Sagen, welche diesen Landstrich so wunderbar umranken, eine zusammenhängende Jahresmythe zu rekonstruiren, und müssen wir leider auf die vielen parallelen und abweichenden Variationen verzichten, da diese zu berücksichtigen unseren Raum weit überschreiten müßte.

Die Hauptmythe, um welche sich alle anderen gruppieren, ist folgende:

„Der König von Polen jagte hier vor vielen hundert Jahren, verirrte sich, und legte sich nahe der Quelle erschöpft nieder, band sein weißes Schlachtroß an die Buche und hing seinen Panzer, den er ermüdet ablegte, in das Geäste des heiligen Baumes, welcher den Brunnen beschattete. Da nahte sich ihm eine holdselige Jungfrau, welche er liebend umfing, und die ihm dann die rechten Wege wies, um sein verlorenes Jagdgefolge wieder zu finden. Die Nixe des Brunnens aber gewann von dieser königlichen Umarmung ein Mädchen, und dieses legte sie nun in ein Körbchen an den Rand der Quelle mit einem reichen Schatz von Goldstücken, und gab einem Köhler in der Nähe und dessen Weibe im Traume ein, daß sie das Kind, das sie an dem ‚Jung- (frauen-) Brunnen' finden würden, mit ihrem Sohne Karl gemeinsam aufziehen sollten. Es geschah. Die beiden Kinder wuchsen heran, und es entwickelte sich zwischen beiden im Verlaufe der Jahre aus der Geschwisterliebe jene heilige Flamme, welche die Menschen bis zu den Göttern zu heben, aber auch bis in die tiefsten Tiefen zu stürzen vermag. Die Nixe des Brunnens störte dies Liebesglück nicht, doch forderte sie von Karl, daß er sich ritterliche Verdienste erwerbe, und seiner Agnes unverbrüchliche Treue bewahre, was Karl

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch gelobte. Sie sagte ihm nun, daß an der heiligen Buche des Jungbrunnens ein weißes, gezäumtes Roß seiner harre, sowie Rüstung und Waffen in deren Astwerk hänge, es seien dies, Roß und Rüstung, ehedem Eigen des Polenkönigs gewesen. Noch in derselben Nacht erwuchs an dem Rande des Waldes ein Schloß, das sie „Himmel" benannte, und ihrer Tochter Agnes zu Eigen gab. Hier sollten Karl und Agnes herrschen, wenn dieser seinem Schwur getreu heimgekehrt sein werde. Karl kam wohl aus dem Türkenkriege heim, war aber seiner Braut untreu geworden, und als er in das Schloß einzog, versank es mit ihm, Agnes und allen Insassen, und nur der Name „Himmel" bezeugt den Ort, wo das Schloß gestanden. Beide Liebende, — sie selig, er verdammt --, müssen wandern bis zum Ende der Tage, und suchen beide durch Spendung von Glück, womit sie Menschen begaben, den Fluch von Karls Haupt zu nehmen um wieder Vereinigung und Erlösung zu finden."

Eine andere — jedenfalls die ältere — Sagengruppe nennt sie Bertha, und läßt sie von einem alten Ritter (oder Drachen) rauben, aber von ihrem Verlobten wieder befreien. Beider Tochter gab einem jungen Ritter, der um sie warb, das Jawort, verschenkte ihr Herz aber verblendet einem reichen Grafen und sandte den unglücklich Liebenden nach Palästina. Vom Grafen aber betrogen wollte sie den Verbannten zurückrufen, dieser aber war gefallen, und der Schreck brachte auch ihr einen jähen Tod. — Als Gespenst — weiße Frau -- zieht sie nun jammernd ihren Geliebten suchend, durch die Berge und kann nur Ruhe finden, bis beider Asche in einem Grabe zusammengebettet sein wird. Ein anderer Sagenkreis erzählt von einem Jägerburschen, der plötzlich zur Weihnachtszeit eine ihm völlig fremde, zuvor noch nie gesehene Kirche auf der Jägerwiese sah und neugierig in dieselbe trat. Nach kaum einer halben Stunde begab er sich auf den Heimweg, doch wie war er erstaunt, als ihn niemand erkennen wollte; da wies er den Hasen, den er, bevor er die Kirche betrat, geschossen hatte und der noch warm war, jetzt sich aber mit Goldstücken gefüllt erwies. Alles staunte, und es zeigte sich, daß er 30 Jahre in die Geisterkirche entrückt gewesen war.*) — Nur nebenbei sei hier der Lintwurmsage Erwähnung gethan, welche auch hier spielt, und soll der Lintwurm,

---

*) Nach anderen 3, 7, 33 und auch wohl 100 Jahre. Ebenso erzählt eine ähnliche Sage dieselbe Begebenheit, nur schläft dort der Jäger so lange unter dem gespaltenen Baum, statt daß der Geisterkirche Erwähnung geschieht. Auch kommen noch andere Varianten und Erweiterungen derselben Sage vor.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der durch Feuer getötet wurde, in jener Höhle gehaust haben, welche heute von der Sieveringer Kirche überwölbt wird.

Der Name Agnes verschmilzt mit der historischen Markgräfin Agnes, welche auf dem Leopoldsberge am Beginne des zwölften Jahrhunderts residierte, und deren Schleiersage, wie die Sage der Gründung Klosterneuburgs, mit in unseren Mythenkreis gehören. — Der Schleier ist das Schwanenhemde Frayas, dessen Verlust ihr die Göttlichkeit raubt. Es ist das Regengewölke des Frühlings, das die Herbststürme entführen, und welches erst nach den überstandenen sieben Wintermonaten sich wiederfindet. Darum läßt die Sage den Schleier der Markgräfin nach sieben Jahren wiederfinden, und gerade an einem Hollunderstrauch, dem alten Symbole der Fruchtbarkeit, denn ohne das Schwanenhemde — ohne der Regenwolke — keine Fruchtbarkeit.

Das allbekannte Veilchenfest am Leopoldsberger Schlosse Herzogs Otto des Fröhlichen gewinnt in diesem Rahmen seinen eigentümlichen mythischen Wert; es ist die Götterhochzeit im Frühlinge, Zeizzo der schöne, der jugendliche Wuotan, eigentlich dessen jüngere Personifikation Hermut, vermählt sich mit Frene (Fraya) zur Zeit der ersten Veilchen, nachdem er sie aus der Gewalt der Frostriesen (des Lintwurms) durch das Feuer der Frühlingssonne befreite. Er wird aber von den Göttern ausgesandt den Menschen die Dichtkunst zu lehren, und auf dieser Reise von den unheilbrütenden Zwergen erschlagen. Fraya (hier Frene genannt) aber durchzieht, die Welt mit ihrem Jammer erfüllend, die Lande auf der Suche nach dem Geliebten.

So verschmelzen Frühlings-, Sommer- und Winter-Mythen hier im Gebiete des Zeizzoberges und haben sowohl in Lokalbezeichnungen, Gebräuchen wie an der Scholle haftenden Sagen unvergänglich ihre Denkmale hinterlassen.

Inmitten aller dieser mythengeheiligten Orte sprudelt der ehemalige hochheilige Jungbrunnen, das heutige Agnes- oder Jungfernbründl, und der höchste Berg dieses Höhenzuges der über dem Jungbrunnen aufsteigt, der wie ein Wächter alles überragt, ist der Hermannskogel, der noch heute den Namen des Götterwächters, des Herrn der Heerstraßen Irmin (Heimdold, Heimdallr) trägt.

Es bedarf keiner weiteren Deutung, daß der Polenkönig der winterliche Wuotan ist, wie sämmtliche anderen Personen der Mythe, wieder er selber in seinen verschiedenen Gestalten sind, wie solche den einzelnen Jahreszeiten entsprechen. Agnes aber ist Fraya, Frouwa und selbst Helia, denn:

„Die du Kinder und Früchte erzeugst im Überfluß hehre Göttin,
Dein ist das Recht, das Leben zu geben, zu nehmen."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als Vorsteherin des Werdens waltet sie am „Kindleins- oder Jugendbrunnen", als Walterin des Lebens beglückt sie mit Gaben des Reichtums und der Gesundheit, als weissagende Norn der Zukunft enthüllt sie diese durch Verkündigung der Schicksalslose wie durch sonstige Orakel.

Dieser Umstand nun bringt dem „Jungfernbründl" wie es statt „Jungbrunnen" genannt wird, noch heute seine Verehrung ein, aber nicht mehr Schicksalslose sucht dort die gläubige Menschheit zu erfahren, sondern Losnummern, nämlich die, welche in der nächsten Ziehung gezogen werden. Am Tage Johannis Enthauptung, (29. August) ist dort die größte Zahl männlicher und weiblicher Lotterieschwestern versammelt, welche oft mehr denn Zehntausend Gläubige umfaßt, während der Agnestag (21. Jänner) trotz der ungünstigen Jahreszeit, immerhin vier- bis fünftausend Nummernsucher beiderlei Geschlechts vereinigt.

An diesen beiden Tagen war Sievering und speziell das Gasthaus zur heiligen Agnes, dessen Besitzer allgemein für weiser und verläßlicher galt, als der Verfasser des „Egyptischen Traumbuches" selber, das Ziel einer kleinen Völkerwanderung, welche selbstredend eine Massenvertilgung von Heurigem und allen erdenklichen Eßwaaren mit sich brachte. Großer Beliebtheit erfreuten sich namentlich die „Terno-Wuchteln", welche anstatt mit eingesottenen Früchten mit Nummern-Zetteln gefüllt und mit recht ansehnlichen Preisen bezahlt wurden.

Der schon erwähnte industriöse Wirt saß dann inmitten einer hundertköpfigen, fast ausschließlich aus alten Weibern bestehenden, andächtig seinen Worten lauschenden Menge, legte die verwickeltsten Träume aus, erzählte die haarsträubendsten Geschichten von der Agnes und ihren beiden Geliebten, dem Jäger Karl und dem „noch viel säuberer'n Kohlenbauernbuam" — Geschichten, die ihre Anziehungskraft niemals einbüßten, da sie alljährlich eine entsprechende Ausgestaltung und Erneuerung erfuhren — pries ein von einem „Einsiedler, der dazu zwanzig Jahr braucht hat," verfertigtes automatisches Werk an, das für die in dasselbe geworfenen Geldstücke Nummern herausfallen ließ, und machte mit alledem die ausgezeichnetsten Geschäfte.

Gegen Mitternacht zog er dann, eine Fahne tragend und Kirchenlieder vorsingend, seiner einfältigen Gemeinde zum Brünndl, zur Agnes-, Karl- und Johanneswiese voran.

Insbesondere die letzterwähnte Örtlichkeit war dann die Stätte der abergläubischen Handlungen. Die Weiber setzten sich — auch in der Agnesnacht! — leise betend auf die Erde, lauschten auf die

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geheimnisvoll flüsternden Stimmen, die da aus dem Boden dringen sollten, und zogen die „Johanneswurzeln“ aus, welche einen kräftigen Zauber gegen allerlei Krankheit ausüben sollen. Wem fallen da nicht die germanischen Gebräuche der Frühlingsfeier und der Sommer-Sonnenwende ein? Und die mit magischen Kräften ausgestatteten, glückspendenden Johanneswurzeln, welche in der Mitternachtsstunde, einer geweihten Nacht geholt, ihrem Besitzer Macht und Glück zubringen? Vom Lächerlichen bis zum Erhabenen, von der modernen „Lotterieschwester“ bis zum heiligen, geheimnisvollen Mythos unserer heidnischen Ahnen ist nur ein Schritt. Wir sehen auch an diesem Beispiele, daß selbst solche Volkssitten, die uns bei oberflächlicher Betrachtung inhaltslos, unsinnig und daher auch komisch erscheinen, in der Regel nichts Anderes sind, als kulturgeschichtlich hochinteressante Überbleibsel besiegter Religionen.

Aber nicht nur jene Örtlichkeiten, deren Namen und an sie gebundenes Brauchtum des Volkes sind es allein, welche den Beweis erbringen, hier im Hermannskogel eine Urstätte der Gottesverehrung zu erkennen, auch andere Erscheinungen treten hinzu, welche das letzte Glied der Kette liefern, um den Ring zu schließen.

Das versunkene Schloß am Himmel ist durch einen Zufall entdeckt worden, und dieses ist eben der „Erdstall“.

Die Entdeckung des Erdstalles auf dem Hermannskogel ist jedoch nicht das Ergebnis einer wissenschaftlichen Erforschung, sondern lediglich als eine zufällige zu verzeichnen.

Da im Verlaufe dieses Buches sich noch an anderem Orte Gelegenheit bietet, über diese „Erdställe“ näheres zu sagen, so mag hier nur eine Zeitungsnotiz Aufnahme finden, welche diese geradezu romantisch zu nennende Entdeckung des Erdstalles auf dem Hermannskogel ausführlich berichtet.

Das „Illustrierte Wiener Extrablatt“ vom 15. April 1888, Morgenausgabe Nr. 105 enthält folgenden beachtenswerten Aufsatz:

Der Höhlenbewohner vom Hermannskogel.

(Original-Bericht des „Ill. Wr. Extrablattes“.)

Die Herren Anton Rephan, Lakirer, Joseph Schlesinger und Franz Christ unternahmen vor einigen Tagen einen Ausflug nach dem Hermannskogel, um die Bauarbeiten zur Errichtung einer Habsburgwarte in Augenschein zu nehmen. Auf der Höhe angekommen, nahmen sie ein Mittagsmahl ein, denn die Touristen hatten sich mit kalten Speisen, Wein und sonstigen Eßwaren versehen. In

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fröhlichster Stimmung unternahmen die Herren sodann den Abstieg. Sie waren beiläufig eine Viertelstunde gegangen, als Herr Rephahn bemerkte, daß er sein niedliches Eßbesteck vergessen habe. Derselbe kehrte eiligst um, die Anderen folgten ihm. Als Rephahn aus dem Walde in die Lichtung des Plateaus trat, da blieb er wie festgebannt stehen.

Eine menschliche Gestalt kauert an dem Orte, wo sie soeben gegessen hatten, und rafft gierig die Überreste der Speisen zusammen. Das seltsame Wesen kehrte Rephahn den Rücken zu und konnte daher den Touristen nicht sehen, indeß dieser jede seiner Bewegungen beobachten konnte. Das Eßbesteck ließ die Gestalt liegen, dagegen warf sie mit Gier die Reste von Schinken und geselchtem Fleisch in den Mund, wickelte andere Eßwaaren in ein Papier, das am Boden lag, und besah endlich die Flaschen, um nach einen Tropfen zu fahnden. Indes waren die Begleiter Rephahns herangekommen. Dieser winkte ihnen, sich ruhig zu verhalten und leise schlichen sich dieselben heran, nunmehr im Vereine mit dem Freunde das Treiben der seltsamen Gestalt beobachtend.

Einige Minuten verstrichen, da sprang Herr Schlesinger vor und geradenwegs auf den Menschen zu. Dieser fuhr erschreckt empor, machte einen Satz und wollte sich im Dickicht verlieren, aber die beiden anderen Touristen hielten ihn fest.

Ein herabgekommenes Wesen, das seit langer, langer Zeit jeder menschlichen Pflege entbehrt haben mußte, stand vor ihnen.

Ein Mann von etwa 40 Jahren, dessen Bart struppig ungepflegt bis an die Brust reichte, dessen Haare über die Schultern in dünnen Strähnen fielen, während sich am Scheitel schon weite kahle Stellen zeigten. Die von Wetter und Sturm gebräunten Wangen waren stellenweise mit Krusten von Lehm bedeckt, auch in dem wirren Barte und in den Haaren steckten dürre Blätter, Reisig und Stroh, das Auge lag tief in den Höhlen und schaute mit sanftem, bittendem Blicke auf die Touristen.

„Was wollen Sie von mir?“ sprach der Mann mit zitternder Stimme und breitete die mageren Hände weit aus.

Seine ziemlich hohe Gestalt, eigentlich ein abgemagertes Knochengerüste, stak in einem sackähnlichen Gewande, in das zu beiden Seiten zwei Löcher geschnitten waren, aus denen die mit grünen Leinwandfetzen umwickelten Arme herausragten. Die Füße staken gleichfalls in Fetzenwerk, und um die Lenden war ein Strick gewickelt. Der Mann machte einen geradezu abschreckenden Eindruck; die Touristen glaubten,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben. An dem Stricke, der um seine Hüften ging, hing ein Futtersack, in dem er die Speisereste verwahrt hatte.

„Wer sind Sie?“ fragten die Touristen von tiefem Mitleid ergriffen.

„Was kümmert Sie das?“ antwortete der Mann und schüttelte das unbedeckte Haupt. „Ich bin ein Mensch, der mit den Bäumen spricht und der sich nicht vor den Thieren des Waldes, doch vor den Menschen schreckt. Lassen Sie mich ziehen und gehen Sie Ihrer Wege!“

„Nein! Das geht nicht! Wir müssen sie hinabbringen und der Polizei übergeben. Sie gehen ja da zu Grunde!“

Der Mann lachte ganz eigentümlich.

„Glauben Sie, daß man zu Grunde gehen muß, wenn man ein Einsamer ist, glauben Sie, daß die Menschen dem Menschen Bedürfniß sind. Ärger als die Raubtiere sind sie! Also lassen Sie mich los.“

„Nein! Sie müssen mit!“

„Gut! So werde ich gehen!“

Schweigend schritt der Mann zwischen den Touristen. Da machte er plötzlich einen Satz, hob das sackartige Gewand hoch empor, damit es ihn beim Laufen nicht hindere, und lief in den Wald, in dem er alsbald verschwunden war. Doch die drei Wiener wollten den jedenfalls interessanten Einsiedler vom Hermannskogel nicht so bald lassen, sie setzten ihm nach und verfolgten seine Spur; das Knacken des dürren Holzes, das Rauschen des Laubes sagte ihnen die Richtung, welche der Fliehende genommen hatte, und alsbald sahen sie auch schon wieder die Gestalt des Fliehenden.

„Da ist er! Da her!“ schrie Rephahn, der ihm auf fünfzig Schritte nahegekommen war.

Die anderen eilten herbei und fragten: „Wo? Wo?“

Doch Rephahn stand wie versteinert da. Der Flüchtling schien plötzlich in den Erdboden versunken zu sein. Keine Spur war von ihm zu entdecken. Die Wanderer schritten vorwärts nach der Stelle, wo der Einsiedler zuletzt gesehen worden war, und nach längerem Suchen entdeckte einer der Herren ein Loch, vor welchem ein Brett gelehnt war, das jedoch die Öffnung nicht ganz bedeckte.

Dieser Umstand war ziemlich auffallend, die Touristen nahmen das Brett weg und standen vor einer sehr tiefen und geräumigen Höhle, und als sie Licht machten, um das Innere derselben zu besichtigen, bemerkten sie den Flüchtling am Boden kauern, und zwar auf einem Lager von Stroh, Fetzen und Papier, was ihm wohl

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon oft als Bett gedient haben mochte. Auch sonst fanden sich in der Höhle allerlei Gerätschaften vor, die darauf schließen ließen, daß dies der ständige Wohnort des Flüchtigen sei, so eine Theemaschine, eine Flasche, in der sich augenscheinlich Spiritus befand, ein Buch mit Aufschreibungen, einige Bleistifte, ein Messer, ein Zinnlöffel und ein Holzbehälter, der mit Salz gefüllt war. Das bewies auch, daß der Mann mit anderen Menschen verkehrte.

Der Flüchtling mußte nun, ob er wollte oder nicht, wieder ans Tageslicht kommen.

„Ich flehe Sie an, meine Herren, haben Sie Erbarmen mit dem glücklichsten und unglücklichsten Menschen, den es auf Gottes Erde gibt. Ich bin keiner von denen, die die Polizei sucht, ich thue keinem Menschen etwas zu Leide, lassen Sie mich in Ruhe und Frieden leben und kümmern Sie sich nicht um mich!"

Der Mann war vom Laufen offenbar sehr erschöpft, und sein Athem ging pfeifend durch die Lunge. Er nahm einen Schluck Cognac, der ihm angeboten wurde, und schien sichtlich gestärkt.

„Warten Sie einen Moment," sagte er nach einer Weile. „Ich bringe Ihnen alle meine Dokumente."

Er kroch behende in die Höhle zurück und erschien alsbald mit mehreren Papieren, die er in dem Lager verborgen hatte. Er zeigte die Papiere den Herren. Sie waren vollkommen ordnungsgemäß. Es war ein Taufschein auf den Namen Karl Odwurka, in Wien geboren, nach Polrawitz zuständig, 46 Jahre alt, und ein Heimatschein der oberwähnten Gemeinde für den Kaufmann Karl Odwurka, endlich ein Moralitäts-Zeugniß der Polizei, worin dem Karl Odwurka zum Behufe der Schließung einer Ehe bescheinigt wird, daß er nie einen gerichtlichen Anstand gehabt.

„Also, der bin ich, und jetzt bitte ich um Ruhe!"

Der Mann sprach jetzt schon etwas energischer, und die Wanderer ließen auch von ihm ab. Sie begannen nun ein Gespräch mit ihm, und Odwurka erzählte:

„Da Sie in so höflicher und liebenswürdiger Weise mit mir sprachen, bin ich bereit, Ihnen alles zu erzählen, doch Sie versprechen mir, daß Sie dann Ihrer Wege gehen und mich nicht weiter belästigen. Also hören Sie! Ich hatte bis zum Jahre 1872 ein Geschäft in der Kärntnerstraße, im Hause zum „wilden Mann". Ich war damals 30 Jahre alt und liebte ein Mädchen auf das Innigste. Mein Vater wußte von meiner Neigung, und er wollte es absolut nicht zugeben,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß ich die Geliebte, welche die Tochter eines sehr armen Dieners war, heirate.

Ich und meine Braut konnten uns nur an Sonntagen sehen, und da gingen wir hinaus nach dem Hermannskogel. Hier auf diesem einsamen Berge, der so schön ist und so wenig besucht wird, hier waren wir glücklich, hier tauschten wir Schwüre und Küsse, hier holten wir uns Kraft und Mut für die schweren Leiden und all die Entsagung, die uns die Woche auferlegt. Ob Winter oder Sommer, jeden Sonntag waren wir hier. Da starb mein Vater. Ich war von Eifersucht seit jeher gequält, denn um mich von ihr zu trennen, hatte man mir oft anonyme Briefe geschrieben, in denen das Mädchen der Untreue beschuldigt wird. Ich kam auf die Idee, die Geliebte endlich auf die Probe zu stellen, und schrieb ihr am Tage nach dem Leichenbegängnis meines Vaters, daß derselbe all sein Geld beim Krach verloren habe und daß ich arm, bettelarm und genötigt sei, mir eine Existenz zu gründen. Die Probe fiel schrecklich aus. Ich erhielt schon des andern Tages einen Brief, in dem mich meine Geliebte ihrer steten Neigung versicherte, doch erklärte, daß sie dem Andrängen der Eltern nachgeben müsse und mich meines Wortes entbinde.

Ich war dem Wahnsinne nahe. Allein, ohne besonders nahestehende Verwandte, ohne teilnehmende Seele flüchtete ich mich nach dem Hermannskogel und vertraute den Bäumen und den Vögeln, den scheuen Rehen, die am Cobenzl und an dem Rücken des Kahlenberges sich zu mir verirrten, mein schweres Leid. Die Stille der Natur übte einen äußerst beruhigenden Einfluß auf mich aus, und wie das gekommen ist, das weiß ich nicht — ich blieb oft des Nachts da und endlich hab' ich mich hier wohnlich eingerichtet. Ich verkaufte mein Geschäft, ich gab alle meine Wertpapiere einer alten Bäuerin des angrenzenden Ortes, und auch mein Testament händigte ich ihr ein und blieb hier."

„Und wie lange ist es, daß Sie hier auf dem Hermannskogel wohnen?"

„Es sind zwölf Jahre, und ich befinde mich sehr wohl dabei. Allmonatlich kommt die Bäuerin herauf, bringt mir Zündhölzchen, Spiritus, Salz, Brot und Thee. Mehr brauche ich nicht. Im Winter habe ich Speck und etwas Rum. Ich lebe überaus glücklich. Ich habe die Bäuerin schon vor zwei Tagen erwartet, aber sie ist nicht gekommen, und da habe ich schon Hunger gelitten, und nur diesem Umstande ist es zu danken, daß ich der Lichtung zuging, wo ich immer etwas finde, denn die Arbeiter lassen stets kleine Speise-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:22 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reſte zurück. Ich führe auch ein Tagebuch, das man wohl finden wird, wenn ich geſtorben bin!"

Die Touriſten hörten tief erſchüttert der Erzählung des Höhlenbewohners vom Hermannskogel zu. Sie kramten ihre Rucksäcke und Taſchen aus und verſahen den Mann reichlich mit Eßwaaren, Wein, Cognac und Zündhölzchen, die ihm gleichfalls fehlten.

„Und wollen Sie nicht wieder zu den Menſchen?"

„Nie mehr! Wenn die Bäuerin ſtirbt oder erkrankt, ſo iſt ſchon für Erſatz geſorgt, ich bin ſehr glücklich. Meine Herren! Ich muß Sie jetzt führen, wenn Sie noch rechtzeitig heimkommen wollen, ſonſt verirren Sie ſich."

Die Herren folgten dem Einſiedler, der ſie bis zum kleinen Feldweg führte und ihnen dann den Weg wies.

„Adieu! Leben Sie recht wohl, und kümmern Sie ſich nicht weiter um mich."

Der Mann blieb einen Augenblick ſtehen, dann wendete er ſich raſch um und lief davon.

Die Zweige knackten, das dürre Laub raſchelte, dann war es wieder ſtill und ruhig auf dem Hermannskogel, und ſchweigend ſtiegen die Touriſten den Berg hinab, um in Wien ihr ſeltſames Abenteuer zu erzählen.

Das Höllenthal.

Nur wenige Thäler in der geſammten Alpenwelt vermögen ſich dem wildromantiſchen Höllenthal, das ſich hart an der Südgrenze Niederöſterreichs zwiſchen dem Schneeberge und der Raxalpe hinzieht, ebenwertig an die Seite zu ſtellen. Seine oft über tauſend Meter aus der Thalſohle aufragenden, ornamentalen Felſenbauten in faſt beiſpielloſer Mannigfaltigkeit, der raſche, meiſt unvermittelte Übergang von lieblich lachenden Bildern zum beengenden Gefühl des Schauers in wilder Hochthaleinſamkeit,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geben diesem Felsenthal einen eigenthümlich wirkenden Reiz landschaftlicher Erhabenheit. Nicht leicht bietet ein zweites Thal auf so langer Strecke eine solche Fülle von Naturschönheiten — das Sarnthal im sonnigen Rosengarten Süd-Tirols vielleicht ausgenommen — wie das Höllenthal; selbst solche Thäler, in welche Firne und Gletscher niederwallen, können trotz solchen wirksamen, dekorativen Schmuckes mit diesem Kleinodkästlein alpiner Schönheit kaum wetteifern.

Eingeengt von mehr als tausendmeterhohen kühnaufzackenden Felsschroffen im beweglichsten Farbenspiel, vom bescheidenen Grau, vom schüchternen Gelbbraun bis zur satteren Nelkenfarbe, bis zum tieferen Purpur der Anemone, durchsetzt von föhrendüsteren Waldesmassen, hie und da plötzlich erhellt vom heiteren Goldgrün der heiligen Buche, dazwischen lachende Alpentriften und saftfrische Matten, bestickt mit der buntleuchtenden Zier feingegliederter Alpenblumen, oder den schwellenden Moospölstern im braunrötlichen Grün, die an den Felsspalten hinlaufen gleich Ruheplätzen, geschaffen zur andachtsvollen Versenkung in die herrliche Natur oder gedeihlicher Einkehr bei sich selber, — und alle diese einzige Schönheit zusammengedrängt in ein schmales Felsenthal, das ehedem nur für sich und seine Schwarza allein Raum besaß, alle diese mächtige Schönheit erdrückt beinahe den Beschauer und ringt ihm ein Gefühl der Andacht, des Sehnsuchterwachens, der Gottesverehrung ab, ein Gefühl, dessen er sich nicht zu erwehren vermag, und von dessen Aufdämmern er sich nicht Rechenschaft zu geben weiß.

Eine Gegend nun, welche selbst das übersättigte Geschlecht unserer Tage so mächtig zu erschüttern vermag, daß ihm das Brausen der Wasser und der Lüfte kaum mehr als irdische Laute ertönen, daß ihm das Geschaute über den Rahmen des Irdischen hinaus erhaben deucht, welch unendlich höheren Einfluß muß ein solches Landschaftsbild auf das Empfinden des kindlich naiven Gemütes unserer Ahnen geübt haben! Dort, wo wir die Landschaft reizend finden, dort sahen sie die liebliche Fraya, dort wo wir sie pittoresk nennen, erkannten sie die hehren göttlichen Gewalten der Schicksalslenker, und dort, wo wir den Ausdruck wildromantisch gebrauchen, dort beugten sie ihr Knie vor den dräuenden Gottheiten des Todes.

Auch die Edda läßt dem Empfinden, das ein Landschaftsbild hervorruft, in naiver Großartigkeit Raum. Der alte Scalde konnte es sich gar nicht anders denken, als daß das Landschaftsbild als Rahmen der Mythe zu dieser stimmen müßte. Ob der Scalde so dachte wie Dante, dem das Trümmerfeld des Bergsturzes von Mori als landschaftlicher Hintergrund für seine Dichtung vorgeschwebt, dies

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist schwer zu sagen, wenigstens ist die Landschaft kaum zu ermitteln, die ihm vor den Sinnen geschwebt. Aber immerhin ist auch solch eine eddische Schilderung ein Beweis dafür, wie die Eigenart der Landschaft im mythischen Sinne beeinflussend wirkte.

Eine solche eddische Landschaftsschilderung aber ist die folgende:

„Hermuth (Hermodur), einer der Söhne Wuotans, sollte versuchen, den ermordeten Balder aus der Gefangenschaft der Todesgöttin Helia loszubitten; er ritt auf Wuotans Schleifner, dem achtfüßigen Wunderpferd, sogleich dahin. Neun Nächte lang ritt er durch dunkle, tiefe Thäler, bis er zum Gellerstrom kam, wo er über die mit Gold belegte Gellerbrücke reiten mußte, welche von einer Jungfrau, Zänkerin benannt, bewacht wurde. Er setzte, nachdem er Weisung erhielt, seinen Weg fort, bis er ans Helgatter kam, das er mit dem Rosse übersetzte, und ritt in Helias Saal."

Diese Schilderung hebt die langen, dunklen Thäler hervor, den Gellerstrom, die Brücke, das Helgatter, und läßt sich ergänzen durch den „Brunnen der Wurt" (Urdas-Quelle), welche unter der dritten Wurzel der Welt-Esche entspringt.

Das Höllenthal nun bot noch vor sechzig Jahren keinen Weg; nur der Jäger vermochte auf fährlichem Pfad in sein Heiligtum zu dringen, und dort, wo wir heute auf der Kunststraße bequem dahin rollen, dort wiegte der Urwald seine stolzen Wipfel.

Das Thal aber ist ein Nebenthal; kein Straßenzug erforderte dessen Erschließung, und so sonderte es selbst sich ab, und die Zauber seiner imposanten Naturschönheit, seine stille Hochthaleinsamkeit und Schweigsamkeit, welche nur von dem Donner des schäumenden Flusses der „Schwarz-Ache" (Schwarza) unterbrochen wurden, sicherten ihm seine Weihe zum Sitze einer der höchsten weiblichen Gottheiten des germanischen Volkes.

In christlicher Zeit änderten sich teilweise die Namen nach christlicher Deutung, doch ist es unschwer, sie auf den altmythischen Sinn zurückzuführen. So wissen wir, daß Helias Behausung, die Unterwelt, mit der christlichen Hölle identifiziert wurde. Mittelhochdeutsche Dichter schrieben „Hölle" noch „helle" und im „Reinecke Voss" versichert Reinecke dem Isegrim: „sie tet ein tuk in d'helle". Die alte Hel, Helia oder Helle, ehemals als Person gedacht, vermischte sich mit dem Begriffe ihrer Burg oder Behausung zur Bezeichnung der christlichen Hölle.

Daß nun unser Höllenthal auch wirklich der Hel geweiht war, dies bezeugen noch viele andere Umstände. So der das Thal durch-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

brausende Fluß, die „Schwarza(che)", welcher, sobald er das Gebiet dieser Landschaft verlassen (bei Pitten) den Namen wechselt und von dort ab „Leitha"*) genannt wird. Schwarz aber ist alles im Bereiche der Hel, folglich auch ihr Fluß, und als er einst durch den dunklen Föhren-Urwald schäumte, mochte er wohl auch schwarz erschienen sein.

Der Brunnen der Hel, der Brunnen der Nornen (Wurt) findet sich im „Kaiserbrunnen", denn dieser Name reicht nur etwa hundertfünfzig Jahre zurück**) und verdrängte wohl den alten Namen Helbrunnen, oder verchristlicht „Höllenbrunnen", eine Meinung, welche in dieser Umgebung kaum befremden dürfte. Das Begriffswort „Brunnen" blieb, es wurde nur das Bestimmungswort „Hel" (Hölle) in Kaiser umgewandelt, denn bei einer völligen Neutaufe würde vermuthlich die Quelle „Kaiserquelle" genannt worden sein, da die moderne Sprache das Wort Brunnen in anderem Sinne gebraucht.

Es wäre dieser Brunnen nun das Spiegelbild des mythischen Brunnens der Nornen, welche ja wieder, wie bekannt, sich mit der Hel berühren. Die dritte Norne wurde schwarz gedacht, ihre Begabungen hemmen immer die Gaben ihrer beiden Schwestern, oder heben sie auf; sie ist eben die Hel, die Todesgöttin, das Ende, die Grenze alles Menschlichen. Enge verbunden aber ist mit der Hel deren Vater Loki (Voland, Weland, Wieland der Schmied) der Fürst der Tiefe (Teufe) ebenso enge verbunden, wie es die Hölle mit dem Teufel ist. Nun finden wir im Höllenthal zwei Seitenthäler, welche die große und die kleine Hölle heißen, und im ersteren drängen sich die Teufelsnamen; dort steht die Teufelskanzel, des Teufels Backstube und des Teufels Badstube. Nicht genug an dem, findet sich auch das „Helgatter", über welches Hermuth mit dem Götterrosse setzte, auf einem Vorberge der Raxalpe am Grünschacher, wo eine enge Felsschlucht das „eiserne Thürl" heißt, ohne daß dort sich ein solches findet oder rechtfertigen würde.

Die Bedeutung des „eisernen Thürleins" wird sofort klar, wenn man „Eisen" in „Eis" und somit „eisern" in „eisig" übersetzt. Das Reich der Helia, die „Helle" der Germanen war nicht wie die christliche Hölle ein von Feuergluten erfüllter Ort, sondern ein Bereich der Erstarrung, der Vereisung, der Kälte des Todes. Der Eingang in das eisigstarrende Totenreich kann nun gar wohl eine „Eispforte",

*) Leitha, „Liutaha" = der lichte, weiße Fluß.

**) Kaiser Karl VI. soll diese Quelle auf einer Jagd entdeckt (?) haben, daher der Name; Thatsache ist, daß durch Maulesel das Wasser des Kaiserbrunnens nach Wien an seinen Hof gebracht wurde.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein „eisiges Thürlein" gewesen sein. Das häufige Vorkommen des Lokalnamens „eisernes Thürl" in folgenden Landschaftsbildern, wo es immer die ganz gleiche Deutung findet, wird diese Erklärung vollkommen rechtfertigen. Bedenkt man ferner, daß jener Theil des Jacobskogels der Raxalpe, welcher den Namen „eisernes Thürl" trägt, schon hoch oben in der Krummholzregion liegt, wo also der Winter noch lange herrscht, wenn unten im Thal schon längst der Vorsommer zur Geltung gekommen ist, so wird der mythische Sinn des Namens dieser vegetationslosen Felsenschlucht, als Eingang ins Reich des Eises und Schnees, nur um so klarer hervorleuchten.

Ehe das Höllenthal durch die jetzige Kunststraße zugänglich war, mochte es vielleicht nur über die Felsgrate des Jacobskogels und eben durch jene Felsschlucht, welche noch heute das „eiserne Thürl" heißt, zugänglich gewesen sein. Ist es doch bekannt, daß ehedem die Flüsse, namentlich die Bergströme, weit bedeutender waren, als heutzutage, und da ist es nicht unschwer anzunehmen, da die Schwarza am Ausflusse aus dem Höllenthal dieses völlig unzugänglich machte.

Hinter dem hier besprochenen Felsenriß des „eisigen Thürls" öffnet sich nun das erste Seitenthal im Höllenthal; das ist das „Wolfsthal". Dort ist heute die erste Brücke über die Schwarza geschlagen, und diese wird „Windbrücke" genannt. Wohl ist diese Brücke nicht älter als die Straße, auch erklärt sich deren Name recht gut aus dem eisig kalten Winde, der ununterbrochen dort aus dem Höllenthal hervorbraust, aber man vergesse nicht, daß die germanische Mythe nur Naturreligion war, und alle Naturerscheinungen poetisch personifizierte. „Der Hund heult vor dem Helaklamm," sagt die Edda und giebt ihm die Wache am Helgatter, und hier sehen wir hinter dem „eisernen Thürl" das Wolfsthal, aus dem jener Wind zu heulen scheint. Hunde und Wölfe aber, mythisch verstanden, sind sich deckende Begriffe.

Wir erwähnten schon, daß die Hel sich mit den Nornen berührt. Ein Seitenthal hinter dem „Helbrunnen" wird der „Frauenbachgraben" genannt, in welchen die kühn-modellierten Felsenriffe der „Frauenbachmauern" abstürzen. Der Name Frau, im alten Genitiv angewandt, wenn er sich in Orte-Namen findet, deutet aber auf den Nornencult, und hier wird er doppelt bedeutsam, indem er die Nornen direkt in das Reich Helias, die Unterwelt, verweist, wohin ja auch jene Wurzel der Weltesche reicht, an welcher deren Brunnen sprudelt.

Daß aber die Nornen, durch die Heilrätinnen menschlich sichtbar vertreten wurden, bedarf hier keiner Wiederholung. Jedenfalls sind in den Höhlen, welche die „Frauenbachmauern" bergen, die alten

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wohnungen dieser Priesterinnen zu erkennen. Hier wo es an natürlichen Höhlen nicht mangelte, hier hatte man es nicht nötig, mühsam deren künstliche, die sogenannten „Erdställe" in die Erde zu wühlen.

Mitten aus dem Geklüfte des engen Thales, aus dessen Felsspalten zerzauste Föhren ihre weit ausgereckten Wurzeln frei über die Häupter der tief unter ihnen Hinwandelnden ausbreiten, hebt sich das Dreihaupt des Schneeberges mächtig empor in das tiefdunkle Blau des beängstigend eingeengten Himmelsbogens. Der höchste Gipfel strebt kühn in die Lüfte, und gut erkennbar zieht der Königssteig hart unter demselben dahin. Darunter öffnet die berüchtigte „Bocksgrube" ihren finsteren Schlund. Diese sowohl als auch die rechts von derselben sich herabziehenden Salzriegel gehören noch der Krummholzregion an. Unter den Salzriegeln heben sich die malerischen Wände der „Heuplacke" ab, welche in dem Saugraben fußen.

Im Sonnenuntergangsgold erglühend, mag es kaum ein gewaltigeres Bild geben, als diesen Blick von der Steinhausbrücke aus. Kein menschlicher Laut, kein fröhlicher Vogelsang, nur das Rauschen und Tosen der im tief eingeschnittenen Felsbette dahinjagenden schwarzen Ache. Nur zuweilen tönt der heisere Ruf eines kreisenden Geiers hernieder aus Wolkenhöhen, oder das Geprassel niederrollenden Gesteins mahnt an den flüchtigen Huf der Gemse. Dann wieder Stille ringsum, nur das Brausen der Wasser fährt fort in seiner unendlichen Melodie, denn — Zeiten und Wasser verfließen.

Hier ist der Punkt, wo die Großartigkeit der Natur dem Beschauer wie in einem Zauberspiegel erscheint; hier ist der Punkt, wo der Mensch in sich zusammenschrumpft zur Kleinheit eines Sonnenstäubchens, vor der in dieser Großartigkeit der Landschaft erkannten Gottesmacht!

Enger, wilder, zerrissener wird das Thal, wo sich die mächtigen Felsenmassive des Schneeberges und der Rax immer näher und näher rücken. Tief unten in schmaler Gesteinskluft wälzt sich der Bergstrom bald ruhig im düsteren Föhrengrünschwarz, bald im scharfen Gefälle weißschäumigten Gischt über die abgerollten Felsensplitter schleudernd. Die Straße führt eingeschnitten in die Berglehne oft bis an die hundert Meter hoch über Abgründe; Berge und Felsen türmen sich bis in die schwindelnsten Höhen hinan und scheinen in ihren Verschiebungen das Thal völlig zu sperren. Dann öffnet sich mit einemmale wieder eine kurze Fernsicht mit immer von neuem wechselndem Bilde. Der üppigste Blütenflor, die saftigsten Wiesen folgen unvermittelt dem unwirtbarsten Kalkgrunde, dem kaum einzelne hungrige Grashälmchen entsprießen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jeder Schritt, jede Biegung des Weges bietet neue, nicht geahnte Hochgenüsse!

In all diesen bewältigenden Wechsel der Landschaft blickt ernst und erhaben, ohne Regung, unveränderlich, das stolze Dreihaupt des Schneeberges hernieder, ein Bild des Ewigen ob dem Vergänglichen.

Betrachten wir nun aber dieses stolze Dreihaupt, so finden wir neben zwei Namen jüngerer Zeit (Kaiserstein und Klosterwappen oder Alpengipfel) noch im „Donnerkogel" (Mitterkogel) zweifellos einen Rest altmythischer Heiligung. Einstmals mögen die beiden anderen Gipfel Wuotans und Lokis Namen getragen haben, um der Trilogie zu entsprechen.

Soweit des Höllenthales Bannkreis reicht, sehen wir nur den ernsten Charakter der furchtbaren Schicksalsgewalten dem Thale in seinen mythischen Namen eingeprägt, und wie ein fernherleuchtender Hoffnungsstrahl aus Himmelshöhen blickt in die „neun tiefen und dunklen Thäler" das Dreihaupt des Schneeberges herab, das einstmals in der Zeiten Frühe der Sitz gewesen der höchsten Drei-Götter, Wuotan, Donar, Loki.

Im Umkreise des Schneebergs finden wir auch freundliche Gottheiten in Namen und Sagen. So erinnern die beiden Namen „Wurmgarten" und „Wurmbauer", sowie eine Lintwurmsage an den Drachentöter, den Besieger der Frostriesen, die Frühlingssonne. Der Saurüssel mahnt an den goldborstigen Eber, der Mittagstein, dessen Höhle zu Mittag keinen Schatten enthält, zeugt alte Heiligung, sowie ein „Hutberg" und ein „Hutbergthal" ebenfalls an den Wuotanskult erinnert. Der Schrattengraben und das Schrattenthal geben von Zwergen Kunde, sowie „Losenhaim" an die Schicksalslose mahnt, welcher Name sich als Losbühel im großen Höllenthal wiederholt. In der Umgebung der Raxalpe findet sich das „Augenbründl", ehemals gewiß ein Balders- oder Pholsbrunnen, ein „Wetterkogel", ein „Übelthal" ein „Predigtstuhl" und hoch oben in der Krummholzregion ein „Haberfeld", dessen mythischer Bezug durch seine Lage über dem „Kesselboden" noch deutlicher wird. Sonnleitstein und Sonnwendstein bedürfen keiner Deutung in solcher Umgebung. Aber noch lange nicht sind alle die Einzelheiten erschöpft, welche hier erklärend eintreten oder Deutung fordern. Indeß sei hier nur noch ein Name besprochen. Er gehört einem Berge zu, der sich „auf dem G'scheid" erhebt, dem „Tattermann". Eine Vogelscheuche, welche wir heute noch auf den Feldern sehen, mit einem alten Hut bedeckt, einem alten Rock bekleidet, heißt „Tattermann", und eben so wurde die Puppe verfertigt und genannt, welche ehemals (und hie und

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

da auch wohl noch heute) beim Judasverbrennen oder dem Verbrennen des Ostermannes in die Mitte des Scheiterhaufens gestellt wurde. Sie stellte den Winterriesen, den Joten vor, woraus mißverstanden Judas wurde. Im alten Sinne bedeutet „tattern" zittern vor Angst und Schrecken. Daß nun aber der „Tattermann" über eine Vogelscheuche hinausgeht, mag Folgendes beweisen: Bei Hugo von Trimberg lesen wir folgende Stellen: „Einer sieht den Andern an, als Kobolt Herrn Tattermann." „Ihr (der Heiden) Abgott, als ich gelesen han, waren Kobolt und Tattermann." Noch mehr Citate könnten erbracht werden, doch lassen wir hier noch Julius Cäsar („De bello gallico" etc., Lib. VI., Cap. 16., Pag. 16) sprechen: „Andere Gallier haben ungeheuer große Götterbilder, deren aus Weiden geflochtene Glieder sie mit lebendigen Menschen anfüllen und anzünden, wodurch diese, von der Flamme umgeben, den Geist aufgeben müssen. Sie glauben, daß den Göttern Diebe, Straßenräuber oder andere Übelthäter die angenehmsten Opfer sind; wenn diese aber fehlen, so begnügen sie sich auch mit Unschuldigen." Wenn nun dieser Tattermann identisch mit Cäsars Schilderung war, so mag allerdings die Opfer bei seinem Anblicke ein „Tattern", Zittern, überkommen sein. Daß jene Puppe bei heutigen Judas- oder Oster-Feuern ehemals wirkliche Menschenopfer waren, geht aus einem jüngeren Beispiel hervor, in welchem gleichfalls eine Puppe beim „Hexenverbrennen" die „Hexe" genannt wird, welcher Brauch ebenfalls in die Osterzeit fällt und auf gleicher mythischer Basis beruht.

Daß aber neben der Unterweltsgöttin ein „Tattermann" stand und brannte, stimmt wieder mit den Lintwurmsagen, welche gerade hier (in der Gegend des Wurmgartens) nicht mit dem Schwert, sondern durch Feuer besiegt wird, durch das Feuer der Frühlingssonne. Darum ist auch das Reich der Hel kalt gedacht, darum ist es mit dem des Winters identisch, und darum ist das Höllenthal auch nach dieser Richtung hin der mythischen Anforderung entsprechend.

Lange schon sprossen und keimen der Frühlingsgöttin Ostara liebliche Lenzeskinder in buntfröhlicher Farbenpracht im ganzen Lande, und noch deckt Schnee die kalten Schluchten des Höllenthals, hängen baumlange Eiszapfen von dem starrenden Geklüfte, und während in der unfernen Residenz aus glänzenden Equipagen heraus die duftigsten Frühlings-Toiletten offiziell den Frühling verkünden, haben sich die Frostriesen noch immer im Höllenthal verschanzt und donnernd schleudern sie ihre Geschosse, die Schneelawinen und Eisstürze, dem anstürmenden Frühling entgegen, aus diesem ihrem letzten Bollwerk in unsrem schönen Niederösterreich.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Venusberg bei Traismauer.

Nun aber wollen wir heben an,
Vom Ritter Tannhäuser zu singen,
Und was er Wunder hat gethan
Mit Frau Venussinnen.

Das war eine herrliche Fahrt im kleinen Canot herab von Passau längs der silberfunkelnden Nibelungenstraße! Kecklich lachte vom Mast des kleinen Fahrzeugs die „rote Flagge mit dem weißen Andreaskreuz im oberen Stangenfeld", als es pfeilschnell dahinglitt, einsam wie Lohengrins Schwan. Da öffnete sich die Mündung der Traisen zwischen lauschigen Auen, und dem einsamen Fergen zog ein Scheffel'scher Sang durch die Erinnerung:

Und flüsternd hör' ich's durch die Blätter rauschen,
Verfahrner Mann, dir sind die Toten hold,
Folg' dieser Spur, und du wirst Schätze heben,
Nicht weit von hier, blinkt Nibelungengold.

Im weiten Bogen fiel das kleine Boot vom Kurse ab und lief die Mündung der Traisen an. Da gab's gute Schiffmannsarbeit; mit dem pfeilschnellen Dahingleiten war's gründlich vorbei. Schwer arbeitete sich das unscheinbare Ding gegen die Strömung, doch an Land zu gehen und das Boot zu ziehen oder gar zu tragen, das wäre entschieden nicht „sportsmanlike" gewesen. Nach schwerem Ruder-tagewerk lag endlich auch eingebettet in liebliches Grün, beschienen vom freundlichsten Abendrot der uralte Marktflecken Traismauer vor dem einsamen Ruderknaben.

Da lag sie, die stolze Etzels-Burg.

„ . . . . . .
„Die war viel weite, die war viel wohlbekannt,
Geheißen Trasinmuore; Frau Gelke saß da eh,
Und pflac so großer Tugenden, das wahrlich nimmer ergeh".

Was für Erinnerungen weckte nicht da der Name Traismauer — Trasinmuore! — Der Ort wird schon unter Karl dem Sachsenschlächter genannt, und gehört daher nach Annahme derer, welche nur auf das schwören, was auf eines Esels Rücken der Nachwelt überliefert worden, zu den ältesten Orten im Lande. Diesmals haben sie zwar auch recht, aber dennoch ist der Ort weit, weit älter als jene Herren es gelten lassen wollen. Karl schenkte den Ort an Passau; auch ward hier vor der St. Martinskirche der vertriebene Mährenherzog Privina vom Grenzgrafen der Ostmark, Radpet, auf-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genommen und zur Taufe bewogen. Im Jahre 984 erscheint der Name als „civitas Traisma“. Unter den Römern aber war der Ort „Trigisanum“ benannt.

Und trotzdem ist Trasinmuore noch weit älter, denn er reicht in vorrömische Tage zurück. —

Weiter zog das kleine Boot vorbei an stillem Auwaldgrün; da wölbte sich ein unscheinbarer Hügel in die dämmernden Abendschatten, so unscheinbar wie tausend andere, an welchen sonst wohl das Auge vorübergleitet, da keine Sondereigenschaft ihn merklich hervorhebt.

Und doch — welcher süße Reiz umspielt nicht diesen Hügel!

Sanfte Dunstwölkchen huben sich empor aus den leise plätschernden Wellen, als huschten leichte Frauengestalten schwebend ob den Wassern um das leichte Boot. Dann schwebten sie aufwärts zum Kulme des Hügels, hinter dem langsam der volle Mond heraufstieg, einsam wie das Boot und sein Ferge.

Einsam! Ja das war sein Loos; einsam zog er oft wochenlang in seinem schmucken Mahagoniboot die breite Donau stromauf, stromab; seine Rudercommilitonen lachten ob seinen Schrullen, und doch war er glücklich — allein. Allein? O nein! Welch' sonnigbeglänzte Gesellschaft aus Duft und Äther geboren, versammelte sich da um ihn zu traulichem Zwiegespräch! War es seine Schuld, daß der Anderen Auge diese nicht sahen, der Anderen Sinne diese nicht fühlten? Und so wähnten ihn die Anderen einsam, und doch war er im erlesensten Ringe himmlischer Geister. So auch heute.

An stiller Au, im weiten Strome
Zog einsam ich im schwanken Boot
Mein Blick verlor sich fern im Dome
Wo Mond und Stern herniederloht.

Vielhundertjähr'ge Ulmen streben,
Wie Pfeiler zu den Sternen auf,
Und lange tiefe Schatten weben
Durch Wiesen sie, durch Wellenlauf.

Und d'rüber quillet silbern wieder
Des Mondes sanfte Aetherflut,
Die Wellchen werfen mondwärts wieder
Dem Ballspiel gleich, die bleiche Glut

Und wie die Fünkchen aufwärts sprühen
Im reichen Regenbogenkranz,
Erhascht an Gräsern sie verglühen
Im demantsprüh'nden Farbenglanz.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und wie der Aeolsharfe Klänge,
Entlockt des Westwinds Schwingenpaar
Der mitternächt'gen Au Gesänge,
So sehnsuchtschaurig wunderbar. —

Und dort!? — Dort auf den Wassern schweben —
Ist's Wahrheit? — Oder ist es Traum?
Die Elfen leicht wie Duftesweben,
Gestalten zart wie Wellenschaum.

Der Augen süße Blicke funkeln
Wie Sterne klar im sanften Licht,
Und Mondlicht ist es, was die dunkeln,
Die weh'nden Locken mild durchflicht.

Im sinnverwirrend üpp'gen Reigen
Sie gleiten hin wie Rosenduft,
Wie Veilchendüfte mondwärts steigen,
Durchschweben sie das Reich der Luft.

Und leiser Sang in sanften Schwingen
Durchflüstert Au und Menschenbrust,
Wir wollen Dich dem Leid entringen,
Dem Du verfallen, unbewußt.

O komm' zu uns, zur Mondeshelle,
Wo wir im munt'ren Reigen zieh'n
Wo wir ob klarer Silberwelle
Der Menschheit Freud' und Leiden flieh'n.

Du ruhst so sanft in Hutbergs Grunde,
Tief drinnen in des Berges Schacht,
Vergessen ist dort jede Wunde,
Verschmerzt in wonnigstiller Nacht.

Und wenn die Blümlein blüh'n im Maien
Dann folgst uns Du zu luft'gem Tanz,
Zu ätherduft'gen Elfenreihen
Bei Mondenschein und Sternenglanz.

Und hast Du Dich emporgeschwungen
Zur leichten hellen Elfenschaar,
Und hast Du Ihr Dein Lied gesungen,
Der holden Fraya leidensbar,

Dann bist Du glücklich! Liebeahnend
Du sinkst zurück in Frayas Dom,
Und steigst empor, wenn wieder mahnend
Der Lenz die Blumen weckt — komm — komm! —

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leise plätscherte der Ruderschlag über den Wellen, und im vollen Mondenglanze lag der „Venusberg“ vor dem Entzückten, eingerahmt vom nachtdunklen Auwaldschatten. —

Nun aber wollen wir heben an
Vom Ritter Tannhäuser zu singen,
Und was er Wunder hat gethan
Mit Frau Venussinnen.

Es ist nicht eines der geringsten Verdienste Richard Wagners, daß er den höheren Schichten der Gesellschaft die alte Nationalmythe wieder nähergerückt, welche von diesen wohl schon vergessen war, daß er sie wieder in die Mode brachte, wie sie es vor einem halben Jahrtausend war, wo die Minnesänger an allen Höfen und Höfchen das Lob der „Frau Venus“ sangen, wie solches nun heute von deren Epigonen auf allen Opernbühnen von neuem geschieht, während die unteren Volksklassen die mythischen Traditionen treuer bewahrten und heute das alte Tannhäuserlied in zahllosen Variationen noch unausgesungen von Mund zu Mund fliegt.

Die an zahllose Oertlichkeiten gebundene Sage, die noch heute weite Verbreitung des Liedes bezeugen, daß wir uns vergeblich bemühen würden, für die Tannhäusersage einen historischen Hintergrund zu suchen, in Tannhäuser selbst eine historische Persönlichkeit zu vermuten. Wohl hat man es versucht, den 1270 verstorbenen Minnesänger Tannhausen mit unserem Tannhäuser zu indentifizieren, doch war dieser zu untergeordneten Ranges, zu unbedeutend, als daß es gerechtfertigt erschiene, in ihm den Ursprung jener mythischen Person zu suchen. Wenn der Sage nun keine historische Grundlage gefunden werden kann, muß diese sich im mythologischen Gebiete finden und bleibt dann nur die Frage offen, welche Göttergestalten hinter „Frau Venus,“ dem „edlen Tannhäuser“ und dem „getreuen Ekkehard“ verborgen sind.

Daß es germanische sein müssen, beweist vorerst nicht nur die tiefgewurzelte Sage in allen Gauen der schwäbisch-bayerischen Völkerfamilie, sondern beweisen auch die zahlreichen Ortsnamen in deren Ländern. Um nur einige zu nennen, seien verzeichnet: Venusberg. a) Eine Einschichte, Bayern, Landgericht Vilsbiburg; b) Dorf und Bad bei Innsbruck; c) Dorf bei Zwickau, Sachsen; d) ein Hof bei Waldsee in Württemberg; e) Dorf bei Breisach im Breisgau; f) Dorf in Niederösterreich bei Traismauer; g) Dorf, ebenda, bei Drasdorf (im Jahre 868 Druosinindorf geheißen), beide im Viertel ober dem Wiener-Wald, und endlich h) ein Dorf bei Dürrenstein, gleichfalls in

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Niederrösterreich, im Viertel ober dem Mannhartsberg. Mit dieser Aufzählung ist deren Zahl noch lange nicht erschöpft, aller Namensverstümmelungen, wie Venetsberg, Veniuck ꝛc., nicht gedacht, so wenig als jener Ortsnamen, an welche wohl die Sache gebunden erscheint, deren Deutung aber auf anderer Basis beruht. Der bekannteste der letzteren, der „Hörselberg" in Thüringen, soll hier nur nebenbei erwähnt sein. Eine ähnliche Liste ließe sich zusammenstellen von solchen Ortsnamen, welche die Namen „Tannhäuser" und „Ekkehard" in den verschiedensten Verbindungen und Verstümmelungen enthalten.

Aber nicht nur das Volk in allen seinen Schichten kannte die „Venussin", sondern diese selbst lebte trotz des Christentums als allegorisches Wesen bis ins späte Mittelalter fort. Es mag hier nur an den „deutschen Don Quixote," den Minnesänger Ulrich von Lichtenstein und an dessen abenteuerlichen Venuszug erinnert sein, um zu zeigen, wie lebendig die alte mythische Anschauung das mittelalterliche Leben beeinflußte.

Einigen näheren Anschluß über die Venusmythe finden wir in den Liedern des 1450 verstorbenen Minnesängers Hermann von Sachsenheim, der in den meisten seiner Dichtungen sich mit Frau Venus, oder wie er sie zumeist nennt, mit der „Venussin" beschäftigt. Im „Schatz", führt ihn ein „Martinsvogel" zu einem „Zwerge" und dieser in den „Venusberg", wo ihm die Venussin eine zwölfzackige Krone für seine Geliebte schenkt, welche von deren zwölf Jungfrauen gearbeitet wurde. Im „Altswert" erhält er von Frau Venus Unterricht, wie alte Schwerter den neuen vorzuziehen, sowie ältere erprobte Männer den noch unerfahrenen Jungen. Die neue Minne des Elsasses besingt er in ihrem Auftrage im „Kittel". In der „Mörin" (Mohrin) schildert er die Hofhaltung der „Frau Venus" und erscheint Brunhilt als deren erste Hofdame genannt, der „getreue Ekkehard" als deren Hofmarschalk und König Tannhäuser als deren Gemahl. Der Dichter schildert in diesem Gedichte, wie er gewaltsam von einem Alten und einem Zwerge entführt und vor Frau Venus gestellt wird, und von dieser durch deren „Fürsprecherin", (Vertraute), welche eben die Mohrin ist, vor König „Danhauser" geführt wird, wo er sich seiner Unbeständigkeit in der Liebe wegen zu rechtfertigen hat.

Gehen wir weiter zurück, so finden wir in der „Vilcina-Sage" die Nachricht, daß Ekkehards Gemahlin „Volfriana" geheißen habe, und daß sie sich nach Ekkehards Tod mit Wielands Sohn „Wittich" vermählte. Wittichs Burg aber hieß „Treborg" (Holzburg oder Waldburg) auch „Thornburg" (Dornburg), das ist eine durch Ver-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haue geschützte Wohnung im Walde, und als solche schildert auch Hermann von Sachsenheim in der „Mörin" die Burg der Frau Venus, den Venusberg.

Wie man den edlen „Tanhusaere" zu historisieren versuchte, ebenso wollte man auch für den „getreuen Ekkehard" eine historische Grundlage ausfindig machen, und glaubte diese bald in jenem „getreuen Ekkehard," den wir als „Bundschuh" aus der „Hohenstauffensage" kennen, bald in jenem Ekkehard II., Markgrafen von Meißen, gefunden, den Kaiser Heinrich III 1041 „fidelissimum fidelem" nennt. Beide Hypothesen sind unrichtige. Am meisten Ähnlichkeit findet sich mit jenem Markgrafen gleichen Namens, dem Pfleger der Harlunge, der freilich auch keiner historischen Persönlichkeit entspricht und, wie wir sehen werden, mit unserem getreuen Ekkehard die Blüte eines gemeinsamen Stammes ist. Seine Sage ist bald erzählt. Als Diether, König Ermanrichs Bruder, starb, setzte er zum Vormunde seiner unmündigen Kinder den getreuen Ekkehard. Ermanrich bemächtigte sich ihres Reiches und (Harlungen-) Schatzes, belagerte sie in ihrer Burg, die er erstürmt, und läßt die gefangenen Neffen auf dem Burgberge aufhängen. Der Name jener Burg ist Breisach. Lange wogte der Streit um die geographische Frage zwischen Breisach im Breisgau, Harlungoburg (Niederösterreich) und Brandenburg an der Havel, das in alten Urkunden ebenfalls Brisia, terra Briscorum, terra Brisia wohl Brennenburg genannt ist, wie die Brandenburger selbst die „Brennen". Auch diese Frage ist gleich jener des Venusberges keine geographische, sondern eine mythische, wenngleich ober dem Thore Brandenburgs an der Havel folgende Inschrift stand: „Rex Harlungorum quondam tua moenia cinxit, te rex conuertit Carolus et magnificavit, Otto fundavit, dotavit, pontificavit, Pontificem primum statuit ibi Caesar Udonem," und vor deren Thoren der Harlungenberg liegt, auf dem Ermanrichs Blutrat vollzogen worden sein soll. Alles dies findet sich noch öfter im deutschen Land, und zwar überall mit gleichem Rechte, weil der Hintergrund kein historischer, sondern ein mythologischer ist.

Aber so wie Treborg und Brisach ist noch Fritila als Burg der Harlunge genannt, gleichfalls ein geographischer Zankapfel. Man sucht sie in Fritzlar, Friedberg am Rhein, Vercelle und Feltre, überall mit gleichem Recht und Unrecht, wie eben bei Brisach erwähnt wurde. Fritila ist ein Name, der mit der Endsilbe „thilia" gebildet wurde, wie Fritilo, einer der Harlunge selbst, denselben Namen mit männlicher Biegung trägt und die erste Sylbe „Fri" auf „Fria, Volfriana"

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zurückzuführen ist, wie Freitag, Frîtac, dies Veneris. Auch bemerkt die „Vilcina-Sage" ausdrücklich, daß die Wäringer diese Burg „Fridsaela" nennen, was eben wieder ein Synonym ist.

Sowie Berchtana oft für Bertha, Huldana (auch Hlodana) für Hulda steht, kann man für Bolfrîana, Ekkehards Gemahlin „Bol Frîa" setzen, woraus sich die „buhlende Fraya" erklärt, da „boul' im Altsächsischen Buhle, bol hingegen im Nordischen böse bedeutet.

Der Name von Frayas Sonnenhaus „Volkwang" (Folkvangr) bedeutet „Volks-Anger" und ward früher auf die mit Menschen erfüllten Äcker gelegentlich der Ernte gedeutet. Dies ist aber unrichtig wie aus Späterem erhellen wird. „Volkwang" bedeutet allerdings „Volks-Anger," aber im Sinne unseres heutigen Friedhofes, des Totenackers. Fraya und Wuotan teilen sich in die in der Schlacht Gefallenen; jedes wählt die Hälfte. Diese Teilung aber erfolgt so, daß Wuotan die körperlosen Seelen nach Walhall, Fraya hingegen die seelenlosen Körper nach Volkwang führt. Der Saal in Frayasburg wird „Fensaal" (Fensalir) genannt. Auch dieser Name ward als „Sumpfsaal" fehlgedeutet; indem man an die nordischen Vennen, Sümpfe von „fen" ableitend dachte. Man übersah dabei, daß jener Name von „fan," „fanin," „fen" = Funke, Brand, Feuer, Zeugung abgeleitet wurde, und daher „Fensaal" eigentlich Brandsaal, Feuersaal, „Zeugungssaal" bedeutet.

Wie die deutsche Mythologie auf der Dreizahl „Geburt, Leben, Tod" aufgebaut ist, begegnet sich im Gedanken der Wiedergeburt nach dem Tode, Ende und Anfang (Alpha und Omega) aller Dinge, darum vereinigt Fraya im Fensaal als „Brandsaal" (Scheiterhaufen, Leichenbrand) die Toten, um sie aus dem Fensaal als „Zeugungssaal" zu neuem Leben hervorgehen zu lassen. So schließt sich der Ring der Ewigkeiten, so sproßt neues Leben aus dem Tode.

Da nun Frayas Halsschmuck „Brisigamen", auch das „Breisachergold" genannt wird, so stimmt dieser Name zum Saalnamen „Fensaal", den wir durch uralte örtliche Überlieferung als Breisach, Brisia, Brandenburg und andere kennen gelernt haben. Wenn sich nun Bolfriana mit Wittich zum zweitenmale vermählt, so finden wir, daß der Name Wittich der im „Walde hausende" bedeutet (althochdeutsch: Witigouwo, altsächsisch: Widga). Sowie der Begriff „Forst" sich von Forcht, Föhre herleitete, und ehemals nur einen Föhrenwald, heute jedoch überhaupt einen Wald ohne Unterschied der Baumart bezeichnet, ebenso, nur minder gebräuchlich, das Wort „Tann"; auch dieses deutete früher einzig auf einen Tannenwald, während es heute

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

synonym wie Forst gebraucht wird, und somit ist Wittich der im „Tann hausende" Tannhäuser.

Wolfria aber ist des Königs Drasian's (Tresian im Wolfdietrich) Tochter, woher ihre Burg Drasinburg (Tresinburg) genannt ist, welche wieder in Trechlinburg am Rhein aus schon öfter erwähntem Irrtum gesucht wurde. Im Wolfdietrich heißt diese Burg aber auch Treisenmure und verbindet sich in der Gewalt von Ruodwin, Wittich's Neffen.

Nun aber haben wir neben dem einen Venusberg in Niederösterreich Traismauer liegen, das im Mittelalter „Trasinmuore" genannt wird, und im „Traismafelde" liegt, wie die „Harlungoburg" im „Harlungofeld". Der zweite „Venusberg", ebenfalls in Niederösterreich, liegt aber gleichfalls neben einem „Drasdorf", das im Jahre 868 als „Druosiinindorf genannt erscheint.

Dies kann nicht Zufall sein und ist die Ursache der Namengebung hier wie bei allen analogen Fällen auf mythische Traditionen, auf germanisch-heidnische Kultplätze zurückzuführen.

Eine andere Variation jener Sage, die uns hier ausschließlich beschäftigt, ist an brandenburgischen Boden gebunden und lautet: Markgraf Iron von Brandenburg erwarb diese Markgrafschaft, nachdem er seine Heimat verlassen mußte. Er läßt sich mit Wolfriana in ein Liebesverhältnis ein und findet seinen Tod durch deren betrogenen Gemahl, den treuen Ekkehard. Iron's Gemahlin hingegen ist die getreue Isolde von Brandenburg, welche ihn, als Sänger verkleidet, aus der Gefangenschaft des Königs Salomon befreit, dafür aber von Iron nach seiner Heimkunft der Untreue angeklagt wird.

So wie wir aus Wittich den Tannhäuser entstehen sahen und aus Wolfriana die buhlende Fraya, müssen wir noch eine Brücke suchen, welche von dieser zu „Frau Venus" leitet. Im Mittelalter und noch heute in Volkssagen führt die „Venussin" einen zweiten Namen, und zwar den der „Frau Fene", den in Süddeutschland gleichfalls Fraya führte und der in Venelsberg, Veniluck, Veniloch nachklingt, wobei bemerkt werden muß, daß das „V" dieser Namen wie „F" ausgesprochen wird.

Fraya war, wie die griechische Venus, gleichfalls „schaumgeboren". Sie ist die Mondgöttin, die allnächtlich aus den Wellen emportaucht. Im uralten Zauberglauben finden wir sie mit den runden Zauberspiegeln in Verbindung gebracht, mittelst welcher schon im grauen Altertum die Thessalierinnen den Mond zur Erde herniedergezogen haben sollen. Ähnlicher Zauberkunst begegnen wir in unsern Hexenprozessen. L. Becker und J. v. Hetner veröffentlichen im 14. Hefte

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihres interessanten Werkes: „Kunstwerke und Gerätschaften des Mittelalters und der Renaissance", Frankfurt, 1853, die Abbildungen von zwei runden Handspiegeln aus dem 14. Jahrhundert, deren Kapseln aus Elfenbein geschnitten, die Frau Venus vorstellen, und zwar keineswegs in antiker Auffassung, sondern in unserer volkstümlichen, der Überlieferung entsprechenden Gestaltung.

Magdeburg bewahrt das Andenken an Fraya in seinem Namen. In der Chronik des Christoph Entzelt von Salfeld (1579) schreibt der Chronist: „Carolus (der Frankenkönig) zerstört in putena, in castello putenae phanum et imaginen Veneris, da stund auff einem Wagen ein Bilde eines schönen nackichten Weibs, gekrönt mit einem Kranz von Myrto, auff der Brust eine brennende Fackel, in der rechten Hand hielt es eine runde Kugel (man denke an den Mond und an die Zauberspiegel), in der linken drei gulden Äpfel, nach ihr stunden drei blosse Megde, mit (ineinander) geflochten Armen mit abgewendeten Angesichtern, und trug eine jede einen golden Apfel, der andern den reichende. Den Wagen zogen drei Schwanen oder Tauben. Die Sachsen hießen es die Magadeburg."

Da nun Frau Venus, Frau Fene als „Fraya", und zwar als „buhlende Fraya" gleich der „Venus vulgivaga" aufgefaßt erscheint, also einer Göttin entspricht, und zwar einer solchen aus den Zeiten des Niederganges der Wuotansmythe, wo diese schon ausartete und verflachte, so müssen naturgemäß sowohl Ekkehard wie Tanhauser (Wittig) gleichfalls Göttergestalten verbergen. Es ist bekannt, daß Frayas Gemahl Hermut (Hermodr), Odr, Zeizzo (der Schöne) war, der zur Erde gesandt, um die Menschen den Gesang zu lehren aber von neidischen Zwergen ermordet wurde.

Nun aber kennt die Wuotansmythe den „stillen Waldbewohner Widar", denn:

„in Widars waldigem Wohnland wächst
hohes Gras und Grün"

(Edda, Grimnismâl).

den jungen Sonnengott, der in der kürzesten Nacht des Jahres, der Weihnacht, geboren wird, und der unbeweibt gedacht ist, welche Annahme so lange aufrecht erhalten wurde, als die Götterdämmerung noch nicht hereingebrochen war. Als diese anbrach, als die Götter zu Helden oder Dämonen verblaßten, war es auch möglich, daß jenes unschöne Lied der Edda „Oegisdrekka" geschrieben werden konnte welches die Götter verhöhnte, ähnlich wie Lucians „Göttergespräche" zu einer Zeit verfaßt wurden, in der die olympischen Götter gleichfalls schon ihre Göttlichkeit eingebüßt hatten.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In jenem Lied nun schleudert der boshafte Loki der Fraya folgende Beschuldigung beim Gastmahl des Oegir (Agez) ins Gesicht:

„Schweig doch, Fraya, Dich vollends kenn' ich,
Dir mangelt kein Makel!
Jeder der Asen und Alben hier innen
Schon nahm Dich zum Schätzchen!
Schweig doch, Fraya, Verführerin Du!
Verderben-Credenzerin!
Durch Liebestrank band'st Du den leiblichen Bruder
Zum Hohne der Himmlischen!"

War doch Frô ihr Gemahl und Bruder zugleich, und so konnte Loki das hohe Geheimnis verraten. Widar ist aber niemand Anderer, als der nach sieben Monaten wiederkehrende Frô, um sieben*) Monate bei ihr im „Venusberge" zu bleiben, er ist ihr zweiter Gemahl, der im „Tann hausende" Tannhäuser, während ihr erster Gemahl Odr, Hermut, Zeizzo, der nun natürlich alte Sonnengott, der getreue Ekkehard ist.

Somit wäre die ganze Tannhäuser-Sage auf ihren mythischen Ursprung zurückgeführt, bis auf den einen Umstand, der von der Unversöhnlichkeit des Papstes Urban erzählt und vom Grünen des dürren Stabes. Aber auch dieser Zug ist in dem Gedichte von der „Rabenschlacht" erhalten.

„Immer wieder," so steht in F. v. d. Hagens Heldenbuch, „hat sich Dietrich von Bern mit Wittich versöhnt, nur in der Rabenschlacht nicht mehr, nachdem er den Bruder Diether und die Söhne Etzels erschlagen hat. Er schoß seinen Schaft (Wurfspeer) nach ihm, und dieser steht grünend noch heutzutage, daß Jeder ihn sehen mag, der dahin kommt.

Somit fand sich die „Teufelinne Frau Venus" als Frau Fene und Volfriana in der Heldensage als treulose Gemahlin des getreuen Ekkehard, der nun warnend vor ihrer Burg sitzt, als „buhlende Fraya aus der Zeit des Niederganges der Wuotansmythe, endlich in der Blütezeit dieser letzteren erkannten wir in ihr die schaumgeborene Mond- und Liebesgöttin Fraya. Ihr erster Gemahl Ekkehard ist der unter den Menschen wandelnde Odr, Hermut, Zeizzo, während ihr zweiter der im „Tann hausende" junge Sonnengott ist.

*) Die Mythe rechnet eben immer nach sieben oder neun Monaten oder Jahren, wobei die Übergangsmonate des Herbstes entweder zum Winter oder zum Sommer geschlagen werden; daher sieben (oder neun) ewige Nächte, das ist Wintermonate oder ebenso viele Sommermonate oder Tage.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachdem aber der junge mit dem alten Sonnengott doch wieder eins ist, so ist der im „Tann hausende", der in „Widars waldigem Wohnland, wo hohes Gras und Grün wächst," wohnende Tannhäuser, eigentlich „der im Grabe der Wiedergeburt entgegenschlummernde seelenlose Tote". Darum heißt Widar, dessen Name deutlich genug auf die „Wiederkehr nach dem Tode" hindeutet, der „schweigende Ase", denn der im Grabe Schlafende ist „schweigsam wie der Tod". Dann aber, wenn er wiederkehrt

„Zur Vaterrache, von Rosses Rücken
Steigt da der starke Sohn."

Widar wird als der „stärkste Ase" nach Donar geschildert, das ist er auch, nachdem er den Tod überwunden hat. Kaiser Rotbart, der im Untersberg schläft, wird ja auch, wenn er wiederkehrt, allen Feinden obsiegen, und das kann nur der Starke.

Die Tannhäuser-Sage in ihrer mythologischen Reinheit aufgefaßt, bedeutet also das Ruhen im Grabe mit der Auferstehungshoffnung, der Übergang vom Tode durch die Geburt zu neuem Leben.

Aus diesem Ergebnis folgert sich weiter, daß die Sage, auf rein mythischer Basis beruhend, Eigentum des ganzen deutschen Volkes und daher an kein geographisches Gebiet in historischem Sinne gebunden sein kann, und alle lokalen Erinnerungen, lägen diese nun in Ortenamen, in Urkunden oder Traditionen verborgen, sich nur auf altheidnische Kultstätten beziehen können.

Die mit dieser Sage so enge verflochtene Harlungen-Sage ihrerseits fordert zu interessanten Vergleichen mit der Nibelungen-Sage heraus, indem beide sich um einen Schatz drehen; doch während die Nibelungen Mächte der Finsternis bedeuten, sind die Brisinge Lichtgottheiten; während die Nibelungen die Zeugung hemmen wie das Abendrot den Tag, so fördern die Brisinge die Wiedergeburt im Morgenrot. Darum heißt der auf dem Nibelungengolde liegende Drache Fafnir (Fa = Zeugung, nir = nie, enden), darum ist der Nibelungenhort das Abendrot, das Breisachergold aber der Hoffnungshort der Wiedergeburt, der Auferstehung im Morgenrot.

Darum endlich leuchtet in der Morgenröte das lichte Sonnengold Brisigamen als strahlendes Halsband um den milde verschimmernden Mond, denn:

„Die du Kinder und Früchte erzeugst — im Überflusse, hehre Göttin,
Dein allein ist das Recht, das Leben zu geben, zu nehmen."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie verstand es nicht der Germane solch furchtbar erhabene Gedanken in einfache reizende heitere Bilder zu kleiden! Die Todesgöttin als freundliche Liebesgöttin!

Und doch, doch mußte solch erhabenes Bild verschrumpfen, mußte die holde Fraya zur „Teufelinne" werden:

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmutreiche,
Wie Sonnenschein und Blütenduft
Ist ihre Stimme, die weiche.

Ihr edles Gesicht umringen wild
Die glühend schwarzen Locken;
Schaun dich die großen Augen an,
Wird dir der Atem stocken."

Aggstein an der Donau.

Iduna war von der Weltesche gesunken; die grüngoldigen Schleier waren der freundlichen Göttin geraubt, und im frostigen Eisverließ schmachtete Gerda, gefangen von dem furchtbaren Winterriesen.

Eine dichte Schneedecke lagerte über dem Forst. Baum und Strauch trug gebeugt die winterliche Last, und wie gefrorene Thränen hing das Eisgezapf hernieder in den verharschten Schnee. Das waren die Eisfesseln, womit der Schreckliche die Natur in Winters Bann gelegt. Drunten am Strom lag vielzackig der Eisstoß im blaugrünen Geflimmer; das waren die „Eisketten", mit welchen der Fürchterliche die holde Frau „Isa", das liebe Donauweibchen, gefesselt hatte, das war die Riesenmauer, mit der er den Strom hatte abbauen wollen. Ein rauher Nord strich durch den Forst mit langgezogenen Tönen wie klagender Harfenklang, wie Trauergesang der Gefangenen in des Schrecklichen Eisverließ. Droben aber in den Lüften umkreiste eine Schar hungriger Raben des Aggstein trümmergekröntes Steinhaupt.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Schnee knirschte unter den Tritten der Aufsteigenden, und klirrend splitterten die Eiszapfen von den Bäumen in den Schnee. Da lichtete sich der Wald, ein scharfer Windstoß trieb uns sandartigen Schnee ins Gesicht, und zur Linken zeigte sich zerborstenes Mauerwerk; der Aggstein war erstiegen. Kreischend drehte sich der Schlüssel im verrosteten Schloß, knarrend öffnete sich das schwere Thor; wir standen in der Thorhalle. Die sah düster genug aus. Gar Manchem, der da eingegangen, mochte das Knarren der Thorangeln etwas Ähnliches zugekreischt haben, was Dantes Dichterauge über dem Höllenthor gelesen: „Ihr, die ihr hier eingehet, lasset alle Hoffnung zurück!"

Aber mögen es immerhin die einstens hier genisteten ritterlichen Raubgeier arg genug getrieben haben, so ist doch der Fluch des Schreckens, der Aggsteins Trümmer umweht, älter als es die Sage will, und reicht in weit frühere Zeiten zurück, als in jene, in welchen „Herr Jörg Scheckh vom Wald" hier oben raubritterte.

Wenngleich die Burg erst Anfang des zwölften Jahrhunderts entstand, wenngleich das Siegel „Bertholds von Acxstayn" einen Felsblock (Stein) mit darüber schwebender Axt zeigt, so ist doch der Name selbst älter als der Bestand der Burg, und auch anders zu deuten, als solches das Siegel (Axt-Stein) glauben machen will.

Der Fels Aggstein liegt im Aggswald, den der Aggsbach durchrauscht; erst von diesem Felsen ging der Name auf die Burg über, die seinem Haupte entwuchs. Ganz ebenso stand der Aggsbach zu Pate, als die Karthause, das Dorf und der Markt Aggsbach entstanden und nach ihm benannt wurden. Von diesen drei Ortenamen aber kam aus den frühesten Zeiten nur der Name „Aggsbach" urkundlich auf uns, und zwar als: „Achispach locus" in einer Urkunde vom 6. Oktober 830. Das Grundwort „Achis" (sprich Akis) ist das gotische „agis", das althochdeutsche „akiso" und bedeutet Schrecken; somit bedeutet der Name Aggstein richtig Schreckensstein und liegt folglich dieser Schreckensstein im Schreckenswald am Schreckensbach.

Nun aber heißt der Fels im Meere, auf dem der furchtbare Wasserriese der deutschen Mythe, Ägir, wohnt, „Agstein"; es ist dies der im Märchen oftgenannte Magnetberg, der den Schiffen das Eisen auszieht, so daß sie zerfallend versinken. Dieser Schreckensstein im Meere, der magnetische Thronstein des Wasserriesen Ägir, paßt gar wohl zu dem Schrecklichen, der ja auch den Agis-Helm besitzt. Hier nun trug der schreckliche Ägir den Lokalnamen Agez, mit welchem er noch im Märchen abgeschwächt zum „Meisterdieb" auftritt; denn auch er mußte es, gleich den übrigen Personifikationen der deutschen Mythe,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dulden, daß er, seiner göttlichen Eigenschaften entkleidet, immer mehr vermenschlicht wurde, je mehr das Christentum in der Volksseele Wurzel schlug und der Wuotansglaube in steter Entwicklung vom „Überglauben" zum „Aberglauben" herabsank.

Somit sehen wir, daß der Name Aggstein ein vorchristlicher ist, der weit in die vorrömische Zeit zurückreicht und enge mit einem gefürchteten dämonischen Wesen in Beziehung steht.

Die Namensgebung selber aber fällt in die Zeit der Jugendtage unseres Volkes, in eine Zeit, in welcher weder Annalen noch Chroniken die Jahre zählten, in eine Zeit, wo es noch keine willkürliche Namensgebung gab. Der naive Sinn unserer Altvordern, der noch in ganz anderer Weise die Natur belebt dachte, als die Zeiten eines Humboldt, bevölkerte Wald und Au, Meer und Strom, Luft und Erde mit überirdischen, spenstigen Wesen, und dies je nach dem Eindruck, den das Landschaftsbild in ihm erweckte, mit freundlichen, gütigen Göttern oder mit den feindlichen, bösen Gewalten, mit welchen ihre guten Götter im steten Kampfe gedacht wurden.

Nun aber war die Donau — und ist es noch heute — der reißendste Strom Europas, und schied das südliche Keltentum von dem nördlichen Germanien. Dies wohlgemerkt in einer Zeit, welche der Römerherrschaft um viele Jahrhunderte vorhergegangen war, denn zur Zeit, da der erste Römer sein Roß in der Donau tränkte, waren die Germanen schon weit nach dem Süden vorgedrungen, hatten das Keltentum besiegt und sich mit ihm amalgamiert, so daß nur in den entlegensten Alpenwinkeln sich noch Trümmer des Keltenvolkes rein erhalten hatten. Daher findet sich noch heute südlich der Donau ein braunhaariger, dunkeläugiger Menschenschlag als Mischlingsrace in der Mehrheit, während nördlich der Donau der blondhaarige und blauäugige Menschenschlag der herrschende geblieben ist.

Damals nun, Jahrhunderte vor der Römerinvasion, vermochten es die Germanen noch nicht, den Strom zu übersetzen, denn sie kannten weder Schiff noch Brückenbau. Der gewaltige Strom erfüllte sie mit jener Scheu, welche dem kindlichen Gemüt zu eigen, wenn es Unfaßbares, Unbegreifliches schaut, und so bevölkerte es seine Wellen mit Nix und Nixen, seine Auen und Uferberge mit Asen und Wanen und seine düsteren Ufergegenden mit gräulichen Riesen.

So führt denn auch das Donauthal von Melk bis Spitz den schon am 23. Juni 823 zuerst urkundlich genannten Namen „Wachau" und heißt ein Felsberg nahe bei Dürrenstein „Watstein". Noch viele

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

altmythische Ortenamen birgt die Wachau, aber nur diese beiden außer Aggstein mögen heute genannt sein.

„Wachhilde" war eine Nixe, ein Meerweib, und der Riese „Wate" zeugte mit ihr seinen Sohn Wieland. Diesen Sohn Wieland aber trug Wate über das Meer zu den schwertschmiedenden Zwergen, damit auch er die Kunst des Schwerterschmiedens erlerne. Als aber später er der Kunst Meister geworden und ihn die Zwerge nicht freigeben wollten, da überlistete er dieselben und erschlug sie. Nun ist es keinesfalls als Zufall anzunehmen, daß hier in der „Au Wachhildens" (Wachau) der „Wat-Stein" steht. — Doch Jahrhunderte hindurch strebten die Germanen nördlich der Donau den Donau-Übergang an; endlich trug Wate seinen Sohn Wieland, nämlich sein Volk, über den Strom zu den Zwergen, zu den schwerterschmiedenden Kelten in den Alpen. Hatten nun die Germanen die Donau einmal übersetzt, so drängten sie auch die Kelten immer mehr südwärts, so daß diese heute nur mehr in den versteckteſten Alpenwinkeln als Volkstrümmer hausen. Im Traisenthal wie im Pielachthal aber liegt je ein Wielandsdorf, und das sind nachgewiesen uralte Schmiedestätten. Doch schon in vorrömischer Zeit hatte dieser Germanenzug stattgefunden, zu einer Zeit, wo der Auszug noch anders sich vollzog, als zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung.

Aber der Übergang über die Donau war nicht so leicht, wenngleich Wate sein Volk über den Strom trug. Man hatte gewartet, bis die Winterriesen die Eisbrücke gebaut hatten, das heißt, bis die treibenden Eisschollen sich gestaut und zur Eisdecke zusammengefroren waren. Jetzt konnte der Völkerzug über den Strom setzen. Solcher Eisbrücken bedienten sich die Germanen noch häufig, auch die Römer verschmähten sie nicht, ja selbst heute noch hat man ihrer nicht vergessen.

Damals aber glaubte man diese Wohlthat einem bösen, dämonischen Wesen danken zu müssen und fürchtete dessen Hinterlist. Was war natürlicher als die Meinung, solch ein launenhaftes Wesen durch Opfer milde zu stimmen, sich seine Gunst zu erkaufen. Gerade hier an der Donau weisen zahlreiche Sagen darauf hin, welcher Art diese Opfer waren.

Der Teufel baute, nach der Sage, Brücken, Burgen, sogar Kirchen, wofür er sich zum Lohne die erste oder auch die drei ersten Seelen jener bedang, welche zuerst den Bau betreten würden. Meist ward der „dumme" Teufel dadurch betrogen, daß man einen Wolf oder Hund, Katze und Hahn zuerst über die Brücke, in die Burg oder

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kirche jagte. Ja, heute noch ist es üblich, daß der Bauer, der ein neues oder neu erworbenes Haus bezieht, ehe er selber es betritt, Hund, Katze und Hahn über die Schwelle jagt. Das ist uraltheidnischer Brauch und ein Abglanz der alten Opfergebräuche.

In jenen Zeiten aber, wo des Riesen Eisbrücke der Germanenzug übersetzte, war der Glaube noch nicht in unverstandenen Förmlichkeiten erstickt, wagte man noch nicht solchen Betrug zu üben, ward wirklich der Erste, oder die drei Ersten, die das jenseitige Ufer erreichten, dem schrecklichen Agez zum Opfer gebracht, und zwar auf dessen Opferstätte, dem Schreckensstein im Schreckenwald. Wie diese Opfer gehalten wurden, das sagt uns wieder die Sage. Der Raubritter „Schreckenwald", der lange Zeit für den historischen „Jörg Scheckh vom Wald" der Namensähnlichkeit wegen gehalten wurde, der aber kein anderer, als Agez der Schreckliche, der Meisterdieb selber ist, soll die Gefangenen, auf Knebel reitend, über den Überhang des Felsens gehangen, oder in sein „Rosengärtlein" gestoßen haben. Dieses nun ist eine unzugängliche, schmale Felsplatte, wo die „Opfer" entweder verhungern mußten, oder vom Schwindel erfaßt in die Tiefe stürzten. Die Sagen vom „Raubritter Schreckenwald" beziehen sich also auf die „Opferstätte im Schreckenwald", während „Scheckh vom Wald" ganz unverdient zu jener außergewöhnlichen Auszeichnung vor seinen „Berufsgenossen von der Sattelnahrung" kam, dieweil er's nicht milder und nicht wilder, sondern just ebenso trieb als die andern alle. Merkwürdig und beachtenswert zugleich ist der Umstand, daß vom Schlosse „Schreckenstein" an der Elbe bei Tetschen genau dieselben Sagen im Schwange sind, wie vom Aggstein an der Donau, wobei ganz besonders zu beachten, daß beide Namen sich decken durch gleiche Bedeutung.

Aber noch zwei andere Momente sind erwägenswert, das ist die Aggsteiner Mauth und das Recht der „Grundruhr". Es ist bekannt, daß alle Einkünfte der altheidnischen Opferstätten und Heilstätten entweder in den Genuß der Kirche oder des Landesherrn übergegangen waren, nachdem das Christentum das Heidentum verdrängt hatte. Die Opfer des Agez milderten sich im Laufe der Jahrhunderte in demselben Maße, als die steigende Kultur dem Stromübergang die Schrecken benahm, und damit dieser häufiger unternommen wurde. Diejenigen, die früher unerbittlich geopfert wurden, konnten sich nun mit dem „Wehrgeld", ähnlich der altgermanischen Geldbuße, lösen, und so entstand die Mauth ganz von selber. Mit dem Entstehen der Mauth im allgemeinen hängt auch das sogenannte „Grundruhrrecht" zusammen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:23 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch das hat seinen heidnischen Ursprung, und zwar in der Heiligkeit des Bodens einer Götterstätte. Freilich wurde es in christlicher Zeit arg mißbraucht und die eigentliche Ursache des Lebens vom Stegreif. Schon Tacitus (Germ. Cap. 9) berichtet von dem heiligen Hain der Semnonen, daß derjenige, der in demselben strauchelte und fiel, sich nicht mehr erheben durfte, sondern auf dem Boden liegend, sich herauswälzen mußte. Er hatte heiligen Boden be„rührt", er war von der Gottheit selbst auf diesen niedergerungen, und durfte daher erst außer den Grenzen des Heiligtums sich wieder erheben. Das erweiterte sich im Interesse der habgierigen Grundherren so weit, daß alles Eigentum, das auf deren Grund und Boden durch „Grundruhr" (Berührung des Grundes), zum Beispiel durch Sturz eines Wagenpferdes, oder durch Radbruch verunglückte, „in aller Form Rechtens" in deren Besitz überging. Der wegelagernde Ritter führte durch Zufall solch eine Grundruhr herbei, indem er ein Wagenpferd niederschoß, und — er war kein Räuber mehr, sondern übte lediglich sein „wohlererbtes grundherrliches Recht". Darum der Kampf des Adels gegen die landesherrlichen Verordnungen wider ihre Gerechtsame, gegen die stupide Auffassung der Städte und Städtebünde, welche solch „adles Recht von der Sattelnahrung" auf gleiche Stufe mit ganz gemeinem Straßenraub stellten.

Nebstbei sei bemerkt, daß das „Grundruhrrecht" ein Zwillingsbruder des „Strandrechtes" ist, das allerdings eines längeren Lebens sich erfreute.

Also auch daraus geht hervor, daß der hochwohledle Herr Jörg Scheckh vom Wald durchaus in seinem Rechte war, und keineswegs deshalb von seinem Besitz getrieben wurde, weil er es vielleicht doch gar zu bunt getrieben; die Ursache seiner Vertreibung von Aggstein liegt lediglich in den damaligen Gebräuchen der Convertierung von Staatsanleihen. In Ermangelung von Obligationen gab man nämlich Städte, Burgen, ja oft ganze Provinzen gegen Darlehen in Pfandbesitz. Nachdem nun der Pfandbesitzer davon keine Coupons abtrennen konnte, wie dies in unseren hochcultivierten, modernen Zeitläufften üblich, so suchte er von den Unterthanen die Zinsen und womöglich auch das Kapital herauszuschinden, und das Grundruhrrecht, zur Wahrung der landesherrlichen Rechte, die er doch jetzt vertrat, auf das Nachdrücklichste zu üben. Nun aber brauchte der Staat wieder Geld und hatte nichts mehr zu verpfänden; was thun? Da fand sich nun bald ein Vorwand, so einen unbequemen Pfandinhaber als „Parteigänger" in die Acht und seines Besitzes für verlustig zu

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erklären. Ein neuer Pfandinhaber, der eine bestimmte Summe lieh, war bald gefunden, der verjagte den ersten und raubritterte so lange, bis ein dritter kam, der dem zweiten that, wie dieser dem ersten, und so ging's fröhlich weiter, und mußte jeder froh sein, wenn's ihm nicht erging, wie dem Baumkirchner zu Graz, dem man den Kopf vor die Füße legte. So ging's auf Aggstein dem Jörg Seckh vom Wald, nach ihm dem Hans von Stein, den Ulrich von Gravenegg ablöste, um es auch seinerseits bald wieder zu verlieren. Doch das gehört eigentlich in das Gebiet der Nationalökonomie und nicht in eine mythologische Studie.

Wenn wir nun Aggstein als den Felstron des schrecklichen Agez erkannt haben, als ein Gegenstück zum Magnetberg der fabelhaften Insel Aggstein und anderer gleicher Deutung, so ist, abgesehen von den schon berührten Ursachen seiner Namensgebung und Widmung, doch noch die Frage zu beantworten, ob die landschaftliche Scenerie auch thatsächlich den Anforderungen entspräche, um auf die naive Seele eines Naturvolkes derart einzuwirken, um in derselben das Gefühl des Schreckens, des Grauens so nachhaltig hervorzurufen, um zu dem zu werden, was Aggstein war und, wenn auch abgeschwächt, noch heute ist. Denn noch heute scheut sich der Einheimische selbst bei Tage vor den Ruinen, und nichts vermöchte ihn dazu, vor einem „geheizten Hahn"*) dort droben eine Nacht zuzubringen. „Nicht um ein G'schloß!"

Ja, die Gegend ist darnach, das Gefühl des Schreckens im naiven Gemüt des Naturkindes wachzurufen. Wenn Agez, der Schreckliche, überwunden, wenn die holde Frau Isa wieder von den Eisfesseln befreit, wenn wieder die blaufröhlichen Wellen das Donauthal entlang rollen, dann mag es jeder versuchen, welchen Eindruck der Aggstein auf sein Gemüt hervorruft. Wer sich dazu berufen fühlt, der versuche die Donaufahrt von Melk durch die Wachau im Ruderboot; da sieht es sich besser, als vom Deck der „Ariadne", auch fühlt sich's anders im schmalen Sculler oder Canot.

Wie da die Donau, die ungefüge Tochter deutscher Alpen, hereinbraust, durch das Stromthor bei Melk in die goldene Wachau, die Au der Nixe Wachhilde!

Von föhrendüsteren Waldbergen eingeengt, winden sich die dunkelschäumenden Wasser herein in einen düsteren, kratergleichen Kessel; des

*) Lagerfeuer des Alpenjägers.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stromes Zulauf und Abfluß ist dem Auge verborgen, das die Donau gefangen wähnt, verwandelt in einen wilden Hochalpsee.

Mitten aus den dunklen Waldbergen, aus den schwärzlichen Fluten, strebt plötzlich ein finsterer Felskoloß gegen die Wolken, drohsam trutzig sein zinnenbekröntes Steinhaupt erhebend. Das ist der Aggstein.

Selbst bei heiterstem Sonnenglanz haftet diesem Anblicke etwas eigentümlich Düsteres an, das sich jedoch bis zum Beklemmenden steigert, wenn die Abenddämmerung ihre geheimnißvollen Schleier um der Berge Kulme faltet. Geradezu schaurig aber wirkt dieses landschaftliche Charakterbild dann, wenn die Gewitterstimmung schwül die Luft bedrückt, wenn jene eigentümlichen Farben- und Lichtwirkungen um die Klippen spielen, Blitze durch die zerborstenen Mauern zucken, und die alten Föhren sich stöhnend dem Wettersturme beugen. In solchen Augenblicken geht selbst dem Kulturmenschen ein leises Ahnen von dem auf, was einst mit unbewußter Macht unsere Altvordern zur Andacht zwang, was ihnen den festen Glauben abrang, daß hier ein Feind der Götter und Menschen hause, was sie nötigte, den Fels den Schreckenfels im Schreckenwald zu nennen.

Wenn der Sturm durch den Forst saust, daß die Stämme stöhnen, die Felsen wimmern und die Wellen rauschen, dann tönt es durch das Thal wie gewaltiger Harfenklang und das poetische Gemüt der Volksseele in ihrem Kindheitstraum hatte da vermeint, die Nixen singen zu hören.

Und wahrhaftig, hier beschleicht den fühlenden Menschen, der noch etwas von dem sein Eigen nennt, was die andern nicht verstehen, eine ganz ähnliche Stimmung, wie vor dem Lurley-Fels im Rhein. Das ist aber auch nicht Zufall, denn vom Aggstein gilt Zug für Zug die Lurley-Sage, nur hat das Volk der Nixe Namen vergessen, und nennt sie die „Wahnsinnige von Aggstein". Auch diese Donau-Nixe sitzt oben in hellen Mondnächten, wohl auch im leuchtenden Sonnenglanz und kämmt ihr goldenes Haar und singt Lieder von Liebesleid und Liebeslust. Wenn aber der bethörte Ferge des Ruderns vergißt, dann lacht sie wild auf und stürzt sich in die Flut den Ertrinkenden mit sich hinunter wirbelnd in ihren grausigen Wasserpalast, um dessen Seele unter einer Glasglocke gefangen zu halten. Diese Nixe aber ist keine andre als des schrecklichen Agez räuberisches Weib, die fürchterliche Ran. Auch sie hat einem Bach, der sich schäumend in die Donau ergießt, ihren Namen gegeben; es ist die Ranna, die Ran-Ache, der Bach der Ran.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Während sie aber droben auf der Felsenspitze ihre Zauberlieder singt, tanzen ihre neun Töchter unten auf den Stromeswogen ihren verführerischen Reigen mit schmeichelndem Sang. Zwar hat auch das Volk die Namen dieser neun Wellenmädchen vergessen, aber anderswo sind sie aufgezeichnet worden, und mag es hier unbenommen sein, ergänzend das heimische Bild durch fremde Parallelen zu frischen. Bezeichnend genug sind diese Namen.

Den Reigen der Neun eröffnet „Himinglaffa", die „Himmelanstürmende", welcher „Dufa", die zur „Tiefe sinkende", folgt; als Dritte schließt sich „Blodughadda", die „Blutdürstige", an, und dieser als Vierte „Hefring", die „sich Erhebende". Im weiteren Reigen drängen heran die Fünfte: „Udur" (Untergang), die Sechste: „Raun" (Raunen, Rauschen), die Siebente: „Blygia" (Sturm), die Achte: „Dröbna" (die Drohende), und als letzte der furchtbaren Neun: „Kolga" (die Flut, Überschwemmung).

Diese Namen zeigen deutlich die Gefahren und Schrecken des Meeres oder des Stromes. Nun aber ist das Wasser nicht immer abschreckend, oft, ja meistens freundlich und spiegelnd, aber der leiseste Hauch vermag den Spiegel zu trüben. Darum dachte sich das Volk die Nixen schön und sanft von Ansehen, doch launenhaft, boshaft und schadenfroh von Charakter.

Aber nicht immer ist Agez fürchterlich, ja er versteht es sogar, sich den Göttern und Menschen zuweilen angenehm zu machen. Er besucht die Götter in Asgard und ladet sie wieder nach drei Monaten zu sich zu einem gewaltigen Trinkgelage ein, auf dem es hoch hergeht. Mit Goldlicht läßt er seine Halle beleuchten, in welcher der fröhliche Donar den Meistertrunk trinkt. Das Goldlicht aber ist eben die Sonne, welche jetzt in den Tiefen des Meeres oder der Erde weilt, es ist das Saatkorn, das den Winterschlaf in der Erde unter der Schneedecke schläft, es ist der Nibelungenhort, den Hagen in den Rhein versenkte, es ist der Amelungenhort, der unweit von Aggstein in den Fluten der Donau ruht.

Wie aber das Volk solche Schatzmythen zu Schatzsagen verwandelte, und dadurch zu dem reichgegliederten Schatzgräberaberglauben gelangte, dies sollen andere Landschaftsbilder anschaulich gestalten.

Wir aber wollten dem alten Agez einen Besuch abstatten zur Zeit, in welcher er die Donau, mit seinen Eisfesseln belastet im Eisverließ seiner Burg gefangen hält, zur Zeit, wo er es versucht, den Strom mit seiner „Teufelsmauer" abzubauen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Thor*) schloß sich schier unwillig hinter uns, und drohsam klang sein Geknarre, als wolle es Einspruch thun gegen unser Gehn, als wolle es die Frage erheben, wo denn Agez' Opfer bleibe? Im weiten Bogen führte uns der Weg durch den verharschten Schnee unter düsterem Föhrendunkel, das neben dem blinkenden Schnee schier schwarz erschien. Bald standen wir an der Donau.

Da, zwischen dem blaugrünen Geflimmer der Eisobeliske im Strome, da tauchten sie auf, die neun Wellenmädchen, und das grüne Netz der Ran rauschte dazwischen gar grausig. Drüben aber stieg der Jauerling mit seinem Tyregg empor, als wollte er des prahlenden Agez spotten, denn die untergehende Sonne ließ den verschneiten Felsgipfel wie den Kamm eines feurigen Hahnes erglänzen. Das war ein tröstlich Mahnen. Enger hüllten wir uns in unsere Pelze und freuten uns, daß nun bald „Heimdolds" Hahn mit goldenem Kamm krähen werde, bei dessen Hahnkrat der Riesenbau zerfallen wird und unsere fröhliche Frau Isa mit ihrem lieblichen Gefolge von Schneeglöckchen und Veilchen ihren Einzug halten kann in ihre lachenden, herrlichen Donau-Auen, in unser schönes Ostarland.

Der Brühl.

Noch ehebevor der grausamb Thurkkengrewel, die Stätt unde Plätz des Kreysses vnter der Enns mit seinen Mordbanden belegert vnd verbrunnen, unde auff gar abscheulich und erschröcklich Art gewirthschafft, daß es die Stein erbarmbte, lebete ein Ritter so Georg geheißen auff der Burkh ze Medeling mit seiner lieben Frauen, so ihrem Herrn und Ehegemahl mit sonder Lieb und Trew zugethan war. Und da war ein gar suezzer Galan der Ritter von Schönegkh, so ihr mit mannig

*) Wer sich über die Burg Aggstein, deren Geschichte, Sagen, wie Architektur näher unterrichten will, dem empfehlen wir die fleißig gearbeitete Monographie: „Die Burg Aggstein in Niederösterreich" von Ignaz Franz Keiblinger, im VII. Bande der Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereins in Wien, Seite 98 ff. Für vorliegende Studie lag eben die Burg als solche, wie deren eigentliche Geschichte allzuferne.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

falsch Läſterwort anlag, auff daß ſie ihm ihre Lieb mög ſchenken, was aber bei der gueten Fraue nit verfieng und ein nutzlos Thuen war, dieweil die tugendſam Fraue ſeiner nur ſpottete.

Der von Schönegkh aber hatt ein gar boßhaft Gemueth, und kunnte den inſonderlich wohlverdienten Schympff nit verwinden. Er führte üble Red wider die frumbe Fraue alſo, daß Ritter Georg tobete und gotsläſterlich ſchympfirte und ein Eyd ſchwörete, daß er yedweden ſein armb unſchuldig Fraue for drey Pfenning verkauffen wölle. Die armb Martyrin wurdt in den Thurn geworffen und allda gar hart gehalten. Und da war ein getrewer Knecht, den erbarmete die Unſchuld ſeiner Frauen alſo, daß er ſie verſtohlener Weis aus dem Verlies führte, und im Forſt gar ſicher barg, ſie auch dorten mit Speiß und Thrunk verſahe, obwollen nit zum Ueberfluß.

Der Eydſchwur Ritter Georgens erfrewete baß den boßhaften Neydhardt von Schönegkhe, alſo daß er ſich vermeßen, die armb Frauen von Medelingen umbe die drey Pfennige kawffen zu wöllen. Aber dem Ritter Georgen war ſein Reichthumb zur Pein. All ſein Tag war er voll Traurigkeit und Bitternuß, und war ihm nur leichter zu Mueth, wannen er des edlen Waidwerkhs pflag.

Einsmahlen auf der Jagd, da geſchahs, daß ein gar unfeins Wetter anhub; es dunnerte und haglete als wölle die Welt undergahn. Da ſcheute das Roß des von Schönegkh, daß es ſtrauchelte und mit dem Reiter in die Felſen ſtürzte, daß dieſer ſich die Seel aus dem Leib ſtieß und ſich eines jachen Todes verſah. Auff ſein gar jammervoll Geſchrey, was ſein Todesangſt bekundt und ſein Furcht vor zeitlicher und ewiglicher Straff von wegen der vielen verruchten Freffelthaten ſo er zeitlebens verübet, ſahe man ein armb Weiblein zur Hylff herbeyeiln, den Sterbenden zu tröſten, und mit ihm den allgnettigen GOTT umb Barmherzigkeit anflehen. Der vor Schmerz und Schröth halbtodte Böſewicht aber vermeinte ein Geſpenſt oder des † † † Teufels Blendwerkh zu ſchauen, denn obwohl von Kümmernuß und Entbehrung gar ſehr entſtellet, erſah er, daß das elende Weib, ſo ihm anitzo wie der edl Samariter in ſein Todsnöthen beiſtund, kein andre wär denn die verſtoßene Frauen von Medelingen.

Aber umb ſein ewig Theil zue retten, ſchlug er die zeytlich Ehr in die Schantz und bekennete dem Ritter Georgen ſeyn erſchröckhliche Miſſethat, worauf er elendiglich ſeyn Seel aufgab.

GOTT genad, dem großen Sünder.

Ritter Georg aber zog mit ſeiner wiedergefundenen Frauen auff ſeine Burgkh, allwo er mit ihr noch viele Jahr herrlich und in Frewden

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis an beeder seelig Sterbstündlein verlebte. Sothane Höhlen aber, die der unschuldigen, treuen Hausfrauen des Ritters Georg zur Herberg gedienet, nennet man von Stund an nit anderst, als den Pfenningstein. Nachmalen bauete der von Medelingen an selbiger Stell ein Junkfrawenkloster zur ewigen Gedächtnuß, doch ist bemeldtes Kloster in den underschiedlichen schweren Zeitläufften eingangen, so daß man anheut nit zu sagen vermag, wo es gestanden. Der Pfenningstein aber stehet noch anitzo und zeiget die Weisheit dessen, der alle Creatur in sein sonderlichen Schutz nimbt."

Diese „Genovefensage" und noch manch andere schwirren um Mödlings alte Steinburg, sowie um jenes Felsenthal, das hinter Österreichs jüngster Stadt sein Steinportal öffnet, und fälschlich „die" statt „der" Brühl genannt wird.

Unbestritten bildet dieses Thal einen der Glanzpunkte in der Umgebung Wiens, und schon lange vor der Zeit, wo der alte Schultes begann, von Wien aus per pedes apostolorum nach dem Schneeberg zu laufen und die „Reise" nach diesem Berge in einem zweibändigen Werke zu beschreiben (1805), ja noch früher als Seume seinen „Spaziergang" von Grimma nach Syrakus (1801) unternahm, pilgerten schon die Wiener nach Mödling, denn dort in der Gegend herum, da wächst ein ausgezeichneter Tropfen. Wer wollte es unseren Altvorderen übel nehmen, daß es eben jener Tropfen war, der sie mehr begeisterte als die ornamental zerklüfteten Felsgebilde des Brühls? Für diese kam das Verständnis erst später.

Aber noch später, als das Verständnis für die Naturschönheiten des „Brühls", kam das Verständnis dieses selbst. Just vor fünfzig Jahren wars (1839), daß Franz Feyl in „Schmiedl's Umgebungen Wiens" die ersten Andeutungen über den Sinn der Namensgebung des Brühls gab, und erst der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, noch tiefere Blicke hinter das Geheimnis zu thun. Das Wort Brühl bedeutet so viel wie einen abgeschlossenen Forst, etwa nach heutigem Begriff einen „Bannwald" oder einen „Tiergarten"; auch wurde im frühen Mittelalter dieser Thal- und Waldname noch richtig mit männlichem Artikel angesprochen. So vermachte Gertraut, Friedrich des Saithoffers Wittib, dem Kloster Heiligenkreuz einen Weingarten, „der da leit ze Medlich in dem Pruel". Wenn wir nun aber dem Namen Medling nach seiner Bedeutung auf Grund seiner ältesten Namensform vom 20. November 861 nachforschen, der da lautet: Magilicha auch Megelicha und Medlica, so bedeutet dies so viel wie Mädcheneigen, Mädchengut.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieses „Mädcheneigen" mit dem „Hag des Brühls" in Verbindung gebracht, regt zum Nachforschen an, zumal eben im „Brühl" noch gar seltsame Namen und Sagen auftauchen, die tief verborgen manchen mythischen Kern umhüllen.

Beginnen wir die Wanderung.

Das Aquäduct der Wiener Hochquellenwasserleitung im Rücken, verengt sich rasch das Thal. Föhrenfrische nimmt uns mit seinen Dämmerschatten auf und leitet uns auf Parkwegen fast unmerklich zur engen Thalpforte, der Klause. Das ist ein so herrliches Kleingemälde einer Felsenwildnis, daß es ganz angethan erscheint, als Sonntagsspielerei das Auge auf die massigeren Felspartien des Höllenthales und des Gesäuses vorzubereiten, oder auf die wilden Hochthalscenen der Hochalpen, zu denen jene die zweiten Pforten bilden.

Über uns ragt von den Felsklippen zerborsten Mauerwerk empor; dort stand die Veste Magilicha. Aber eigenartig mutet uns die Landschaft an. Dunkles Föhrengrün in lichtem Bestande läßt das Graublau der Kalkfelsen durchschimmern, aber fast fremd, beinahe italisch erscheint das Bild. Das ist nicht die gewohnte Gestalt der Föhre, die uns hier entgegentritt. Hochstämmig strebt sie empor, der Äste, bis beinahe zu zwei Drittteilen ihrer Höhe ermangelnd, die ihr Wind und Wetter abgebrochen, breitet sie nahe am Gipfel weitausladend ihre Krone schirmartig aus und gewährt uns einen pinienähnlichen Anblick, wie wir solchen nur in der italischen Landschaft zu finden gewohnt sind. Es giebt wenige Föhrenwälder, welche solch ganz eigenartigen Charakter für sich bewahrten, wie hier der Brühlerforst. Diese Eigenart aber wirkt unbewußt auf den Beschauer, und verleiht eben dadurch dem Bilde seinen so ganz besonderen Reiz.

Zwischen diesen pinienähnlichen Föhren mit ihren breiten, mächtigen Schirmwipfeln nun leuchten die gelblichgrauen Mauerreste der alten Magilicha herab.

Jenes Mauergetrümmer aber hat mit der alten Veste nichts zu schaffen, denn es ist eitel Fälschung. Schon halb Ruine, ward die Veste 1683 vollständig zerstört und dann kamen die Medlinger und benutzten die gestorbene Burg als Steinbruch, als ob sie Mangel an Steinen gehabt hätten. Anfangs dieses Jahrhunderts baute man an Stelle der alten Ruine eine neue — Ruine, von der das Ende dieses selben Jahrhunderts nur mehr einen Steinhaufen finden wird. Doch der Burgfels ist — bei der Klause — umschritten, und ein breites, fröhliches Thal nimmt uns auf. „Zwei Raben" und „Meierei" — mehr braucht man nicht zu sagen, um jeden Alt-Wiener in Entzücken

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu versetzen. Wir aber wandern links der Thallehne entlang, noch immer auf Parkwegen, abwechselnd unter Linden-, Buchen- und Föhrenschatten, am Jägerhaus vorbei, bis dahin, wo die Parkwege den schmälern Waldpfaden weichen, wo der mille-fleurs-Parfüm seltener, der kräftige Waldesruch aber fühlbarer wird.

Da öffnet sich eine waldige Bergwiese; sie ist fast rund und mitten drinnen steht eine uralte Föhre majestätischen Ansehens. Der ganze Stamm ist mit Heiligenbildern — wohl mehr als ein Dutzend — behangen, und vorne steht ein Betpult. Das ist die breite Föhre. Es kann nicht leicht einen idyllischeren Punkt zur Waldandacht geben. Und doch, wie sonderbar nimmt sich hier der Christenkult aus! Die ganze Umgebung mahnt an des Tacitus Wort: „Im übrigen entspricht es nicht ihrer Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie zwischen Mauern einzusperren, oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine sind ihre Tempel, und unter den Namen ihrer Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, welche einzig in der Anbetung sich ihnen offenbart."

Ja, das ist der erste Punkt unserer mythologischen Wallfahrt; der Baum ist alt genug, ein wirklicher Blôtbaum zu sein, und nicht nur dessen ideelle Erinnerung; dafür bürgt auch sein Bilderbehang, denn das Christentum konnte seine Heiligung nicht verwischen, dem Apostel wurde er verhehlt, um ihn vor der Axt zu schützen, und endlich war Heidentum und Christentum in einander verschmolzen, und so steht er noch heute, während sein Genosse in Wien heute seine verdorrten Wurzeln wie Äste in die Lüfte reckt und — „Stock im Eisen" genannt wird.

Ein Gebet ohne Worte steigt zu jener unerforschlichen Macht aus unserem Herzen empor, dann umweht uns wieder die Kühlungsfrische des Forstes.

Da begegnet uns eine Gesellschaft von Damen, sehr erschöpft, aufgeregt, fast ängstlich; es sind Sommerfrischlerinnen, anscheinend Wienerinnen. Die Frage an uns nach dem Wege nach Medling eröffnet das Gespräch und läßt vermuten, daß sie sich im Gewirre der Waldwege verirrt. Aber die ängstliche Erregung war damit nicht erklärt, denn diese konnte in einer einfachen Verirrung doch kaum zu begründen sein. Das reizte, und bald war ein Gespräch im Zuge, denn nach bestandenen Abenteuern sind ganz besonders Damen mitteilsam. Bald hatten wir denn auch erfahren, daß sich unsere „Touristinnen" vom Hußarentempel herab auf dem Weg befanden und nun schon drei Stunden wanderten, ohne zu wissen, wohin. Sie waren

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von einer Bäuerin gewarnt worden, den „drei Stund' langen Weg"*) einzuschlagen, auf den ihnen die „drei gespenstigen Hunde" folgen würden, wenn ihnen nicht noch ärgeres widerführe. Wirklich seien sie auf diesen Weg geraten, und nicht nur konnten sie denselben vor drei Stunden nicht verlassen, sondern allen Ernstes seien ihnen drei Hunde gefolgt, welche keinen Laut gaben, stets stramm neben einander mit heraushängenden Zungen liefen, und stets in gleichem Abstand von den geängstigten Damen blieben. Eilten diese, so eilten die Hunde; blieben diese erschöpft stehen, so standen die Hunde; gingen sie langsam, so folgten die Hunde in langsamem Trott, immer lautlos mit heraushängender Zunge. Da kam endlich eine der Damen auf den Einfall, vom Wege ab aufs Geratewohl durch den Wald zu eilen; die anderen folgten, da waren die Hunde plötzlich außer Sicht gekommen.**)

Diese Mitteilungen an dieser Stelle wirkten anders auf uns, als sie auf den Leser dieses Aufsatzes wirken mögen. Der wird vielleicht lächeln, was wir allerdings nicht gethan. Auch wir suchten nun den „gespenstigen Weg", ohne übrigens irgend etwas zu entdecken, was an die vierte Dimension gemahnt hätte.

Nach kaum einer halben Stunde hatten wir einen etwa acht Meter hohen Felsblock erreicht, der unten gespalten ist, so daß man durch denselben durchschliefen kann; ein noch teilweise erhaltener Steinkreis umfriedet ihn und bezeugt seine uralte Heiligung. Das ist der Pfenning- oder Teufelsstein, von dem die eingangs gebrachte Sage geht. Aber Name und Sage sind irrtümlich auf ihn übertragen, denn diese gelten jener Felsgruppe nächst der Nicolaushöhle, wo die drei Steine stehen. Der irrtümlich genannte Pfenningstein ist aber in Wahrheit der hangende Stein, einer jener im frühesten Mittelalter so oft genannten und so viel umstrittenen Grenzsteine, der „pendentes lapides".

Wenn schon der Steinkreis die durch ähnliche Beispiele bezeugte Heiligung als Grenzstein diesen „hangenden Stein" als einen altheidnischen Kultplatz unzweifelhaft erkennen läßt, so spricht die

*) Auf der Karte als „langer Weg" bezeichnet.

**) Diese Thatsache wurde dem Schreiber dieses in vollstem Ernste und vollkommen glaubwürdig mitgeteilt. Ein Zufall mag mit im Spiele sein, denn die Dame, die dies mit erlebte, ist nichts weniger als abergläubisch, dafür bürge ich. Das Stimmen zu Sage und Meinung aber ist immerhin beachtenswert. Auch waren es mehrere Damen, die es bestätigen und nötigenfalls auch heute noch bezeugen können. Wenn schon nichts anderes, so beweist dies immerhin, wie unzertrennlich der alte Wuotansglaube, der Wunderglaube mit der deutschen Volksseele verwachsen ist, so daß ihn ein anderthalbtausendjähriges Christentum nicht zu ersticken vermochte.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erinnerung des Volkes noch deutlicher für dessen einstige Verehrung. Noch heute kriecht der Landmann durch den Felsspalt, um sich vor Krankheit, namentlich vor dem Kreuzweh, zu schützen, auch soll dieses Durchschliefen vor sonstigem Unglück, insbesondere vor Verarmung bewahren. Daß dieses Durchkriechen unbeschrien (schweigend) und ohne Rückblick geschehen muß, das weiß jedes Kind. Sind doch diese Zaubergebräuche schon längst in das Spiel der Kinder übergegangen wie nebst vielen auch dieser Kinderreim beweist: „Schau dich nicht um, der Plumpsack geht um". Daß dieser, ohne menschliches Hinzuthun gespaltene Fels eine hochheilige Freistatt gewesen sein muß, ist klar, und möglich, sogar höchst wahrscheinlich, daß derselbe das höchste Heiligtum des „Pruel" gewesen, da er am langen Weg liegt, dessen Heiligung gleichfalls noch unvergessen ist. Aber auch die „Drei Steine" und die „Nicolaushöhle" liegen nahe an diesem Wege, und es ist eben die Nicolaushöhle, auf welche die Sage vom Pfenningstein und vom Jungfrauenkloster paßt, wenn man den Begriff des Klosters in vorchristliche Zeit verlegt und statt der Nonnen Nornen oder Heilrätinnen, nämlich Wuotanspriesterinnen annimmt. Diese mochten allerdings in jener Höhle gewohnt haben, deren weitere Gänge und Kammern schon eingestürzt sein mögen. Aber noch mehr der mythischen Namen im Brühl stoßen uns auf, so der „Tote Mann", der „Otter", die „Krauste Linde" und der „Hundskogel".

Gewiß war die „Heilstatt" oder die Tempelstätte im „Brühl" sehr reich mit Grundstücken begabt und mag auch als Wallfahrtsort reichen Gewinn aus den Opfern gezogen haben, so daß der Name „Magilicha", „Mädcheneigen" mit Bezug auf die Wuotanspriesterinnen wohl einen Fingerzeig giebt.

Wenn wir nun aber die Sagen auf ihren mythischen Kern prüfen, so liegt, wie schon erwähnt, der Pfenningsteinsage die Genovefa-Sage zu Grunde, der wir, wie so manch anderer Sage, sehr häufig, und zwar stets an bestimmte Oertlichkeiten gebunden, begegnen.

Da sich nun „historische" Ereignisse nicht immer an verschiedenen Orten wiederholen, auch an eine Einwanderung einer historischen Sage kaum gedacht werden kann, so muß sie mythischen Grund haben, und den hat sie auch.

Wuotan, die Verkörperung des Licht- und Luftreiches, hat Frouwa, die Verkörperung der Erde, zur Gemahlin, oder mit anderen Worten, der Sonnengott hat der Erdgöttin sich vermählt. Im Winter aber hat er sie scheinbar verstoßen, sie lebt unter der Schneedecke in der Erde verborgen wie die Blümlein, wie das gesäete Korn. Erst mit

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Tode des Verräters, des Winters, sind die Gatten wieder versöhnt, und die Erdgöttin erblüht aufs neue in Jugendschöne. Wie dort Genovefa, wie anderswo Griseldis oder Isolde, so trat hier die „Frau des von Medlingen" an Stelle der vergessenen Erdgöttin Frouwa. Ebenso sind die drei Hunde, die Tiere der Unterwelt, von den drei Heilrätinnen unzertrennlich. Nicht Zufall ist es, daß der Karren des Bergmannes, mit dem er das Erz aus den Schachten fährt, Hund genannt wird.

Der Hund ist das Tier der Unterwelt, das Totentier. Und wie Geburt, Leben und Tod die älteste Trilogie ist, so liegt diese Dreiheit eben auch allen Drei-Götter-Systemen zu Grunde, von welchen die germanische Götterwelt viele Beispiele zu erbringen vermag; darum ist auch stets die dritte Person jeder dieser Trilogien schwarz und böse gedacht. Aber auch der „Otter", ein in Österreich vielfach vorkommender Bergesname, ist hier vertreten, und setzt dieser Name das Vorhandensein der Kyffhäusersage in dem Götterharug des Brühls voraus, wenngleich diese entweder nicht bekannt oder schon vergessen ist. Die Kyffhäusersage, die den Rotbart schlafen läßt, und die in Niederösterreich allein viermal nachgewiesen ist, hat ebenfalls mythischen Grund, wie die Genovefa-Sage. Wie diese läßt sie sich weder „historisieren" noch „lokalisieren", denn weder der „alte Kaiser", noch „Barbarossa", noch einer der „Karle" ist es, der schläft, sondern Wuotan mit seinen Einheriern, und zwar in doppelter Auffassung als Jahres- und als Zeitengott. Als Jahresgott schläft er die Wintermonate durch und erwartet den Frühlingsweckruf des Kuckucks; als Zeitengott schläft er bis zur letzten der Schlachten, wo die alte Welt versinken wird.

„Denn es kommt ein Reicher zum Ringe der Rater,
Ein Starker von Oben beendet den Streit,
Mit schlichtenden Schlüssen entscheidet er alles,
Bleiben soll ewig, was er gebeut." (Völuspa)

Das ist eben der höchste und schönste Schluß des germanischen Gottesbegriffes, daß er keine vollständige Vernichtung kennt, sondern im Kleinsten wie im Größten, stets von der Überzeugung der Wiedergeburt nach dem Tode durchdrungen ist. Der gleichfalls im Brühl vorkommende Lokalname „toter Mann", hat Bezug auf den Winter, durch dessen Tod die treue, verkannte Frau von ihrem Gemahl wieder in Liebe aufgenommen wird. Manch anderer Lokalname mag verschollen sein, manch anderer liegt in zu weiter Entfernung, um noch mit Sicherheit in diesen Rahmen gefügt zu werden; so „Weißenbach",

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Rabenstein" und „In den Juden". Bei letzteren ist selbstverständlich nicht an das „auserwählte" Volk, sondern an die Jötunen oder Joten, die Riesen nämlich, zu denken. Was nebstbei bemerkt, auch bei Judenburg, Judenau und anderen Ortenamen die Namenserklärung wesentlich berichtigt.

Immerhin aber ist diese Ausbeute reich genug, um auch hier im „Brühl" einen jener hochheiligen Naturtempel unserer Altvorderen zu erkennen, welche von der Hoheit ihrer Himmlischen eine so hohe Meinung hatten, daß ihnen eben nur die ganze große herrliche Gotteswelt gerade groß genug war, um sie jener unerforschlichen Macht als Tempel zu weihen, welche sich ihnen einzig und allein nur in der Anbetung im Waldesdome offenbarte.

Und von diesem Schlusse aus betrachtet, mag sich nun, ohne in den Geruch der Ketzerei zu kommen, jeder Deutsche ohne Scheu einen „germanischen Heiden" nennen, denn was Großartigeres, was Erhabeneres kann es geben, als, vom geheimnisvollen Wald umrauscht, sich zu jener unerforschlichen Macht in einem Gebete ohne Worte aufzuschwingen, die sich dem fühlenden Menschen einzig und allein nur mitten im Weben und Leben der freien, uneingeschränkten Natur offenbart.

Das Helenenthal.

Aquae, Padun, Baden! — Welche Bilder wecken nicht diese drei kurzen Worte in unserer Seele! Ein lieblich Schwesternpaar von unvergänglichem Jugendreiz blickt uns holdselig entgegen, und dieses göttliche Paar ist die Geschichte und die Vorgeschichte. Hold, aber ernst ist das dunkle Glutauge der Geschichte; dem Auge sieht man es an, daß es gewohnt, die eisernen Würfel rollen zu sehen unterm Donner der Wahlschlacht, mit denen die Geschicke der Völker entschieden werden bei brodelndem Blutdampf und unsäglichem Weh'. Aber dasselbe Auge vermag auch freundlich zu lächeln ob gesegneten Fluren und gewerbthätigen Staaten, denn

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch das goldene Wort Friede ist der Göttlichen geläufig. Wie bei einem Kinde hingegen lacht das Märchen-Blauauge der Schwester; immer heiter und fröhlich, und was es in seinem Seegrund etwa bergen mag von Schreck und Not, das hebt sich verklärt aus den Nebelschleiern der Vorzeit, wie die Duftgestalt unserer lieblichen Fraya aus dem Schaum der Wasser, wenn des Mondes Märchenleuchten drüber hingleitet.

Was uns Schwester Geschichte erzählt? Das weiß jeder, und wer es nicht weiß, der mag es lesen; zu was denn sonst hätte Gutenberg seine „schwarze Kunst" erfunden?"

Aber das Warnwort sei jedem mit auf den Weg gegeben, der da lesen will, was diese erzählt; nämlich, ihr nicht alles aufs Wort zu glauben; denn es unterläuft ihr zuweilen ein kleiner Irrtum; oft zufällig, oft absichtlich — je nach dem.

Heute aber wollen wir dem Sagemund von Schwester Vorgeschichte lauschen. Ins weiche Waldmoos am „Jungendbrunnen" hingestreckt, weckt sie süße Träume, wie weiland Scheherezade in den berühmten eintausendundeinen Nächten; aber kräftiger Harzesruch ist es, der uns umweht, nicht der erschlaffende Dunst von Jasmin und Lotos.

Da lächelte die Vorgeschichte gar schelmisch und deutete auf den Stein, unter dem die krystallene Quelle des Jungendbründls hervormurmelte.

„Da schaut," sagte sie, und lächelte wieder, „da schaut, was Schwester Geschichte für Possen treibt!"

Wirklich! Da hängt ein Marienbild an der Felswand, ein Betschemel steht davor, und darüber ist zu lesen: „Maria-Jungend-brunn, neu errichtet 1825." Nächst dem Marienbild aber ist eine Schrifttafel, die besagt:

Epitaphe.
General-Lieut.: Adolph Jungend, Geblieben
von einer Kugel aus einem Schlangen
Schlunde am 31. July 1624 im 6. Jahr des
30 Jährigen Religions Krieges.

„Glaubt kein Wort von dem! Schwester Geschichte hat so zuweilen ihre Schrullen: was hätte denn auch der selige Generallieutenant Jungend, wenn er übrigens gelebt hätte, mit dem Bründl da zu schaffen gehabt und wie käme sein Name, mit dem Mariens dazu, in einem Atem genannt zu werden! Auch sollen diese Schlangen damals höchst unbeholfene Dinger gewesen sein, so daß man froh war, sie auf den Straßen fortzuschleppen; da herauf hätten sie keine gebracht."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Aber die Inschrift, das „Epitaphe", Name, Jahreszahl, Tagangabe —?"

„Erdichtet, erlogen! Der es hergeschrieben, der hat recht gut gewußt, daß er eine Lüge schrieb!"

„Eine Lüge, und warum?"

Und wieder lächelte die Göttliche gar seltsam, dann schöpfte sie einen Krug voll des kryſtallklaren Wassers und reichte uns denselben mit den Worten: „Aus Urdas Quelle ward der Weltbaum begossen mit der Kunde der Vorzeit soll das Volksbewußtsein begossen werden, daß es sich kräftige und nicht welke. Darum trinkt aus Frau Frouwas Jugendbrunnen!"

Damit war die Unfaßbare verschwunden.

Jugendbrunnen! Jungendbrunnen? Jetzt war alles klar. Um dem Volksaberglauben zu steuern, haben fürsichtige Männer dem altehrwürdigen Jugendbrunnen ein falsches Mäntelein umgehangen, da sie ihn nun doch nicht vernichten konnten; just ebenso wie sie es mit dem „Jungfernbründl am Hermannskogel" bei Wien gethan. Es hat ihnen aber da wie dort und noch anderswo herzlich wenig genützt; alle diese Brunnen sprudeln noch heute unvergessen und treu behütet.

Und in der That hier am Jungendbrunnen, dem ehrwürdigen Jungbrunnen, stehen wir mitten drinnen in einer der drei gewaltigen Wuotans-Heilstätten, die Baden besitzt und die sich am besten nach den beiden Burgen Rauhenstein und Rauheneggwie nach dem Kirchlein St. Helena gruppieren lassen.

Es ist wohl bekannt, daß die weite Ebene, die Wien umgiebt und die von der Donau in zwei Hälften, das Marchfeld und die Neustädter Ebene, geteilt wird, seit den Tagen der Urzeit zum Tummelplatze der Völkerheere gedient. Auf dieser weiten Ebene hat noch der Mensch der Steinzeit mit seinen vom Fels gesplitterten Waffen das Mammut und das Wollrhinoceros erjagt, der spätere Mensch, der sich schon zu Völkern oder doch wenigstens zu Stämmen vereinigt hatte, führte auf dieser Ebene den Kampf ums Dasein, der damals allerdings in anderer Weise ausgefochten wurde, als im Zeitalter der Tramwaykutscher- und Kohlenarbeiter-Strikes. Später zog der Römer vom Süden her und baute dort seine Steinstraße, wo jetzt die Eisenstraße läuft; fünfhundert Jahre darauf zog er wieder heim, und hinter ihm drein wälzten sich die Völkerheere der Germanen nach dem geräumigen Germanengrab — Italia. Dann kamen womöglich noch unruhsamere Zeitläufte. Hunnen, Avaren, Mongolen, Magyaren, Türken und Tartaren wogten hier vorüber, denn allen diesen hatte es

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach gut deutschen Hieben gelüstet. Keine Nation der alten Welt, kein Volk Europas, das nicht auf dieser Ebene etliche zerspaltene Schädel zurückgelassen hätte.

Unter solchen Umständen war vor den Bergen kein gedeihlich Leben zu erhoffen, und selbst dem unerschrockensten Schwertschwinger jener Tage gelüstete es, sich eine ruhigere Gegend zum Wohnsitze zu wählen, wo er zuweilen den Harnisch abschnallen konnte und just nicht immer im Sattel zu sitzen brauchte, wenn er sich jenen selbstgebrauten Absud zu Gemüte führen wollte, der der Ahnherr unseres braunrötlichen „Bayerischen" geworden.

So kam es, daß sich jene alten Herren hinter den Wall des Wienerwaldes zurückzogen, der damals das Zeizzogebirge oder mons Cetius geheißen war, und alle Thalpforten wohl mit „Schlössern" verschlossen, die vom Gebirge her sich gegen jene etwas zu lebhafte Ebene öffneten. So kam es aber auch, wie es bei einem kriegerischen Volke mit kriegerischen Göttern nicht anders möglich war, daß jene Schlösser oder Burgen gleichzeitig Tempelstätten waren, weshalb eben gerade in jenem Gebirgszuge, der vom Semmering bis gegen die Donau bei Wien streicht, verhältnismäßig die meisten der mythologischen Landschaftsbilder sich finden. Unter diesen Burgen oder Schlössern denke man sich aber ja nicht jene Bauten, die uns noch in Ruinen erhalten sind; diese entstanden erst mehr als tausend Jahre später und übernahmen von den alten Burgen nichts, als den Namen und hier und da die Erdställe, die so geheimnisvollen unterirdischen Gänge.

Schon der Namensgleichklang, Rauhenstein und Rauhenegg, deuten auf gleichzeitiges Entstehen, denn „Egg" und „Stein" sind gleichbedeutend mit „Burg". Bezeichnend aber ist der Umstand, daß das erste Dynastengeschlecht, das im Besitz beider Burgen genannt wird, die „Thurso" waren, und daß gleichfalls auf Dürrenstein und Lichtenfels gleichnamige Geschlechter saßen. Da damals Familiennamen fast gar nicht genannt wurden, so macht diese Ausnahme von der Regel mit Recht nachdenklich, und dies umsomehr, als gerade Thurso dem Riesennamen der „Dursen" entspricht, dem Analogon von „Jötunen" oder „Joten", woraus später irrtümlich das Wort Juden sich formte (Judenburg, Judenau, bei den Juden), was zu vielen Mißverständnissen in Geschichte, Sage, Heraldik und Topographie Veranlassung gab. Die Riesen aber, als die verkörperten Naturgewalten der Gebirge, passen ganz gut als Hüter einer Thalpforte, wie diese.

Haben wir hier nun die von den Riesen oder Dursen erbauten Götterburgen erkannt, so betrachten wir uns den Götterhag der

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gruppe von Rauhenstein, deren Mittelpunkt der Jungbrunnen, das Jugendbründl ist.

Dieses entspringt am Fuße des Hühnerberges. Ein bezeichnender Name schon darum, weil Hühner Opfertiere waren und speziell der Hahn ein weisendes, ja geradezu ein spenstiges Tier ist. Die deutsche Mythe kennt drei Hähne, den goldgekämmten, den rotgekämmten und den schwarzen Hahn. (Auch hier ist der dritte der drei schwarz.) Noch mehr des Beweises ließe sich bringen, doch sei dies genug. Aber unweit davon steht ein zweiter Hühnerberg, wohl nur eine Vorstufe des ersten, und auf diesen ist sehr bedeutungsvoll das Vorkommen des Lokalnamens „beim Hexenkreis".

Wie Wuotan der erste der männlichen Drei-Götter ist, und auch in Einzelgestalt diese, wie die gesammte niedere Götterwelt vertritt, wie bei Frouwa dies in Betreff der weiblichen Gottheiten zutrifft, so ergiebt sich dasselbe Verhältnis bei der Hechse, als der vornehmsten der drei Priesterinnen. (Hechsa, Truda, Wala.) Besonders zur Zeit, als das Christentum den Wuotanskult gestürzt, als die früher hochgeachteten, göttlich verehrten „Hechsen" als „Hexen" verfolgt wurden, da ward der Name Hexe allen Abstufungen gemeinsam aus Mißverstand beigelegt. Also auch hier soll der „Hexenkreis", eigentlich „Priesterinnen"- oder „Heilrätinnenkreis" bedeuten und erinnern an die Stelle, wo diese im „Ringel-Ringel-Reihen" ihre Zauberlieder sangen. Auch dieser Brauch ist heute zum Kinderspiel geworden. Aber dort, wo die Riesen Burgen bauen, dort ist das Reich des Todes, des Winters, und darum liegt unten im Thal das Schloß der Todesgöttin Helia und ihr Opferstein, der „Urteilsstein" oder auch „Urdas-Stein". Als aber im Lande Kirchen gebaut wurden, als man nach der Weisung des Papstes Gregors des Großen an Stelle der Heiligtümer der Heidengötter die Kirchen des Gekreuzigten erhöhte, da taufte man diese nach Heiligen, deren Namen jenen Göttern entsprach, die vordem hier verehrt wurden, und so ward das neue Kirchlein — St. Helena getauft.

Im Thale angelangt, steigen wir die andere Berglehne hinan und erreichen so die Rauhenegger Gruppe.

Gleich dem „Urtelstein" gegenüber, ist die Siebenbründlleiten, über welche hin durch kühlen Forst, am Jägerhaus vorbei, uns der Weg zur Ruine Rauhenegg geleitet. In deren Umgebung häufen sich nun wieder gar seltsam anmutende Lokalnamen. Da ist einmal vorerst der Lindkogel. Die Linde ist Wuotans heiliger Baum, und ein merkwürdiger Zufall vereinigt Kreuz und Lindenblatt zur Todesursache

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siegfrieds in der Siegfrieds-Sage. Neben dem Lindkogel ist eine kleine Waldparzelle „Eichkogel" genannt. Sollte hier die Erinnerung an Donar nachklingen und vielleicht gar einstens die Drei-Götter hier ihren Sitz gehabt haben, wie auf dem Gipfel des Schneeberges, der sich doch über der Heliaklamm (dem Höllenthal) erhebt, wie hier der Lindkogel das Helenenthal überhöht? Dort wölbt sich auch die kleine Königshöhle, möglich einst ein Erdstall. Diese Vermutung wird zur Wahrscheinlichkeit, als das kleine Thal dort den sehr bezeichnenden Namen „Rauchstallbrunngraben" führt, also schon im Namen der Erdstall erwähnt erscheint. Daß aber an solchen Orten die Erdställe mit ihren Kammern und Gängen den Heilrätinnen zur Wohnung, wie zum unterirdischen Gottesdienst dienten, das ist erwiesen. Noch aber im Rauchstallbrunngraben findet sich abermals der mythische Siebbrunnen (Sieben Bründeln), der Gemahlin Donars, Siebia, heilig. In größerer Entfernung zu liegt noch ein „Lehnstuhl" (nicht der von Merkenstein) auf der Jägerwiese. Letztere deutet wohl wie jene am Hermannskogel auf Wuotan, wodurch wohl auch dieser Lehnstuhl als Wuotans Sitz aufgefaßt werden kann. Dort nun mag der alte Allodialherr dieses Gaues denselben als „Sonnenlehen" in Besitz genommen haben, zum Zeichen, daß er über sich keinen Oberherrn als Wuotan, den Götterkönig, erkenne. Der Richtberg neben dem Hühnerberg mag dafür sprechen, denn nur das freie Stammeshaupt durfte zu Gericht sitzen.

Da nun aber die Dursen von einigen auch für den Stamm der Türkilinger gehalten werden, was noch zu erweisen wäre, so könnte man in Baden mit seinen Burgen eine Niederlassung dieses Volksstammes erkennen. Mit den Dursen oder Thursen im mythischen Verstande jedoch hängt noch ein Ortsname zusammen, und dieser ist der kleine Ort Guttenbrunn*), der Riesenbrunnen bedeutet. Aber auch hinter dem „Urtelstein" liegt noch ein Berg mit dem Namen „Burgstallberg".

Alle diese Namen geben wieder ein ganz eigenartiges Gesammtbild mythologischen Hintergrundes.

Das in Urtagen zweifellos sehr düstere Helenenthal, namentlich dort, wo es der „Urtelstein" (Urdas Stein) absperrte, mußte das naive Volksgemüt an die Mythe erinnern, die erzählt, wie ein Baumeister den Göttern eine Burg bauen wollte, zum Schutze gegen die Eis- und Bergriesen, und sich zum Lohne dafür die lichte Fraya,

*) Gutta, Jutta, Jetta, Jötun, Jote, Riese.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nebst Sonne und Mond bedang. Der Bau sollte am ersten Sommertage (1. Mai) fertig sein. Endlich hatten die Götter gemerkt, daß sie sich zu Schaden geraten durch die Bosheit Lokis, und zwangen diesen, es zu veranlassen, daß der Baumeister sein Werk nicht vollenden könne. Die List gelang, und so stand die Götterburg, ohne daß die Götter Fraya, Sonne und Mond hätten hingeben müssen.

Das durch den Urtelstein abgesperrte Thal mag nun als solch unzugängliche Riesenburg unseren Altvorderen erschienen sein, und thatsächlich war es auch ihnen selbst ein gar sicherer Zufluchtsort gegen die Völkerheere, die draußen in der Ebene ihre beutegehrenden Völkerwogen heranbranden ließen.

Aber nicht nur Ortenamen allein geben dem Helenenthal sein mythisches Gepräge. Zahlreiche Volkssagen erinnern noch heute daran, daß man dort einst anderen Göttern gehuldigt als heute.

Nur einer dieser Sagen mag hier gedacht sein, weil sie die „Heilstatt des Heliathales" mit jener von „Merkenstein" in Berührung bringt, wenngleich nicht durch die sagenhafte Handlung, die eben nur den mythischen Kern verhüllt.

Bertha v. Rauhenstein wurde von einem Ritter v. Merkenstein geliebt den sie ins gelobte Land gesandt, seine Treue zu proben. Später aber saß sie spinnend, ihres Ritters harrend, an einer Säule am Wege, und diese Säule wurde nachmals aus dem Ertrag des Gespinstes zur noch heute stehenden Grenzsäule Wiens umgebaut, die daher den Namen, „die Spinnerin am Kreuze" führt Jene spinnende Bertha aber ist keine Geringere als die Götterkönigin Frouwa, als Perahta, die Leuchtende selber. Von Rauhenegg geht auch eine Sage von tiefem mythischen Kern, mit deutlichem Bezug auf die Unterwelt und das Heliathal.

Der Burggeist von Rauhenegg hütet einen Schatz, wie es schon so der Brauch eines rechtschaffenen Burggeistes ist. Dieser Geist kann nun nur durch denjenigen erlöst werden, dessen Wiege aus dem Holze eines Kirschbaumes gemacht wird, welcher aus einem Kern erspriesst den ein Vogel auf die Turmzinne getragen.

Diese Bedingungen scheinen hart, und doch ist der Sinn der, daß die Götter, die in der Unterwelt in Helias Saal schlafen, vom Winterschlaf erlöst, im Frühlinge wiederkehren. Als Bote ist hier die Kirsche als erstes Obst gedacht. Ihre Wiege ist eben das Holz, das aus einem Kirschkerne erwächst, nämlich der Kirschbaum selbst.

Alles Übrige ist dichterisches Beiwerk und spätere Erweiterung als der mythische Sinn der Sage schon verdunkelt war.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch in dieser großen Heilstatt, die aus den beiden Burgen Rauhenegg, Rauhenstein und der Kirche St. Helena bestand, tritt sofort diese heilige Drei, als: „Geburt, Leben, Tod", oder „Werden, Walten und Vergehen" klar zu Tage. Als Stätte des „Werdens" ist unschwer Rauhenegg durch seine Kirschkernsage erkannt; als Heilstatt des „Vergehens" oder des „Todes" das St. Helenenkirchlein, als geheiligte Stätte des „Waltens" wäre nun aber erst Rauhenstein zu erweisen. Und wirklich tritt auch für diese Burg als Stätte des „Waltens" ein:

Die Sage vom Fehmgericht auf Rauhenstein.

Dunkel und unsicher schwankt die sagenhafte Kunde von einem „heimlichen Gericht", verbunden mit dem ganzen Schreckapparat mittelalterlicher Justiz, eiserner Jungfrau, heimlichen Hinrichtungen, unterirdischen Sälen, Kerkern und Gängen, oder Gerichtshegungen im mitternächtigem Düster des Forstes, und was dem ähnlich mehr, durch die mählich abblaßende Volkserinnerung. Der Schauplatz dieser Schaudermären aber ist oder war die Ruine Rauhenstein.

Nur zu gerne war man bereit, diese Sagen unbeachtet als „Alt-Weiber-Geschwätz" beiseite zu schieben, da sich kein aktenmäßiger Beweis finden wollte, welcher für den Bestand der Fehme in Österreich gezeugt hätte. Aber, wie man so lange die Existenz der unterirdischen Gänge geleugnet hatte, bis deren etliche hundert im Lande wirklich waren gefunden worden, ebenso wird man auch die Existenz der Fehme im mittelalterlichen Österreich erst anerkennen, wenn auch für diese wenigstens der Wahrscheinlichkeitsnachweis gelungen sein wird.

Der erste zu vernehmende Zeuge ist entschieden die Volkserinnerung, die Sage. Des Volkes Sagemund war zu allen Zeiten ein Wahrmund; er log niemals, und seine Schuld war es sicher nicht, wenn er mißverstanden, mißgedeutet worden war. Freilich nimmt der Sagemund des Volkes es nicht genau mit den Namen, und erst gar mit dem Datum konnte er sich niemals befreunden. Was anfänglich Riesen waren, wurden später Hunnen, Tartaren, Türken, Schweden, ja sogar Franzosen. Es scheint, als wären alte Ueberlieferungen lahme Begleiter der Geschichte, denn sie rückten mählich aus einem Zeitalter der Erinnerung in eine jüngere Zeitepoche vor, sobald diese begann, aus der deutlichen Erinnerung des Zeitgenossen in die Sageform der Erzählung von den Erlebnissen Verstorbener zu verdämmern. Wie gesagt, das Ereignis, das die Sage erzählt, war wirklich einmal vor sich gegangen, auch der

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ort ist wirklich derjenige, der als der Thatort bezeichnet wird, nur die Zeitbestimmung ist fast ausnahmslos eine verfehlte, viel näher der Gegenwart gerückte, als den Thatsachen entspricht.

So steht die Sache auch hier auf Rauhenstein mit dem „heimlichen Gericht."

Das Volk erzählt einmal davon, daß es „heimlicher Weis'" in alter Zeit hier gehegt wurde, und dies soll als Thatsache angenommen werden.

Jetzt ist die Frage zu erörtern, zur Wahrung welchen Rechtes, unter wessen und unter welchem Namen jenes Gericht zusammen trat, und warum heimlich und zu nachtschlafender Zeit?

Vorerst sollen auch hier wieder Localnamen sprechen.

Mitten im Helenenthale steht ein gewaltiger Felsblock, der das Thal völlig absperrt und namentlich in Urtagen, wo die Wassermengen der Flüsse noch mächtiger, die Urforste noch undurchdringlicher waren, mußte das Weitervordringen nicht nur gehemmt gewesen, sondern von dem naiven Sinne des Urvolkes, als von den Göttern selber verschlossen angestaunt worden sein.

Unsere übersättigte moderne Welt lustwandelt heute durch den Tunnel der diesen Felsblock durchbohrt, und findet das Landschaftsbild höchstens „allerliebst", denn um „großartig" zu sein, sind die Felsen denn doch nicht hoch genug, „pittoresk" kann nur eine „Taminoschlucht" oder höchstens eine „Liechtensteinklamm" sein, und gar für „wildromantisch", fehlt Sturzbach und Gletscher.

Aber eben der Fels, durch dessen breiten Leib der Tunnel gebohrt, heißt „Urtel-Stein", und später kommt eine Brücke, das „Urtel-Brückel", dann ist dort noch ein „Richtberg" und ein „Lehn-Stuhl."

An Urdas Brunnen aber saßen die Götter zu Gericht, und das Sonnenlehen, von dem weiter oben gesprochen wurde, berührt sich innig mit dem Sonnenrecht, dem alten Volksrechte der Germanen, der Deutschen.

Der König als „Koting", als Sprößling einer Familie, die einen Gott zu ihrem ersten Ahnherrn zählte, vereinigte wie schon eingangs gesagt, drei Würden in sich, die des Königs, des Priesters und die des Richters.

An Urdas Brunnen saßen die Götter zu Gericht; an jener Heilstatt aber, welche den mythischen Quell versinnbilden sollte, richteten die irdischen Götter, die Göttersöhne, die Könige. Darum hat in Urtagen Stein und Brücke nicht Urtels, sondern sicher Urdas-Stein und -Brücke geheißen. Dort ward an den drei gebotenen Dingen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das offene Gericht am hellen Tage gehegt, und gewiß auch, wenn es der Bedarf erheischte, zu anderen Zeiten.

So ward es überall in deutschen Landen gehalten, so an der Weser, so am Rhein, so an der Donau und so an der Etsch.

Als aber Karl der Frankenkönig mit eiserner Faust alle alten Einrichtungen niederschmetterte, um seine Institutionen an deren Stelle zu setzen, als er die eingeborenen Dynastien ausrottete, um das Volk führerlos und dadurch fügsamer zu machen, da flohen die Überlebenden der dem Untergange geweihten Geschlechter in die Berge mit wenigen Getreuen, und wurden da die trotzigen Hüter des mit ihnen verbannten deutschen Sonnenrechtes.

Das römische Recht war mit der lateinischen Kirche ins Land gekommen als ein sehr fragwürdiges Geschenk des rücksichtslosen Eroberers. War doch das römische Recht das Recht eines Sklavenstaates, während das deutsche Recht das Recht eines freien Volkes war. Aber wohl, einem Karl konnte das Recht freier Männer nicht behagen, er brauchte das Recht eines Sklavenstaates, das bereits an Advokatenränke und gewaltsame Rechtsverrenkungen in der Casuistik gewohnt war.

Da traten auf verhehlten Wegen zu nächtlicher Zeit vermummte Gestalten im spenstigen Dämmer des monddurchflimmerten Forstes zusammen, um auf heimliche Weise das alte Sonnenrecht der Deutschen zu hegen und zu pflegen, auf daß es späteren Geschlechtern wieder leuchten möge.

Nicht das Schwert Karls war verborgen, wie späterer Unverstand oder absichtliche Irreführung es glauben machen wollte, denn wie und wo und wann hätte sich jemals das Schwert des Siegers verborgen? Nicht Karl war der Begründer der Fehme, sondern die Fehme war das unterdrückte deutsche Recht, das nur mehr im Verborgenen geübt werden konnte, gleich einer Verschwörung. Das verborgene Schwert ist also nur sinnbildlich auf das verborgene, unterdrückte Recht, wie auf das dem Besiegten entfallene Schwert zu beziehen.

Karl zerstörte die Irmensuls nicht nur in Sachsen allein, sondern überall dort, wo er sein ländergieriges Schwert geschwungen. Aber eben diese Irminsäulen waren die Wahrzeichen des germanischen Sonnenrechtes, und darum stürzte er sie, um andere — seine Hoheitszeichen — dafür zu setzen, um das Sonnenrecht freier deutscher Männer durch das ränkeverschlungene Recht des Sklavenstaates Rom zu verdrängen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber heute noch besitzt Niederösterreich einige Rolandssäulen, als ideale Nachfolger der Irminsäulen, deren eine faktisch am Hermannskogel bei Wien gestanden. Aber wieder ist hier ein Irrtum unterlaufen, wenn geglaubt wird, jenes „Roland" im Säulennamen bezöge sich auf Roland den Palatin Karls

Dieses „Roland" leitet sich ab von „ruod", Recht, und von „land", Land, und bedeutet somit „ruodland", nichts anderes als „Landrecht", und somit waren jene Säulen nichts anderes als Kennzeichen des Landrechtes an jenen Stätten, wo dieses gehegt wurde. Daher stehen und standen diese Säulen auf den Marktplätzen und dienten gleichzeitig als Pranger und Stäupesäulen, um an ihnen das Recht zu vollziehen, oder den, der dawider sich vergangen, an ihnen der öffentlichen Verachtung preiszugeben.

Ebenso beachtenswert sind die vielen „roten Kreuze", welche über das ganze Land verbreitet sind*); nicht von der Farbe, sondern von „ruod" = Recht stammt ihr Name. Auch hier in der Nähe Rauhensteins steht ein solches. Und auch von den meisten dieser „Rechts-Kreuze" gehen unheimliche Sagen, und es gelten deren Standorte als verrufene Stellen.

Zu berichten ist nun, daß das Geschlecht der Thursen, das unter den Lombardenkönigen Aistolph und Desider mächtig war, schon vor Karl hier ansässig gewesen sein muß. Thurso ist gleichbedeutend mit Riese, und wie oben gezeigt wurde, dachte man sich den Bau der Götterburgen hier als einen Riesenbau.

Rauhenegg gilt als der älteste Bau, 919 soll Rauhenstein und später Scharfenegg von den Thursos erbaut worden sein. Dies kann sich höchstens nur auf Neubauten nicht aber auf Neugründung der drei Burgen beziehen.

Es ist als sicher anzunehmen, daß dieses in vorkarolingische Tage zurückreichende Geschlecht gewiß Karl nicht günstig gestimmt gewesen, sondern ihm hier hinter den Bergen getrotzt hat. Die Thursos mögen hier dem alten Wuotansdienst, dem deutschen Rechte und den deutschen Flüchtlingen ein Asyl gewährt und einen „Freistuhl" auf „roter Erde" errichtet haben. Wieder ist hier das „Rot" nichts anderes, als „ruod", nämlich im Sinne des „Rechtsbodens" und nicht im Sinne der „von Blut geröteten" Erde zu verstehen.

Das Geschlecht der Thursen starb aber Mitte des 14. Jahrhunderts aus, wie sich die durch Karl ohnehin sehr verringerte Zahl

*) Siehe über eines derselben den Absatz: „Die Schalaburg."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der eingeborenen Adelsgeschlechter in Niederösterreich immer mehr und mehr verringerte.

Aber auch nach dem Aufhören des karolingischen Reiches, nachdem, dem Vertrage von Verdun gemäß, Deutschland wieder frei geworden war und seine eigenen Könige hatte, über deren deutscher Königskrone die römische Kaiserkrone strahlte, waren doch der Geist Karls, seine Institutionen, in Kraft geblieben, und darunter auch das römische Recht. Wohl stand später, wahrscheinlich seit den sächsischen Kaisern die Fehme unter dem Schutze der deutschen Kaiser, bis Maximilian I. sie aufhob, aber selbst die Freigrafen hatten schon den Sinn und den Zweck der Einrichtung vergessen, es erging der Fehme wie dem Wuotansglauben, wie dem Zauber, sie erstickte in dem Formelkram eines mißverstandenen Rituals, sie hatte ihr Ziel aus dem Auge verloren. —

Später soll es noch manch anderer geheimen Gesellschaft ganz auf ähnliche Art ergangen sein.

Trotz der feierlichen Aufhebung der Fehme durch Maximilian, bestand sie aber dennoch im Geheimen fort, denn in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts starb zu Dortmund der letzte Schöffe der heiligen Fehme. Auch im Bauernrecht haben sich noch Spuren des alten „ruotland“ erhalten, wie solches das „Feldgericht“, das „Haberfeldtreiben“, und manch andere Volksbräuche, die noch lange nicht erloschen sind, bezeugen.

Da nun zweifellos die „Thursos“ als vorkarolingisches „Kotingsgeschlecht“ hier die ersten eingeborenen „Freigrafen“ waren, welche von der Sonne, als dem höchsten Sinnbilde deutschen Rechtes als „Sonnensöhne“ ihre Richterwürde herleiteten, so mag die Volkserinnerung nicht nur an die alten gebotenen drei heiligen Dinge, sondern an die in nachkarolingischer Zeit von den „Thursos“ gehegten „heimlichen Dinge“ anknüpfen. Daß das germanische Recht von der Sonne abgeleitet wurde, bezeugen viele Sprichwörter, wie z. B.: „Die Sonne bringt's an den Tag“ und noch manch andere, in welchen sich das stolze Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes ausspricht, das vorher von Advokatenränken nichts geahnt hatte. Als nun aber das deutsche Recht wie der deutsche Glaube landflüchtig werden mußten, da waren es eben jene alten Kotingsgeschlechter und ihre Getreuen, welche der Väter Sitte, der Väter gekränktes Recht in die „heimliche Acht“ nahmen und als „Stuhlgrafen der heiligen Fehme“ deren Schützer wurden.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn nun aber Rauhenstein im Sinne der Volkserinnerung als ein „Freigrafenstuhl der heiligen Fehme“ erkannt ist, so gewinnt plötzlich die Sage von „Bertha, der Spinnerinn am Kreuz“ an der Grenzmarke Wiens eigenartig erhöhte Bedeutung.

Es ist wohl selbstverständlich, daß das Fehmgericht als aus den alten Königsrechten hervorgegangen, von den — modern gesprochen — nachkarolingischen Kronprätendenten, nicht nur wegen der Rechtswahrung allein mochte gehandhabt worden sein. Es diente zweifellos zu den Zeiten seines Beginnens auch dem Wuotanskulte und gewiß auch politischen Verschwörungen, um den entthronten Dynastien wieder zur Herrschaft zu verhelfen.

Wie nun aber das alte Königstum in der Drei-Würde: „König-Priester-Richter“ seinen Ausdruck fand, so der alte Glaube in der Drei: „Geburt, Leben, Sterben“. Das Sinnbild des alten Glaubens ist nun entweder die männliche oder die weibliche Drei, oder der mystische Vertreter einer dieser beiden Dreiheiten, nämlich der Allvater Wuotan oder die Allmutter Frouwa, auch Perahta, die Glänzende genannt. Diese Perahta wird stets spinnend gedacht, da eben das Spinnen, mythisch gedeutet, die Zeugung oder Geschlechtsfortpflanzung ausdrückt, wie solches das alte mythische Bild vom anspinnen, weiterspinnen und abschneiden des Fadens, für Geburt, Leben und Tod bestätiget. Der Tod aber galt im deutschen Glauben lediglich als Wiedergeburt zu neuem Leben, um von vorneherein den Kreislauf des Entstehens, Werdens und Vergehens zu neuem Entstehen wieder zu beginnen.

So war also die spinnende Bertha die Personifikation des alten deutschen Glaubens.

Wie kam diese aber außerhalb der Grenze Wiens zu sitzen? Warum spann sie dort, des fernen Geliebten oder Gatten harrend unter Thränen? —

In Vindomina (heute Wien) hatte im Jahre 740 das Christentum endgiltig festen Fuß gefaßt; ob dem Frôheiligtum erhöhete man das Kreuz, fällte den stolzen Götterbaum, das Palladium der Stadt, und wandelte das Heiligtum Hruodperahts zur Ruprechtskirche um.*) Der christliche Mystagog bannte den alten Glauben mit Rauchfaß und Weihwedel weit vor die Grenzen der Stadt, „auf die Haide zu den Wölfen“ und errichtete dort als Malzeichen ein Kreuz. Dort ließ nun der naive Volksglaube die verbannte Götterkönigin spinnend und

*) Siehe darüber den Abschnitt dieses Buches: Vindomina.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weinend sitzen und der Wiederkehr des mächtigen Wuotans harren, denn nur in dessen Abwesenheit konnte das Unglaubliche geschehen! Wie die göttliche Gattin, so wartete das Volk auf dessen Wiederkehr; es wartete und vergaß darüber seines Namens und meint nun, es warte auf des Kaisers Rotbart Wiederkehr! Aber seiner spinnenden Göttin vergaß es nicht, trotzdem dieselbe geächtet ward.

Dort hinaus auf die Haide, wo das Kreuz stand, an dem die gebannte Göttin spinnend und weinend nach der ihr so lieben Vindomina blickend, saß, dort hinaus bewegte sich gar mancher traurige Zug. Nicht nur die, welche „zu den Wölfen der Haide" gebannt wurden, sondern auch jene, welche Verbrechens willen vom Leben zum Tode durch Henkershand gebracht werden sollten, wurden zu jenem Kreuze geführt, denn dort stand auch der Galgen.

Ein böser, und darum doch sehr bezeichnender Volkswitz vergleicht das Gehängtwerden mit einer „Hochzeit mit Seilers Töchterlein".

Bekanntermaßen galten alle Gehängten vordem als Opfer Hangatyrs (Wuotan), und darum ist es auch nicht Zufall, daß die Richtstätte Wiens bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts, seit Urtagen da draußen bei der „Spinnerin am Kreuze" war. Nicht minder bekannt ist, daß Wuotan die Hälfte des Toten, nämlich die körperlose Seele, Fraya (Bertha) hingegen die andere Hälfte, den seelenlosen Körper empfing.*)

Daraufhin mochte jener Witz von der Hochzeit mit des spinnenden Seilers Tochter zielen; vielleicht glaubte man in späterer Zeit, Bertha spänne für die zu Hängenden die Seile, denn der Strick des Henkers hatte als Talisman eine gewisse Heiligkeit.

Aus dem früheren einfachen Kreuze, ward im Verlaufe des Mittelalters jene imposante gotische Wegsäule, welche noch heute den Namen „die Spinnerin am Kreuze" führt. Das Kreuz, das deren Spitze ziert, ist ganz eigenartig gestaltet; es hat Doppelarme, welche wie bei einer Wetterfahne nach den vier Himmelsgegenden weisen, so, daß es von allen Seiten gesehen ein Kreuz bildet. Dies ist ein talismanisches Zauberzeichen im Sinne der „weißen Magie", um den gebannten Wuotan, von welcher Seite er auch kommen möge, das ihm verhaßte Kreuzeszeichen sichtbar erscheinen zu lassen. —

Im gewissen Sinne ist nun auch diese „Spinnerin am Kreuz" eine „ruodlands-Säule", denn wenige hundert Schritte von ihr entfernt, erhob sich ehedem das Hochgericht. Wenn diese Deutung der

---

**) Siehe darüber: Der Venusberg bei Traismauer.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auffassung der „ruodlands-Säulen" entgegenzustehen scheint, so ist solches eben nur scheinbar. Ehedem zeigte das Kreuz, das vorher an Stelle der jetzigen Wegsäule stand, die Grenze zwischen dem christlichen Vindomina und dem noch heidnischen flachen Lande an, und kann — besonders da an jenem Kreuze Bertha spann — ganz gut auch im alten, als dem ursprünglichen Sinne gedeutet werden.

Jene spinnende Bertha, welche vielleicht die Seile für die zu Richtenden spann, ließe sich als die germanische Justitia gegenüber der römischen auffassen, welche dem römischen Rechte, das in Wien (abgesehen vom Religionswechsel) Wurzel schlug, weichen mußte, wodurch die Bedeutung der Wegsäule, als Grenzsäule zwischen römischem und deutschem Recht, somit als „ruodlands-Säule" noch beachtenswerter würde.

Ganz merkwürdig aber ist der Umstand, daß die südlich von Wien gelegene Stadt Wiener-Neustadt, eine ganz ähnliche Grenzsäule besitzt, welche ebenfalls „Spinnerin am Kreuze" genannt, von ähnlichen Sagen wie erstere umsponnen ist. Zudem stehen diese beiden Säulen gerade einander zugewendet, und zwar die von Wien an Wiens Südgrenze, die Neustädter jedoch an Neustadts Nordgrenze. Und keine der beiden Städte hat an anderer Stelle außer den unscheinbaren Grenzsteinen eine zweite oder dritte monumentale Grenzbezeichnung.

Sonderbar ist ferner, daß so ziemlich in der Mitte zwischen diesen beiden „Spinnerinnen am Kreuz" das Helenenthal mit der Burg Rauhenstein liegt, dem geheimnisvollen Sitze der heiligen Fehme.

Und merkwürdig! In der Sage von der „Spinnerin am Kreuze" nächst Wien führt die spinnende Bertha den Namen „von Rauhenstein".

In Erwägung dieses Umstandes scheinen die beiden Wegsäulen beinahe weniger Grenzsäulen der beiden Städte, als vielmehr Grenzsäulen des Gebietes des Freistuhles von Rauhenstein zu sein.

Da ward in jüngster Zeit eine ganz eigenartige archäologe Entdeckung gemacht, deren Räthsel sich aus Vorgesagtem beinahe von selber lösen.

Das „Monatsblatt des Altertums-Vereines zu Wien" Nr. 2 des Jahrgangs 1889 bringt folgende, demselben wörtlich entnommene Mitteilung:

„Ein künstlicher Hügel. Bei einem Ausfluge nach Unter-Eggendorf zum Zwecke einer Erkundigung über die alte Burgfriedensgrenze von Wiener-Neustadt wurde Verfasser dieser Zeilen von dem dortigen Ober-Lehrer darauf aufmerksam gemacht, daß in der Nähe von Sollenau ein Hügel sei, welcher den Namen „Königshügel"

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führe. Bei einem Besuche deswegen in Sollenau fand derselbe diese Angaben bestätigt; es liegt in der That, südlich von der Straße, die von Felixdorf nach Ebenfurth geht, etwa zehn Minuten von Felixdorf entfernt, zwischen der genannten Straße und dem Feldweg, der von derselben nach Unter-Eggendorf abzweigt, ein künstlicher Hügel, über welchen Herr Radler, Grundbesitzer in Sollenau, folgende Angaben machte:

Der Hügel war früher etwa 4 m hoch, von dem Umfange eines großen Zimmers und wurde von dem Vater des Genannten schon teilweise untersucht und auseinandergeworfen, so daß derselbe jetzt kaum mehr halb so hoch ist. In der Mitte ist er vertieft, da der Untersucher Quadern ohne Inschrift in dem Hügel gefunden und herausgenommen hatte. In größerer Tiefe seien abermals Quadern entdeckt worden. Über diese Erhöhung wird nach der Mitteilung des genannten Herrn dreierlei erzählt:

1. Es sei hier im Jahre 1683 ein Türkenlager gewesen.

2. Es sei daselbst die „scharfe Grenze" zwischen Österreich und Ungarn gewesen.

3. Von hier aus habe Przemysl Ottokar II., das nach dem Aussterben der Babenberger in seinen Besitz überkommene Land überschaut.

Merkwürdigerweise denken diese Erzählungen nicht an den König „Mathias Corvinus", dessen Einbrüche in Oesterreich vielleicht am ehesten die Bezeichnung „Königshügel" (früher auch „Königsberg") erklären könnten. —y—

An diese Notiz schließt die Redaktion folgende Glosse:

Die Nachricht über diesen „Königshügel" ist sehr interessant, wenn auch die Vermutungen über dessen Entstehen als keineswegs stichhaltig erklärt werden können. Schon der Umstand, daß im Innern des Hügels Quadern gefunden wurden, läßt erkennen, daß sich hier ein solides Bauwerk befunden habe, zu dessen Aufführung die Türken weder 1529 noch 1683 Zeit und Lust gehabt haben dürften. Ein Bauwerk zu errichten, um von Sollenau aus ein Land zu überschauen, wird man Ottokar II., der bis an die Drau herrschte, doch nicht zumuten können. Eine Grenzmarke für die drei Länder Österreich, Ungarn und Steiermark hier anzunehmen, entspricht schon darum nicht den thatsächlichen Verhältnissen, als die ungarische Grenze im Mittelalter immer östlich der Leitha lag, und selbst die heutige, als zu sehr westlich laufend vom Lande bestritten wird. Es könnte immerhin hier eine Marke auf jenem Punkte bestanden haben, von welchem aus die Grenze zwischen Österreich—Steiermark die Piesting verließ, und in

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

östlicher Richtung gegen die Fischa hinzog, aber auch diese Annahme ist sehr schwer mit der bekannten Thatsache zu vereinen, daß die Grenze noch die Brücke bei Sollenau durchschnitt, und erst unterhalb derselben vom Bache ablenkte. Um die Existenz des Königshügels mit Math. Corvinus in Beziehungen zu bringen, dazu fehlt uns zur Stunde noch jeder Anhaltspunkt. Bei den Belagerungen Neustadts hatte der König wohl kaum nötig, so weit von der Stadt entfernt ein Bollwerk zu errichten, dann wäre es gewiß hinter dem Piestingbach aufgeführt worden. Somit erscheinen alle in der Bevölkerung im Schwange gehenden Meinungen hinfällig, aber eine andere „unumstößliche" Thatsache hat sich ergeben, daß nämlich die Linie von der Spinnerkreuzsäule (bei Neustadt) zu dem Mittelpunkt des Königshügels genau in die Linie des Meridians fällt. Vielleicht ergiebt sich daraus ein Anknüpfungspunkt für weitere Forschungen."

Nun, alle diese versuchten Erklärungen bewegen sich auf falscher Fährte. Auch ist die Annahme eine irrige, auf einem Hügel, der das Ausmaß eines mäßig großen Zimmers nicht überschreitet, nur deshalb, weil dort einige Quadern gefunden wurden, auf den Bestand eines „soliden" Bauwerkes zu schließen. Ebensowenig stimmt der Name „Königshügel" mit der Linie des Meridians, wenngleich derlei Linien bei prähistorischen Bauten öfters zu beobachten sind.

Gewiß ist auch hier wieder die Volkserinnerung die maßgebende.

Das Volk bewahrte den Namen „Königshügel", das Gedächtnis an ein Lager und an eine „scharfe Grenze". Der König, nach dem der Hügel genannt, ist im Altertum, und nicht im Mittelalter zu suchen, in welchem man keine Hügel mehr thürmte. Ein germanischer Heerkönig hat hier vermutlich ein Römerheer geschlagen, hat ein Siegesmal in Form dieses Hügels errichtet und in diesen Hügel einige Quadern einer zerstörten Stadt oder Warte — im Sinne eines Gegenzaubers — verscharrt.

Um ein Beispiel zu geben, mag hier erwähnt sein, wie der „Freie Königsstuhl" bei Hegung des Feldgerichtes errichtet wurde.

Das „Freie Feldgericht" bestand aus sechzehn Personen; der Älteste ward „Graf" (Grefe) oder „Ober-Richter", der Jüngste der „Frohnde" oder „Frohner" genannt, während die vierzehn Übrigen die „Schöppen" waren.

War irgend welcher Anlaß vorhanden, das „Freie Feldgericht" zu eröffnen, dann hatte der Frei-Graf im Beisein zweier Frei-Schöppen dem Frohnden befohlen, „bei scheinender Sonnen und unter dem offenen Himmel alle Frei-Richter, auch die Freien der

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegend selbst, wo das Gericht gehegt werden sollte, für den nächsten Sonnabend, zur rechten Zeit des Tages, vor den ordentlichen und im alten Recht erkannten Königsstuhl zu laden, wo alle bei Pön und Strafe der alterkannten Buße ankommen sollen."

Der „Freie Königsstuhl" war ein quadratischer, freier, grüner Platz; jede seiner Seiten maß sechzehn Schuh. In der Mitte wurde bei dessen Errichtung eine Grube gegraben, in welche jeder der sechzehn Schöppen eine Hand voll Asche, eine Kohle und ein Stück eines Ziegelsteines werfen mußte, worauf die Grube wieder zugeworfen und der sorgfältig abgehobene Rasen wieder darüber gebreitet wurde. Auf diese zugedeckte Grube, ward vom Frohnden der Stuhl des Frei-Grafen gesetzt. Hat man gezweifelt, ob der Platz ein rechter beständiger Königsstuhl gewesen, so mußten erst die Wahrzeichen gesucht werden, denn sonst wären die geschöpften Urteile ungültig gewesen.

Deshalb trug der Frohnde, wenn es zu Gerichte ging, nebst dem Stuhl des Frei Grafen, noch die sechzehn Schuh lange Stange, um den Ort des Freistuhles genau abzumessen und zu bestimmen.

Aus diesem Vorgange des Bauernrechtes, das sicher alte Züge bewahrte, und im gleichen Grunde wie die Fehme selbst, wenn nicht sogar in dieser wurzelt, geht hervor, daß dem Errichten des Königsstuhles ehedem in heidnischer Zeit ein Opfer vorhergegangen sein mußte. Was hätte sonst Kohle und Asche anders zu bedeuten, als Reste eines Opferbrandes? Die sechzehn Ziegelstücke finden sich in unserem „Königshügel" in den Quadern wieder, und der Name selbst klingt an „Königsstuhl" sehr verwandt an.

Dieser Königshügel mag in den Zeiten der Völkerwanderung entstanden sein, als Malstätte eines Sieges, er mag sogar die „scharfe Grenze" irgend eines kleineren Territorialkönigs gebildet haben, und als solche Malstätte — Grenzsteine galten immer für heilig — eine Stätte des Gerichtes gewesen sein. Wenn zur Parallele Kohlen und Asche fehlen, so mögen solche von dem, der die Quadern herausholte, unbeachtet beiseite geworfen worden sein.

So entstand dieser Königshügel und behielt seine alte Heiligung bei, deren Ursprung vielleicht schon zu Karls Zeiten verklungen war, während die alte Heiligschätzung noch unvergessen blieb.

Als nach Karl das heimliche Gericht zu tagen begann, suchte man sich altheilige Orte auf, um dort Gericht zu halten. Wie die Lokalnamen zeigen, giebt es viele Wald- und Flurparzellen, deren oft verstümmelte Namen auf solch einen Gerichtsplatz schließen lassen, denn

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deren muß es nicht nur mehrere, sondern sogar viele gegeben haben, namentlich in dem Gebiete zwischen den beiden „Spinnerinnen am Kreuz".

So dürfte der gewiß interessante Hügel bei Sollenau solch ein „Freier Königsstuhl" gewesen sein.

Wenn nun in Erwägung aller dieser Gründe, trotz des Mangels urkundlicher Behelfe, der Bestand der Fehme in Österreich kaum mehr anzuzweifeln wäre, so erscheint ein anderes Gericht, das plötzlich im Jahre 1402 entstand, zu unvermutet auf dem Schauplatze der Landesgeschichte, um, ohne auf einer Vorstufe zu fußen, so zu sagen vom Himmel gefallen sein müßte.

Es war dies ein ganz eigenartiges, heimliches Gericht, das den schreckenverbreitenden, furchtbaren Namen, das „Geräune" (von raunen, sich zuflüstern) führte.

Dieses Gericht war dem modernen Standrecht sehr nahe verwandt, und es scheint, daß es aus der Fehme, in erneuerter Gestalt hervorgegangen war. Ähnlich wie diese wirkte es durch den lähmenden Schreck den es verbreitete, sowie durch das kurze, sicher und schwer treffende Verfahren.

Ulrich der Daxberger, Marschall in Österreich, die Edlen Friedrich von Wallsee, Otto von Meissau, Heinrich von Zelkimy und der Wiener Bürger Albert Ottensteiner bildeten die Oberen dieses eigenartigen Gerichtes, das mit Heeresmacht seine Urteile vollstreckte. Diese Fünf zogen mit 200 Spießen (Reitern), und 200 Schützen (Fußgängern), dann mit einem Troß von 50 Wagen, welche Antwerch, Katzen und Büchsen sowie Proviant nachführten, durch das Land, um dieses von dem Raubgesindel zu reinigen. Von Burg zu Burg, hauptsächlich durch das von böhmischen und mährischen Räubern geängstigte Marchfeld bewegte sich der gefürchtete Zug. Aus den Burgen des ehrenwerten Adels zog man Verstärkung, die Raubburgen der Räuber forderte man zur Übergabe auf. Die Bauern begrüßten die Befreier mit Freuden, und schlossen sich in wilden Haufen dem kleinen Racheheer an.

Gnädige Behandlung erwartete die Bewohner der Raubhäuser nicht; sie flohen oder wehrten sich. Im ersten Falle wurden sie von den Bauern, wo sie erwischt wurden, ohne Umstände niedergeschlagen, im letzteren Falle vermochten sie dem erprobten Kriegsvolke nicht lange zu widerstehen. Nach der Eroberung des Nestes wurden sie mittelst eines sehr summarischen Verfahrens, oder eigentlich ohne alles Verfahren an den nächsten Bäumen aufgehangen. So geschah es mit der

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besatzung des vom Daxberger 1402 eroberten Schlosses Leiben in Niederösterreich, Viertel ob dem Manhartsberg. Nur selten machte man zu Gunsten der meist adeligen Anführer eine Ausnahme, indem man diese ins Gefängnis schleppte, und dann unter Beobachtung einiger Formalitäten richtete; Formalitäten, die man sonst für höchst überflüssig und für viel zu zeitraubend erachtete.

Das Geräune dürfte möglicherweise nicht nur aus der Fehme entstanden, sondern vielleicht sogar deren Exekutivgewalt gewesen sein. Wäre solches der Fall, dann wäre der Daxberger ein Freigraf oder der stellvertretende Stuhlherr für den Erzherzog Österreichs gewesen, da er die Würde eines Landmarschalls bekleidete.

Sei dem wie immer; das Geräune zeigt, daß die Fehme in Österreich nicht nur bestand, sondern sich sogar, man möchte sagen, zeitgemäß reorganisirt hatte, wodurch die Sage vom heimlichen Gericht auf Rauhenstein nicht nur im mythischen Sinne allein, auf das Göttergericht an „Urdas Stein", sondern auch im historischen Sinne, auf einen daselbst wirklich bestandenen „Freistuhl der heiligen Fehme" thatsächlichen Hintergrund gewinnt.

Mag nun jene spinnende Bertha an der „Spinnerin am Kreuz", die aus dem Weichbilde der Städte gebannte alte Religion, mag sie das unterdrückte germanische Recht, die deutsche Justitia sein, ihr Beiname „von Rauhenstein" bringt sie mit der Sage vom heimlichen Gericht auf dieser Burg in unleugbaren Zusammenhang und begründet damit den Beweis des faktischen Bestandes eines Freistuhles der heiligen Fehme auf Burg Rauhenstein.

Und so mag sich denn das freundliche Baden ungescheut rühmen, daß in seiner Gemarkung auf der nun verfallenden Ruine Rauhenstein einst der Sitz eines Freigrafen gewesen, daß es selber in „ruodland", auf ruoder Erde erbaut steht.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Merkenstein.

Der Eisenstraße folgend, welche vom alten Vindomina nach dem Süden zieht, rollt man behaglich an jenem Gebirgswall vorbei, in welchen jene Thalmündungen als Thore gebrochen scheinen, deren zwei unsere Landschaftsbilder schon mythologisch erschlossen. Das Erste war Medling, das Zweite das Helenenthal.

Gleich das nächste Thal südlich vom Helenenthal, die nächste Eisenbahnstation nach Baden*), bildet abermals solch ein Thor. Auch dieses war mit einem „festen Schloß" verschloßen, das vordem die Burg Merkenstein war.

Die Geschichte dieser Burg**) bleibe an dieser Stelle unerwähnt, es genüge nur, daß deren Name urkundlich schon im 11. und 12. Jahrhundert genannt wird, und zwar als Merchenstein***) — Merkenstein? Was will der Name sagen? Die Historiker nehmen an, er wäre aus Markwartstein verdorben, wodurch sie auf eine gewaltsame Namensgebung deuten, wie eine solche damals kaum vorgekommen sein dürfte. Die Namen als erklärende Bezeichnungen, deren Sinn damals meist schon in der Überlieferung vergessen war, hafteten an den Örtlichkeiten wie noch heute und gingen dann, nachdem sie schon längst ihre Bedeutung als erklärende Begriffsnamen eingebüßt hatten, als leere Ortenamen auf die entstehende Burg, Ort, Kloster oder Stadt über, wie solches Beispiele zu tausenden beweisen. So auch hier. Freilich hat sich auch die Sage mit der Namensgebung Merkensteins befaßt. doch sind nur wenige Züge dieser Sagen echt, sie dusten zu sehr nach den anrüchigen Sagenfabrikanten des vorigen Jahrhunderts.

Sehen wir, was diese erzählen.

So will eine Sage wissen, daß ein Ritter „Leodegar", zwei Söhne, die Zwillinge waren, hatte, und er sei in Verlegenheit gewesen, welchem der Beiden er das Recht der Erstgeburt zusprechen sollte.

*) Vöslau.

**) „Merkenstein." Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereins. Wien Erster Band. Leber. Seite 143 u. a. O.

***) Das „ch" wird wie „k" gelesen, so auch in den folgend angeführten Namen; also Merk, statt Merch.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In ihrem zwanzigsten Jahre führte er sie nun zu einem Stein und sagte, wer von ihnen nach drei Jahren diesen Stein wiederfinden würde, den wolle er als den Erstgeborenen anerkennen. Winfried, der Eine der Beiden, hatte sich den Stein „gemerkt". Als die Söhne mit Leodegar nach drei Jahren wieder dahin kamen, erhielt er das Erstgeburtsrecht, erbaute auf dem Steine sich eine neue Burg und nannte sie natürlich Merkenstein. Die hier erwähnte Frage an das Schicksal, zur Entscheidung einer ungewissen Sache, ist zwar ein echt germanischer Zug, der oft wiederkehrt, doch dürfte kaum ein Zusammenhang dieser Sage mit der Geschichte der Burg in irgend welch' anderer Beziehung vorliegen; mit der Namensgebung jedoch hat dieser Sagenzug keine Verbindung.

Eine andere Sage will wissen, daß Ritter Walther von Merkenstein der Geliebte Huldas von Rauhenstein gewesen sei, welche nach Sitte des Minnedienstes ihren Ritter nicht nur mit dem Kreuzzug ins gelobte Land gesendet haben soll, sondern ihm noch überdies die Bedingung auferlegt hatte, ihr das angenehmste und nützlichste Geschenk aus Paläſtina mitzubringen. Diesem Minnegelöbnis sollen wir nun den Saffran verdanken, den der Merkensteiner in Erfüllung seiner Minnepflicht seiner Dame mitgebracht und den sie in deutsche Erde gepflanzt. Nebstbei bemerkt, soll jene Hulda die sagenberühmte „Spinnerin am Kreuz" sein, nach welcher das altberühmte Wahrzeichen benannt sein soll. Da nun aber Hulda von Rauhenstein als „Frau Holle", ebenso wie Bertha von Rauhenstein als „Frau Perahta", der Göttermutter „Frouwa" gleichwertig entsprechen, so erscheinen die Abweichungen in den Namen „Bertha" und „Hulda" bei den Sagen von Rauhenstein und Merkenstein als völlig gegenstandslos.

Der Ritter Walther dieser Sage hat mit der Namensgebung Merkensteins nichts zu thun, Hulda oder Bertha von Rauhenstein ist in zu loser Beziehung zu unserer Burg, und schließlich die Verpflanzung des Saffrans in unsere Gegenden liegt hier außer Betracht, obwohl dieser Teil der Sage in der Hauptsache richtig ist.

Was will nun aber der Ortsname Merkenstein sagen?

Wir haben in Niederösterreich noch drei ähnlich lautende Ortenamen, und zwar ein „Merkenbrechts" im Kampgebiet, ein „Merkengersch" im Thayagebiet, und überdies noch ein „Merkenstetten".

Aber auch in anderen Gegenden kommen ähnliche Ortenamen vor. So „Mergentau" bei Friedberg in Oberbaiern, „Mergentheim" in Württemberg, urkundlich auch „vallis Mariae virginis"

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und „Mariae domus“ genannt; im Volksmunde wird diese Stadt als „Mergenthal“ angesprochen. Eine Einöde bei Heidenheim in Baiern heißt abwechselnd „Mergenbrunn“ und „Mariabrunn“. Auch das Marienröslein wird „Märgenröslein“ genannt; desgleichen die Stendelwurz, Marien- oder „Mergenthräne“, auch „Mägdeblume“. In Familien-, Personen- und Flurnamen findet sich dieses „Mergen“ noch öfter, zum Beispiel: „Merchenbaum“ ein freiherrliches Geschlecht; Marchwort et filius de Mergen (1160); predium in Merchenmoos situm (1160); Henricus de Merchenberge (1185); Ullrich von Merchenstein (1322) u. A.

Weist sich in allen diesen Zusammensetzungen das Wort „Mergen“ durchaus in ehrbaren, zum Teil sogar erhabenen Beziehungen, so kommen auch Verbindungen wieder vor, welche eine Herabwürdigung des Begriffes bezwecken, den dieses Wort birgt. So kommt zum Beispiel das Wort „Mergensohn“ als ein schwer verpönter Schimpf in mittelalterlichen Stadtbüchern vor, wo es den Vorwurf der unehrlichen Geburt in sich begreift. „Schiltet er in (ihn) vor der Christenhait, das ist, ob er in (ihn) haizzet einen Zohensun, oder Merchensun, oder Mussensun“ ꝛc.

Merch, Merg ist also Jungfrau, welchen Begriff wir in dem Ortsnamen Mergentheim, und seinen lateinischen Formen geradewegs auf die Himmelskönigin Maria (vallis Mariae virginis) bezogen finden.

Dies gibt den Fingerzeig, daß unser Merkenstein eigentlich ein Jungfrauenstein ist. Noch aber ist die Frage zu entscheiden, inwieweit eben dieser Jungfrauenstein in Beziehungen mit der germanischen Götterwelt und deren Ziefer- und Zauberdienst zu bringen ist.

Und dieser Bestätigungspunkte giebt es bei Merkenstein mehr als einen. In erster Linie kommen die Namen der Örtlichkeiten in Betracht, die in nächster Berührung mit den Hauptnamen stehen.

Da ist in erster Betrachtung ein Punkt, bei der „Buche am Stein“ genannt, dann der „Türkenbrunnen“, der „Merkengartengraben“, der „weiße Weg“ und etwas entfernter ein „Lehnstuhl“.

Die „Buche am Stein“ weist auf Frouwas heiligen Baum am Ziefer- oder Opferstein, das sichere Kennzeichen einer Heilstatt der altdeutschen Himmelskönigin und Göttermutter. Der Merkengartengraben weist wieder auf die dienenden Jungfrauen, die Priesteriunen, hin. Auch am Hermannskogel bei Wien fand sich die (allerdings 1811 gefällte) heilige Buche, ferner der Frauengraben wie hier der Merkengartengraben, und auch der Brunnen wie hier. Dieser Brunnen entspringt in einem unterirdischen, 136 Schritte langen Gang und

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird sehr bezeichnend zu den „sieben Brunnen" genannt. Auch der Brunnen in einem der Burghöfe ist beachtenswerth; unten rund gemauert, geht er oben in ein regelmäßiges Achteck über. In diesen Brunnenschacht mündet in beträchtlicher Tiefe ein Stollen ein, der zweifelsohne zu einem ausgedehnten Erdstall gehört, der von einer Heilstatt, die dem Namen nach schon auf ein Bewohntsein von Jungfrauen deutet, unzertrennlich ist.

So findet sich auch ein bedeutender Erdstall bei Mergentau in Baiern.

Was die „sieben Brunnen" betrifft, so ist diese Bezeichnung als Flurname eine so oft wiederkehrende, daß dabei nie an das Vorkommen von sieben Brunnen zu denken ist, sondern an eine mythische Benennung mit dunklem Sinn. Die Zahl Sieben wiederholt sich unendlich oft, zum Beispiele in Siebenhirten, Siebenlinden, in den guten und den bösen Sieben, im Siebenjahrgarn, Siebenmorgen, Siebenstein, Sieben Nonnen, Sieben Narren, Sieben Hunde, Siebenmeilenstiefel u. s. f.

Es ist möglich und in den meisten Fällen sogar gewiß, daß man nicht an das Zahlwort Sieben, sondern an das „Sieb" zu denken habe, das im alten Zauberglauben und heute noch im Aberglauben eine hervorragende Rolle spielt.

Das Sieb ist aber Name und Sinnbild der Gattin Donars, Siebia, wie der Rocken das Sinnbild Frouwas ist, und die Scheere jenes der Helia. Dadurch ist auch in den Attributen die „Drei" hergestellt als „Rocken, Sieb und Scheere" in Vertretung der weiblichen Trilogie: „Frouwa, Siebia und Helia."

Und doch scheint gerade die Heilstatt von Merkenstein eine Ausnahme von der Regel zu bilden, denn keiner der umliegenden Flur- oder Ortsnamen deutet auf Helia; auch ist nirgends ein Schwarzbach oder dergleichen, wohl aber der „weiße Weg" zu beachten.

Wenn nun allerdings auch hier die „Mergen" oder „Nornen" zu Dreien gewandelt sein werden, und wie überall hier die Dritte in schwarzer Kleidung den beiden weißgekleideten gefolgt sein wird, als „die böse-beratende, feindliche Norn", als die „Unheilsrätin" den beiden „Heilsrätinnen", so hatte doch der hier gepflogene „Heilsdienst" heiteren Sinn. Der „Siebbrunnen" mag also vordem wohl eine heilige Quelle gewesen sein, an der Schicksalsverkündigungen, Heilungen und Beschwörungen mochten geübt worden sein. Nahe an der Ruine ist ein kleiner Hügel, in dessen Innern der Eiskeller des neuen Schlosses in Felsen gehauen untergebracht ist. Dieser Raum ist aber nachweisbar

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alt und gilt für einen Keller der alten Burg; dies wohl mit Unrecht, denn er liegt außerhalb derselben. Das Richtige wird sein, daß diese Felsenhalle die große Halle des Erdstalles gewesen ist, von der aus dann die vielen Gänge und Kammern sich verzweigten, wie solche eben zu einer derartigen Tempelstätte notwendig gehörten. Es ist zweifellos, daß ein großer Teil dieser Gänge sich auch unter dem alten Burgbau ausdehnte, deren einer selbst mit dem alten Burgbrunnen unterirdisch in Verbindung stand. Noch wäre jenes kleinen Bergkegels zu gedenken, der sich vom Stocke des „Hohen Lindkogels" abhebt und „Lehnstuhl" genannt ist. Berge mit der Bezeichnung „Stuhl" in ihrem Namen giebt es unendlich viele, und meist steht deren Namensform mit dem alten deutschen Glauben in Beziehung.

War dort ein „Lehnstuhl" für den Richter eines Gaugerichts, oder der „Lehenstuhl" eines Männergebieters? Erstere Annahme könnte mit dem Merkenstein in Verbindung gebracht werden, denn die „Albruna" konnte dort zu Gericht gesessen sein. Letztere Annahme muß dahingestellt bleiben, denn die Frage nach diesem Männergebieter ist fast nicht zu beantworten. Allerdings mag hier daran erinnert werden, daß man diesen Lehensherrn durchaus nicht im Mittelalter suchen dürfe; das mittelalterliche Lehensrecht ist keineswegs eine mittelalterliche, sondern eine urdeutsche Einrichtung. Schon Marbod, schon Armin hatten lehensherrliche Rechte ausgeübt, genau so wie die mittelalterlichen Fürsten. Möglich ist es allerdings, daß auch die oberste Priesterin dieses „Maidenschlosses", die Albruna, lehensherrliche Rechte geübt, wie spätere Äbtissinnen in christlicher Zeit.

Auch hier sei bemerkt, daß das Christentum die heidnischen Gebräuche möglichst mit seinem Gebrauchtum verschmolz, um das Volk geneigter zur Annahme der neuen Lehre zu machen. So wie später viele Orte nach Heiligen benannt wurden, nach welchen man die neu errichteten Kirchen taufte, ebenso entstanden in vorchristlicher Zeit viele Ortsnamen aus deutsch-religiösen Ursachen, und viele dieser Ortsnamen wurden später — wie oft nachgewiesen werden kann — in christlich-religiöse verwandelt.

Kaum dürfte dieser „Lehnstuhl" ähnlichem Zweck gedient haben wie der „Lehnstuhl auf der Jägerwiese" nächst Rauhenegg, obwohl er von diesem nur durch einen Bergrücken geschieden ist, wenngleich die Heilstatt von Merkenstein mit jener des Helenenthales in unmittelbarem Zusammenhang gestanden sein muß', wie sich sofort ergeben soll.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In etwas weiterer Entfernung von Merkenstein, und zwar gerade gegen die Spitze des hohen Lindkogels zu, welcher zum Gebiete der drei Heilstätten des Helenenthales gehört, finden sich noch zwei wichtige Namen, nämlich das „eiserne Thor" und die „eiserne Hand". —

Wir dürfen nur daran erinnern, daß das „Höllenthal" in Urtagen unzugänglich war, da die Schwarza dessen Mündung völlig ausfüllte. Auch dort fanden wir in bedeutender Höhe, in einer Felsschlucht am Jakobskogel des Grünschachers, ein „eisernes Thürl", das ehemals sicher den eigentlichen Zugang zur Heilstatt der „Heliaklamm' im heutigen Höllenthale bot. Der Zugang führte, wie es für eine germanische Totenheilstatt ganz richtig ist, von Süden aus nach Norden.

Aber auch unser „eisernes Thor" führt von Süden (Merkenstein) nach Norden über den hohen Lindkogel ins Helenenthal, das ehemals ebenfalls unzugänglich war, denn „Urdas Stein" sperrte das Thal, das dort nur der Schwechat Raum bot. — Erst in diesem Jahrhundert wurde das Helenenthal — wie das Höllenthal — durch einen Kunstbau entschlossen, der hier aber ein langer Tunnel ist, der durch den „Urtelstein" (Urdas Stein) gebrochen werden mußte.

Da nun aber das „eiserne Thor" den dritten Gipfel des „hohen Lindkogels" bildet, so wäre damit zugleich die männliche „Drei" gewonnen; nämlich: „Lindkogel" (Wuotan), „Eichkogel" (Donar) und „eisernes Thor" (Eis, Erstarrung, Tod = Helia oder Loki).

Auch hier bei Merkenstein hat also das eiserne Thor, wie die eiserne Hand, eigentlich ein Eisthor, eine Eishand zu bedeuten.

Jetzt ist auch klar, warum sonst bei Merkenstein kein Anzeichen vorhanden, das auf die düstere Helia schließen läßt, da deren düsteres Reich drüber dem „Eisthore" im „Heliathal" (Helenenthal) zu suchen ist.

Darum trägt „Merkenstein" durchaus den sanften, milden Charakter eines Mädchenheims, aus dessen Bereich alles das verbannt war, was an Schrecken und Grauen mahnen konnte. Selbst das düstere Eisthor mit seiner mahnenden Eishand milderte sich freundlich in dem mädchenmild lachenden Merkensteiner Thal.

Zur Winterszeit schlafen die Asen in den Bergen, wie das Saatkorn in der Erde unter der Schneedecke; auch Frouwa geht wie Wuotan zum Schlafe in den „Glasberg", der eigentlich ein Eisberg, eine Eisburg ist, und zieht natürlich durch das „Eisthor" in denselben ein. In den Zwölften der Wintersonnenwende hält auch sie ihren Umzug — wie zahlreiche Mythen, Märchen und Sagen berichten — und hält auch sie dann aus dem „Eisthor" ihren Auszug.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist bekannt, daß viele Höhen des Mittelgebirges, durch ihre eigentümliche Lage begünstigt, um eine nicht unbeträchtliche Spanne Zeit nicht nur früher das Winterkleid ablegen, sondern auch schon die ersten Blüten zeigen, wenn auf anderen Höhen, namentlich aber im Thale noch der strengste Winter herrscht. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß im Gebirge die Bauerngehöfte meist auf niederen Hügeln oder auf Berglehnen beträchtlich höher als die Thalsohle angelegt sind. Erst die neueste Witterungskunde hat die Regeln wissenschaftlich begründet, die aus steter Beobachtung der Natur unseren Vorfahren geläufig waren. Sie wußten, daß dort der Winter weniger streng als im Thale und oben auf den Bergkämmen sei, und daß daher auch dort die Einwirkung der Frühlingssonne eine frühere und nachhaltigere ist.

So ist es auch auf dem „Eisernen Thor", so ist es auch wie allbekannt auf dem „Hermannskogel" bei Wien, und auf dem ward das Fest der Vermählung Wuotans, das Veilchenfest, gefeiert. So rechtfertigt sich auch hier die Bezeichnung des „eisigen Thores" des Glasberges. Es schmückt sich schon frühzeitig mit dem zarten Grün des Frühlings, um den Auszug der guten Frau Frouwa zu verschönen, wenn sie hervortritt aus den Pforten, die sich dröhnend aufthun, in frisches Frühlingsgrün gekleidet, mit einem Kranze von Schneeglöckchen und Himmelsschlüsseln geschmückt.

Auch jetzt ist wieder die Zeit gekommen, wo sich die Pforten der Glasburg öffnen, wo im jungen Grün versteckt überall die Himmelsschlüssel derer harren, die da kommen sollen, sie zu pflücken und sich den Himmel zu erschließen. Die „gute Frau vom Berge" schreitet wieder herfür, ihr zur Seite eine holdselige Göttin, die liebe süße Frau Ostara, um ihr schönes Ostarland an der Donau zu grüßen und zu segnen.

Aber die Menschen sind blind und taub geworden, sie übersehen die goldenen Himmelsschlüssel, das holdselige Lächeln Frau Ostaras und vermeinen das Glück ganz anderswo zu erjagen.

Es wird mit dem „Eisernen Thor" schon seine Richtigkeit haben, doch schließt dasselbe weder die gute Frau Frouwa, noch die holde Frau Ostara ein, sondern alle Die, für welche das Nahen und Grüßen der beiden Huldinnen nichts mehr als ein leeres Träumen bedeutet.

Diesen will ich ihr „Eisernes Thor" in Unfrieden belassen, mögen sie mich meine Meinung vom Jungfrauenstein unterm Eisthor im herzfrohen Ostarfrieden geruhsam genießen lassen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eburodunum vor dem Wuotansthal.

Selten stimmt das mythologische Landschaftsbild zu dem Bilde, das dieselbe Landschaft heute bietet, denn die letzten zweitausend Jahre sind selbst an jenen Gegenden nicht spurlos vorübergegangen, welche noch jetzt von Waldeskühle umfächelt sind. An Stelle des verborsteten Urwaldes ist der moderne verborkenkäferte Forst getreten, oder es schwingen sich Rebenpflanzungen dort, wo vordem der heilige Bannwald gerauscht; auch furcht der Pflug oft die Scholle, die in jenen Tagen des Sonnengottes heiliger Eber zerwühlt. Aber noch immer ist es in solchen Fällen nicht unschwer, sich mit dem Blicke des inneren Auges die altherrliche Waldespracht zurückzuzaubern und Bilder zu schauen aus der Jugendzeit unseres Volkes, die jenen nicht unähnlich, die uns im reifen Mannesalter umgaukeln, wenn wir an die Kinderstube zurückdenken, in der wir unseren eigenen Lebensmorgen verträumt.

Wenn aber von der ehemals bewaldeten Heilstatt alles Grün gewichen, wenn Mauerzeilen und Gebäudereihen über den geheiligten Boden laufen und das Straßenpflaster denselben wie mit einer ewig starren Kruste deckt, dann hält es schwer, sich solche Stelle wieder im Waldesschmuck zu denken, zumal die Gestaltung des Bodens eine andere geworden, und im Gesammtbilde kaum mehr zu überdenken, geschweige denn zu überblicken ist. Und darum ist es gut, daß die alten Namen sich im Laufe des breiten Sprachenstromes abgeschliffen zu jenen unverständlichen Wortebildungen unserer heutigen Ortenamen, ebenso wie sich möglicherweise in einem Geröllstein aus Marmor, der auf einer Sandbank liegt, das unkenntlich abgeschliffene Bruchstück einer alten Götterstatue birgt.

Darum sei heute vom Eburodunum des Ptolemäus und vom Wuotansthal gesprochen, statt von Brünn, dem lieblichen und dem reizvollen Adamsthal.

Brünn — ein mythologisches Landschaftsbild?! Brünn, die Stadt der „Brünner Märkte" und der „Hosenstoffe", wäre fähig, in einen poetischen Rahmen sich fügen zu lassen? Wer in aller Welt wäre je seines Vergnügens halber nach Brünn gefahren, wie etwa nach Salzburg oder nach Innsbruck?!

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch darum sich zu kümmern ist hier nicht der Zweck dieser Schilderung, obwohl so beiläufig behauptet werden darf, daß das liebliche Brünn mit seiner schmucken Ringstraße schon des Besuches solcher wert zu achten wäre, welche just nichts auf den Brünner Markttagen zu suchen haben.

Dies nur so nebenbei; das moderne Brünn liegt uns heute zu abseits mit seinem eisenbahndurchbrausten Adamsthal.

Zur Zeit, da am Danubius noch das glanzfrohe Carnuntum ungebrochen — „sich im Strome spiegelt selbstgefällig" — zur Zeit, da noch der römische Limes am rechten Stromufer hinlief, zur Zeit, da Brünn noch Eburodunum hieß, da war dessen Umfang noch ein sehr kleiner und etwa dem des heutigen Alt-Brünn entsprechend, von unregelmäßiger Gestalt mit abgerundeten Ecken; der Urform aller alten Siedelungen. Brandwälle mögen es umgürtet haben, außerhalb dieser, nach Süden und Osten zu, wogten Getreidefelder, westlich und nördlich aber faltete der mächtige Urforst seinen tanngrünen Waldesmantel um das wehrhafte Eburodunum, das später zur Vorstadt herabgesunken, als mächtigere Wehrbauten an seiner Seite dem Boden entwuchsen, in und um welche sich das spätere Brünn gruppierte. Eine sich öfter wiederholende Erscheinung. Über den bienenkorbähnlich aus Weiden geflochtenen Hütten, die innen und außen mit Lehm beworfen und mit einem grellen firnißartigen Anstrich versehen waren hoben sich zwei Heil- oder Tempelstätten aus dem Forste empor, die eine dem Wuotan, die andere dem Donar geweiht. Noch trägt erstere den alten Namen „Spielberg", letztere aber wird heute „St. Peter" genannt und ist die Kathedralkirche Brünns.

Es ist eine jedem Mythologen bekannte Thatsache, daß die alten Tempelstätten meist in Burgen oder Kirchen verwandelt wurden, unter Beibehalt ihres alten kriegerischen Charakters. Dort, wo die Heilstatt einer Kirche wich, dort ward dem hier verehrten Heidengotte ein christlicher Heiliger entgegengestellt, der meist dessen Attribute, ja selbst dessen Mythe, zur Legende umgestaltet, übernahm. So erwuchsen aus Wuotans Heiligtümern meist Michaelskirchen, aus Donars Heilstätten hingegen Peterskirchen. Daher schiebt noch heute, wenn es donnert, St. Petrus im Himmel Kegel, nach der Meinung uralten Volksglaubens, daher die zahlreichen Volksmärchen von den Wanderungen Christus' mit Petrus und deren Abenteuern, welche alle den Fahrten Wuotans mit seinem Sohne Donar galten.

Ähnliche „Metamorphosen der Götter" sollen uns noch in fernerer Folge beschäftigen, zumal jeder alte Germanengott je nach seinen ver-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schiedenen Eigenschaften auch durch verschiedene christliche Heilige ersetzt wurde. Dies ist nicht Zufall, sondern wohlbegründet durch den Brief Papst Gregors des Großen, welcher an den Abt Mellitus von Canterbury geschrieben wurde, in dem ausdrücklich zu lesen steht: „Saget dem Augustinus, zu welcher Überzeugung ich nach langer Betrachtung über die Bekehrung der Engländer gekommen bin, daß man nämlich die Götzenkirchen bei jenem Volke ja nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darinnen vernichten, das Gebäude mit Weihwasser besprengen, Altäre bauen und Reliquien hineinlegen soll. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muß man sie vom Götzendienst zur wahren Gottesverehrung umschaffen, damit das Volk, wenn es seine Kirchen nicht zerstören sieht, von Herzen seinen Irrglauben ablege, den wahren Gott erkenne und um so lieber an den Stätten, wo es gewöhnt war, sich versammle. Und weil die Leute bei ihren Götzenopfern viele Ochsen zu schlachten pflegten, so muß auch diese Sitte zu irgend einer christlichen Feierlichkeit ihnen umgewandelt werden. Sie sollen sich also am Tage der Kirchweihe oder am Gedächtnistage der heiligen Märtyrer, deren Reliquien in ihren Kirchen niedergelegt werden, aus Baumzweigen Hütten um die ehemalige Götzenkirche machen, den Festtag durch religiöse Gastmäler feiern, nicht mehr den Teufeln (also Wuotan, Donar, Loki) Tiere opfern, sondern sie zum Lobe Gottes zur Speise schlachten, dadurch dem Geber aller Dinge für ihre Sättigung zu danken, damit sie, indem ihnen einige äußerliche Freuden bleiben, um so geneigter zu den innerlichen Freuden werden. Denn rohen Gemütern auf einmal alles abschneiden, ist ohne Zweifel unmöglich, weil auch derjenige, so auf die höchste Stufe steigen will, durch Tritt und Schritt, nicht aber durch Sprünge in die Höhe kommt." (S. Mone, Geschichte des Heidentums II, 105.)

Somit wäre in dem kleineren Hügel, der heute die Domkirche Brünns trägt, die Stätte aufgefunden, die einstens dem rotbärtigen Donnerer geheiligt war.

Dieser Annahme steht, wie wohl ganz selbstverständlich, eine andere, und zwar jene der Slavisten entgegen. Diese behauptet: „In der grauen Vorzeit, als das Christentum seine milden Fittige auch über das Volk der Slaven auszubreiten anfing, und die Taufe unsre Väter dem Heidentume entnommen hatte, kamen (863) aus dem fernen Osten, vom Kaiser Michael gesandt, zwei fromme, gottergebene Männer, Cyrill und Methud, die Mähren noch als seine Schutzheiligen verehrt, um das Volk im Glauben zu erstärken und ihnen des Heiles Lehre zu

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verkünden. Sie waren gestürzt, der nach Menschenopfern gierigen Götzen scheußliche Gebilde; und aus den Resten des Tempels der Krasopani (die Venus der Slaven) stieg empor auf Cyrills Geheiß ein herrlich hohes Gotteshaus, aus dessen weiten Hallen nun der Lobgesang des allein Wahren zu den Sternen emporschwebte." (Schmidt, Brünns Umgebung. 1835.)

So „schön" dies auch gesagt ist, so unwahr ist es. Die dem heiligen Petrus geweihte Kirche beweist schon die Unwahrheit dieser slavischen Behauptung, denn kein männlicher Heiliger ersetzte eine weibliche Gottheit, oder umgekehrt.

Wie aber aus Gründen der Mythenforschung die Hypothese des Heiligtums der Krasopani hier an der Stelle des Petersdomes unhaltbar ist, so ist aus historischen Gründen die Cyrill-Methud-Legende zu verwerfen.

Mit den Römern schieden die letzten Reste des Christentums um 470 aus dem Lande (St. Severin), jenes Christentums nämlich, das römerfreundlich und deutschfeindlich war, und das dem Arianismus entgegenstand, dem die meisten germanischen Stämme huldigten. Dagegen aber waren die Gothen schon sehr frühe durch Bischof Wulfila dem römischen Christentum, dem Katholizismus, gewonnen worden, welche auf die Quaden als den ihnen verwandten und benachbarten Volksstamm vorbereitend einwirkten. Noch heute heißt bei dem Deutschösterreicher der Taufpathe Gothe (Godel, Göd); ein sehr bezeichnendes Sprachdenkmal. Noch aber war der Wuotans- und Donarsglaube im Volke zu festgewurzelt, um so leicht erschüttert werden zu können. Als Ruppert die Salzburger Kirche gegründet hatte, kamen wieder Apostel in die alten Quadensitze im heutigen Mähren. Emmeran, Erchanfried, Otgar, Virilo und noch viele andre waren von Salzburg gesandt. Aber erst unter Salzburgs erstem Bischof Arno ward die Christianisirung systematisch betrieben. Die Lorcher Chronik nennt zum Jahre 818 den Passauer Bischof „Reginhart" als den Apostel der Mährer. Das war also lange vor den von dem treulosen Vasallen Rastiz berufenen Cyrill und Methud. Und dies nicht nur in Brünn allein, denn auch die Kirchen von Olmütz, Iglau, Kathrein und andre stammen aus vorcyrill-methudischer Zeit.

„Und wenn auch," sagte gelegentlich eines Vortrages der Verfasser des Quadenwerkes Professor Kirchmayr, „und wenn auch unsre Zeit die Kinder auf Cyrill und Methud taufen will, statt auf Oswald oder Leonhard, den Gemeinden Methud als Kirchenpatron aufdrängt, aus Petrus- und Paulus-Gemälden Cyrille und Methude formt,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es nützt alles nichts, deutsche Kirchen, Namen, Bücher, Patrone haben seit mehr als tausend Jahren zu viele Spuren im Lande gelassen, als daß sie sich sobald verwischen ließen!"

Was den Spielberg betrifft, so deutet das Wort „Spiel", das so viel wie Spindel, das Abzeichen der Wuotanspriesterinnen, der Nornen, bedeutet, auf die gewaltige Heilstatt des Götterkönigs sammt all seinem Göttergefolge männlichen und weiblichen Geschlechtes, mit Zugrundelegung der allumfassenden Götterdreiheit, wie wir solche schon oft gefunden. Dazu stimmt nicht nur der heilige Jungbrunnen am heutigen Franzensberge, sondern auch die unterirdischen Gänge und Verließe des Spielberges selbst, welche sich im Laufe der Zeiten zu jenen gräßlichen Kerkern erweiterten, die dem Spielberg zu so grauenvollem Ruf verhalfen. Aber auch die, solch' großen Heilstätten so charakteristischen Flußnamen Weißache (Zwitawa) und Schwarzache (Schwarzawa) finden sich hier wieder, als die mythischen Gegensätze von Licht und Finsternis, von Leben und Tod.

Und aus dem Wuotansthal hervor schäumt der weiße Strom des Lebens, die Weißache.

Beginnen wir die Wanderung diesen weißschäumenden Wassern entgegen. Noch winden sich nicht blanke Schienenstränge durchs Geklüft, noch ist keine Straße durch die Felsen gesprengt; ein kunstlos ausgetretener Pfad, vom Huf des Säumers gebahnt, führt hinein in den Forst. Dichter Wald umrauscht uns.

Mühsam arbeiten sich die Hengste durch das Unterholz. Enger und enger drängen die Stämme aneinander, an Höhe und Umfang zunehmend wie an düsterer Hehre. Langes graugrünes Bartmoos wallt hernieder vom weitausladenden Geäst; zum Wahrzeichen ehrwürdigen Alters. Zwischendurch werden jüngere Stämme sichtbar, bis hoch hinauf umrankt vom kletternden Gekräute, so daß mancher junge Waldessprößling, von der Last wuchernder Reben gebeugt, sich bogenförmig zum Boden neigt. Frei aufsteigende schlanke Blattpfeiler leuchten, durchsichtig beschienen, im goldiggrünen Lichte auf und wehen wie Idunas Schleier vor den tannenernsten Waldtiefen. Riesige Farne, Unkraut und Blattpflanzen, Disteln und Gräser drängen sich mit Urgewalt heran, den Boden mit undurchdringlichem Netzwerk verstrickend und wildphantastische Windbrüche überkletternd. Zur Seite öffnen sich Blicke zu höheren Waldräumen, schmale Lichtungen wechseln mit düstern Dämmerungen. Nur hin und wieder blickt abgerissen Blau durch das Dunkel, als wären es Fetzen des Himmelszeltes, die

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zufällig der Wind hereinflattern ließ. Rauschender, brausender wird das Gemurmel der Weißache — sie kündet die Nähe der Gottheit!

Steinblöcke heben sich aus dem Bette des Waldstromes empor, schäumend brausen seine weißen Wasser darüber hin. Bläulich-graue Felsen recken sich aus den föhrenernsten Gründen aufwärts, an deren Fuß die brausende Weißache in zahlreichen Kataraкten zersprüht, und die dunklen anemonenfarbigen Moosbänke mit glitzernden Thaubrillanten besäet. Kühner, vielzackiger streben Felsgrate aus den Schluchten. Die Waldgründe überhöhend heben sich breitgegliederte Wände empor, erhellt von blinkenden Sonnenlichtern, unterbrochen von losgerissener Schründe und Klüfte veilchenfarbiger Dämmerschatten, oder von nachtdunklen Mündungen unheimlicher Höhlen.

Da wölbt sich die Wuotanshöhle und dort oben die Frouwagrotte; heute freilich heißt erstere die Beczisкala oder Bycisкala, letztere die Evagrotte. Hier ward — im Sinne des oben zitierten Gregorianischen Briefes — Wuotan und Frouwa durch Adam und Eva ersetzt. Der die Germanen verdrängende Slave änderte wieder die Namen; er nannte die Adamshöhle Beczisskala nach dem gurgelnden (slavisch: ebčite) Geräusche ihrer unsichtbaren Wasser. Spätere Forscher nannten sie Byczisкala, das heißt Stierfelsenhöhle, nach einer hier gefundenen kleinen Bronzefigur, welche einen Stier darstellte, und gründeten darauf einen slavischen Stierkultus.

Schroffe Felswände türmen sich auf. Da öffnet sich ein portalähnlicher Eingang zu Wuotans Felsenpalaste. Dämmerschatten umwehen uns. Nur mählich dringt unser Blick in die weite domartige Wölbung. Keilartig zerklüftet Gestein schwebt drohsam, wie absturzbereit uns zu Häupten; dazwischen gähnen unten, oben, zu allen Seiten dräuende Höhlenrachen. Das sind Gänge, die zu andern Hallen führen, unten aber gurgeln die Wasser im beängstigenden Stöhnen.

Noch birgt diese Wuotanshöhle wichtige Aufschlüsse aus vorhistorischer Zeit.

Vielen Zwecken hatte sie gedient, sowohl als Kultstätte, wie als Begräbnisort und dann wieder als Schmiede. Aber wir versenken uns in die Mythen und sehen da Wuotans steinernen Sitz und sehen ihn schlafen im waffendröhnenden Saal. Sein Haupt ist niedergesunken und sein greisgrauer Bart durch die Tischplatte gewachsen; schon hat er sich zu sechsmalen um des Tisches Fuß gewunden, hat er die siebente Rundung erreicht, dann ist die Zeit gekommen, wo die Schlacht auf der Walserhaide geschlagen wird. — — —

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rechts vom Eingang dieser Höhle, einige hundert Schritte oben im Geklüfte, öffnet sich ein anderer Raum, der „steinerne Saal“ oder der „Tempel“ genannt, in fast gotischen Formen. Auch die Bezeichnung Tempel ist beachtenswert.

Und noch manch andere Höhlen birgt dies Thalgebiet. Doch ziehen wir weiter, weit durch Thalgründe und Felsenwirrnisse.

Wieder türmt sich wild Geklüft auf, umrauscht von dunklem Föhrengrün. Durch das „öde Thal“ und das „dürre Thal“ ersteigt man einen Felsberg. Oben öffnet sich ein grauenhafter kraterähnlicher Schlund; das ist die Makocha. Trotz des slavischen Namens umweht uns hier die Wuotansmythe, denn mit den großartigen Scenen der Natur ist sie so enge verbunden wie mit der Seele des Germanen.

Einst mag Wuotans Heer hier Aus- und Einzug gehalten haben, und heute noch weiß das Volk den Weg zu zeigen, den der Blitz bei jedem Gewitter in die Schlucht hinab nimmt. Aber das ist vergessen, denn der Slave nennt die Schlucht Makocha, das heißt Stiefmutter. Einst soll eine Stiefmutter ihr Söhnchen, um es zu beerben, in diese mehr als 500 Schuh tiefe Schlucht geworfen haben. Dasselbe ward aber gerettet, worauf sie aus Reue selbst hinabsprang.

Unzugänglich von allen Seiten gähnt dieser furchtbare Krater nach oben; einst waren die Höhen dieses Bergthales eingestürzt und hatten jenen Schlund zurückgelassen.

Weiter ziehen wir durch dies schauerlich-schöne Felslabyrinth. Wieder schlägt der Forst seinen tanngrünen Mantel um uns, als wolle er uns ein frohgemut „Waidmannsheil“ zurufen, aber fernes Gedröhn und flackernder Feuerschein lenken unsere Sinne vom fröhlichen Waidwerk auf andere Dinge.

Eine Lichtung öffnet sich vor uns und schwarz ist der Boden angerußt die traurigen Forstriesen. Nackte, berußte Gestalten mit wirrem Haupt- und Barthaar umstehen dort den thönernen Schmelztiegel, um Eisen zu bereiten. Das sind die Eisenschmelzen und Eisenschmieden, im Lunae silva, von denen schon C. Ptolemäos berichtet, und ausdrücklich bezeugt, daß im Lande der Quaden Eisen gewonnen werde. Und das ist in der Nähe von Blansegge, das der Slave in Blansko verderbte, wo die mährische Eisen-Industrie auf ein mehr als zweitausendjähriges Alter zurückblicken darf.

Das ist zwar über den Rahmen eines mythologischen Landschaftsbildes hinausgegangen und doch wohl eigentlich nicht. „Der Mensch schuf sich seine Götter nach seinem Ebenbilde,“ und dort, wo wir

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschentum beobachten, dort findet sich auch bald genug der rote Faden, der zur Mythe hinüberlenkt.

Die Eisenschmelzer hier, welche die Grube mit Holzkohlen angefüllt haben und deren Glut mit Blaseröhren unermüdlich anfachen, um das Erz im Schmelztiegel zur Schmelze zu bringen, diese Eisenschmelzer haben die nicht den Loki, den Feuergott, gefesselt und zwingen ihn jetzt zu Knechtesdienst?

Loki, der arglistige, hinkende Berater der Götter, der seiner Unheilsratschläge willen endlich gefangen und gefesselt wurde, ist eben das gebändigte Feuer, das „furchtbar wird, wenn es der Fessel sich entrafft"! Und darum sind auch die Schmiede, des alten Feuergottes Opferer, noch heute durch den Volksglauben, als der Zauberei kundig, verschrieen und spielen in Sage und Mythe jene unheimlichen Rollen. Ein beachtenswerter Zug aller Schmiedsagen ist jedoch der, daß der Teufel (Loki) meist der Gepreßte ist, den der Schmied überlistet Und das ist ein feiner Zug der Mythe. Der Teufel (Loki) ist ihm dienstbar, das heißt, das gebändigte Feuer ist der Gehilfe des Schmiedes, ohne den er machtlos wäre. Aber immer lauert das Feuer, die Fessel zu brechen, und den Schmied zu verderben, der aber wohl auf seiner Hut und alle böswilligen Anschläge seines hinterlistigen Gehilfen zu vereiteln klug genug ist.

Weiter zogen wir wieder durch das Grün des Forstes. Das ward heller und go ldiger, freundlich blickte die Sonne hernieder durch säuselndes Zweigwerk; Lindenblütendüfte wehten schmeichelnd um uns her — um uns? Ich saß allein auf einer Bank eines der vielverschlungenen Parkwege zwischen flüsternden Pappelweiden, blühenden Lindenbäumen und dem zitternden Blättergehänge schlanker, weißrindiger Birken. Im Park, am Gehänge des Spielberges, dessen Inneres so fürchterliche Geheimnisse für immer birgt, fächelte heute so milde der Hauch des Schlehdorns und des Flieders, flimmerte so freundlicher Sonnenschein auf den Büschen, daß ich, darob der Gegenwart vergessend, mich träumend in die Flut verrauschter Jahrtausende versenkt hatte.

Aber etwas verändert sah der Parkweg denn doch aus, seit dem Augenblicke, da ich traumversunken die Gegenwart um mich verschwinden fühlte. Fast bänglich ward mir zumute, denn die Sage von der Geisterkirche fiel mir ein, wo der Entrückte erst nach hundert Jahren wiederkehrt.

Als ich mich am Vormittag hier auf die Bank gesetzt, ergingen sich ältliche Herren und nicht minder ältliche Damen sehr würdevoll im freundlichen Parkgrün; jetzt aber — die Sonne stand schon auf

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der anderen Seite im Begriffe „gute Nacht“ zu sagen — jetzt aber sah ich erfreut nur junge Damen und Herren im heiteren Gespräche lustwandeln, und die Vögel sangen und lockten einander so traulich, daß der lichte Mond, der wie ein Federwölkchen ob dem Spielberg schwebte, daran seine herzlichste Freude zu haben schien.

Und da sah ich Brünns schöne Frauen.

Schlank, groß, feingegliedert sind einige, mit hellem Blondhaar und leuchtend blitzenden Blauaugen; Gestalten, wie sie wohl einst auch Eburodunums Frauen gezeigt haben mochten. Da stieg eine leise Ahnung in mir auf, daß so die goldbelockte Königsmaid Pipara wohl ausgesehen haben mochte, die Cäsar Gallienus auf den Cäsarenthron gehoben, um deren Besitz er ein gut Teil Pannoniens hingegeben. Das war ein harter Schlag für die Eitelkeit der Römerinnen; eine Barbarin als Domina Augusta! Ob Pipara, das goldgelockte quadische Königskind, nicht auch einst hier gewandelt? — —

Wie wir sie da kommen und gehen sehen, die schönen Brünnerinnen! Lieblich von Gesicht und im Ausdruck der Augen sind die meisten, schön behaart und von stattlichem Schritt alle. Auch scheinen sie gut von Gemüt zu sein. Andere dagegen sind voll und reich von der Natur ausgestattet, mit dunklem Aug' und dunklem Haar. Das sind die Slavinnen. Deren Glutaugen sind gefährlich, zumal mir in eben diesem Augenblicke des edlen Silvio Pellico, dessen Name mit dem des Spielberges so enge verbunden ist, geflügelt Wort beigefallen: „Ich liebe mein Vaterland mit Leidenschaft, aber ich hasse kein anderes Volk!“

Da nun aber solch kosmopolitische Anwandlungen einem mythologischen Landschaftsmaler schlecht anstehen, hüllte ich mich in mein germanisches Bewußtsein und verließ die verführerischen Zauberhaine des Spielbergs.

Eine Nachtigall schlug eben ihren vollsten Ton an, die Drosseln flöteten lieblich, und die Spatzen hüpften in den Gebüschen herum.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

St. Leonhard.

„Hier liegt begraben unser geistlicher Herr, der Klosterbruder von Oberburg; Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“

Diese Worte sagte mit einfacher und darum ganz eigenartig wirkender Würde der Meßner des kleinen St. Leonhard-Kirchleins, das halbvergessen im Waldesschatten unter den wildschroffigen Abstürzen des Rogac im südwestlichsten Winkel der Steiermark verborgen liegt.

Mit Professors Frischauf „Sannthalerführer“ in der Tasche, waren wir von Kappel herübergekommen, um über den Rogac ins Leutschthal und weiter nach Sulzbach im Sannthal zu wandern; der St. Leonhards-Meßner sollte uns als Führer dienen. Den Rucksack mit den klirrenden Steigeisen auf dem Rücken, kurz im vollen Touristenwichs, betraten wir das einsame, altersgraue Bergkirchlein. Auffallend war vor allem eine schwere eiserne Kette, die von außen das Kirchlein unter dem Gesimse umschloß. Wir traten ein; ein einfacher Bau hatte uns aufgenommen. Das Presbyterium einfach gewölbt, das Schiff durch eine Dielendecke wie eine Bauernstube nach oben abgeschlossen und der Boden mit Ziegeln gepflastert, so stellte sich dieses Gotteshaus höchst unscheinbar dar; nur die eingangs angeführten Worte des Meßners machten einen unbestimmbaren Eindruck auf uns. Da stand er in der Mitte des Kirchleins und wies auf den Boden, doch keine Grabplatte, kein Epitaphium war bemerkbar. Aber die Ziegelplatten der Pflasterung zeigten die eingestempelte Jahreszahl 1529; das war dasselbe Jahr, in dem der Türke zum erstenmale vor Wiens Mauern lag. Eine weitere Umschau in dem bescheidenen Heiligtum ließ uns an der rechtsseitigen Wand eine gar seltsame Kirchenzier entdecken. Wieder waren es Ketten!

„Die hängen seit Türkenzeiten da,“ erklärte der Meßner. Das waren genau gezählt zwei Paare Fußeisen, ein Paar Handschellen sammt den Ketten, eine lange Kette noch mit dem Anhängeschloß, und überdies noch ein Hufeisen.

Damit war die Wißbegier für die Sinndeute dieser Weihegaben — denn das waren sie offenbar — rege, aber der gute Meßner wußte ebenso viel auf unsre Fragen zu antworten, als die meisten seinesgleichen in ähnlichen Fällen, nämlich nichts. Selbst die nächstliegende

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frage, wer jener Klosterbruder gewesen, wann er gelebt? ward uns in sehr unsicherer Weise beantwortet.

„Vor vielen hundert Jahren," so ward uns nun kundgethan, „war ein Oberburger Klosterbruder in diese Forstwildnis von seinem Abte verbannt worden; der lebte hier, that Gutes und ward nach seinem Tode inmitten des Gotteshauses begraben. Seit seinem Tode gehe nun alljährlich am Allerheiligentage einer der Bauern, die hier ihre einschichtigen Gehöfte haben, nach Oberburg, früher zum Abte, jetzt, seitdem das Stift aufgehoben, zum Pfarrer und bittet ihn, es möge auf Kosten der Bauern am 3. November ein Priester nach St. Leonhard kommen, um den Jahrtag mit Vigil und Messe für ihren dort ruhenden geistlichen Herrn zu halten."

Diese jährlich erneuerte Bitte um den Priester aus Oberburg ist um so auffallender, als die St. Leonhardskirche eine Filialkirche der Pfarre Eisenkappel ist. Wer mag jener Ordensbruder gewesen sein, dem der dortige Bauer ein vielhundertjähriges Andenken bewahrt, ohne eigentlich zu wissen, warum?

Wir hatten das 1332 Meter hochgelegene Wildkirchlein verlassen. Der mit unsern Mundvorräten bepackte Meßner schritt als Führer rüstig voran, aufwärts gings durch den weltverborgenen schattigen Waldeswinkel, der von den Felsenzinken des Rogac reizvoll überhöht war. Hier und da leuchtete im Sonnenglanze ein einschichtig Gehöft durch den Tann. Nach kaum halbstündigem Steigen war eine prächtige Felsquelle erreicht, welche der Führer-Meßner den „geweihten Brunnen" nannte.

Wieder ein Räthsel!

Auch neben der Leonhardskirche sprudelte ein krystallklarer Born. Ob derselbe auch geweiht, das wußte der Gute natürlich nicht, gab es aber als möglich zu. Wer den „geweihten Brunnen" geweiht, wußte begreiflicherweise unser Geleitsmann auch nicht; das aber wußte er, daß einmal ein Bischof auf seinem Übergange von Sulzbach nach Kärnten sich erschöpft mit seinem Gefolge vor diesem Quell gelagert, und denselben zum Dank für die Erquickung geweiht habe.*)

---

*) Frischaufs Sannthalerführer giebt für den Fall, daß dies eine historische Erinnerung sei, welche es jedoch nicht sein dürfte, die interessante Mittellung, daß jener Bischof vermutlich ein Patriarch Aquilejas war, denn das Bistum Laibach entstand erst 1463, welche Zeit zu dem hohen Alter der Pfarren und Kirchen hiesiger Gegend nicht stimmen würde. Die damaligen bischöflichen Visitationsreisen waren in diesen Gegenden sehr beschwerlich, weil solche zu Fuß gemacht werden mußten.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die sich bald erschließenden Ausblicke in die großartig wilde Alpenpracht des Sannthales drängten jedoch vorläufig all die aufkeimenden Fragen über diese Räthsel zurück; lange Jahre sollten sie unter dem Schutte der Erinnerung begraben bleiben.

Spätere Wanderungen durch Tirols und Salzburgs Berge, durch Österreichs und Bayerns herrliche Alpenwelt, ließen mich meinen Fuß vor gar manche Kirche des heiligen Leonhard setzen, und lehrten mich, daß es eben die Kirchen und Kapellen dieses Kirchenheiligen sind, welche sich fast ohne Ausnahme nicht nur durch ihre äußere Erscheinung allein, sondern in vielen Fällen auch durch die Absonderlichkeit der Gebräuche der Wallfahrer, vor allen übrigen Kirchen, namentlich Wallfahrtskirchen, auszeichnen.

In der äußern Erscheinung ist es die eiserne Kette, welche unter dem Dachgesimse die Kirche umzingelt und sie schon von weiter Ferne als Leonhardskirche kenntlich macht. Um nur einige zu nennen, seien erwähnt: die Kirche auf dem Kalvarienberg bei Tölz, die Kirche von Ganacker, jene von Tolbath, die Leonhardskirche bei Bischofshofen an der Gisela-Bahn, sowie noch viele andere. Am bemerkenswertesten bezüglich der um das Kirchengebäude sich von außen herumschlingenden Kette dürfte übrigens die Leonhardskirche auf einem Berge bei Brixen sein. Dort umspannt eine schwere eiserne Kette zweiundeinviertelmal die Kirche; die Glieder sind je einen Fuß lang, und soll jährlich aus den eisernen Weihegaben ein Glied angeschmiedet werden. Wenn die Kette dreimal die Kirche umschlingen wird, dann bricht das Ende der Welt an.

Dies erinnert an Rotbarts Bart, der dreimal um den Steintisch wachsen muß, bis der bergentrückte Schläfer zum Schlagen der letzten Schlachten erwacht. In den Leonhardskirchen zu Aigen und Inchenhofen war diese Kette im Innern der Kirche, wovon letztere 242 Pfunde wog.

Ist nun diese Kette das eigentliche Wahrzeichen der Kirchen Leonhards, so sind dies die seltsamen Opfergaben der Wallfahrer nicht minder, welche zum überwiegendsten Teil aus Eisen geschmiedet, im Gegensatz zu anderen Wallfahrtskirchen, in welchen die Votivgaben der Gläubigen aus Wachs oder Silber gefertigt sind.

Diese schmiedeeisernen Votivbilder bringen alle Gattungen der Haustiere, wie Ochsen, Kühe, Pferde, Geflügel, oder Teile eines menschlichen Körpers, wie Arme, Beine, weibliche Brüste und dergleichen, in kindlich naiver Plastik zur Anschauung, oder sie bilden Pflugschare (riesig vergrößert), Ketten und Fesseln und andere merkwürdige Dinge.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht minder absonderlich, wie diese Weihegaben aus Eisen, ist auch der Gottesdienst in diesen Kirchen selbst. Zu diesem gehörte früher und gehört an einzelnen Orten wohl auch noch heute das Heben und Herumtragen von sogenannten Leonhardsklötzen und Leonhardsnägeln, welche neben dem Zwecke, seine Kraft zu proben, eine Art von Ordal bildeten. Nur der, der durch Buße sich von den Sünden gereinigt hatte, könne die Leonhardsnägel heben, war der Glaube.

Über das eigentümliche Brauchtum an solchen Leonhardskirchen, namentlich an jener zu Inchenhofen in Niederbayern, giebt ein seltenes Büchlein Aufschluß, aus dem hier einiges ausgehoben sein mag. Es ist dies: „Martinus, synopsis miraculorum etc. 1659, neu aufgelegt zu Augsburg 1712." In diesem sehr interessanten Büchlein giebt Martinus nur einen Teil „der fürnemmen Wunderwerk, welche Gott durch die Verdienst und Fürbitt St. Leonhardi bei seinem Gotteshaws in Inchenhofen von vierhundert Jahren her gewürket, aus allen Mirakulbüchern hat zusammenschreiben lassen".

Aus diesen Aufzeichnungen des Martinus aber geht ganz deutlich hervor, daß eben der Leonhardskultus nicht nur ein sehr hohes Alter ausweist, sondern unendlich viele Züge aus dem deutschen Wuotanskulte bis heute bewahrte. Diese scheinbar unerklärliche Thatsache wird aber sofort klar, wenn man sich des Briefes erinnert, den Papst Gregor an Mellitus von Canterbury geschrieben, welcher im letzten Mythologischen Landschaftsbild „Eburodunum vor dem Wuotansthal" auf Seite 118 dieses Buches in seinen hierher bezüglichen Stellen zum Abdrucke gelangte.

Martinus schreibt unter anderem:

„Die Bildnußen, eysene Bänder (Fesseln, Ketten), eysene Krucken, eysene Händ und Füß, beweisen, wie vielen aus ihren Nöthen geholfen." „Hiebey solle billich des großen eysenen Nagels, welcher an diesen heyligen Ort (Inchenhofen) das bewußte Kenn- und Wahrzeichen ist, und vor unfürdenklichen Jahren, wie auch die große gegen die Sacristey hinüberhangende Ketten (welche aus dem geopfferten Eysenwerk von zweyhundertzweyundvierzig Pfund schwer ..... in solch Maßam zusamb gerennt worden) nicht vergessen werden, warum doch dieser (der Nagel nämlich) vor den Kirchenraubern sicher verblieben? und noch anitzo von den Kirchfahrtern aufgehebt, und hin und wieder getragen wirdt? Etlich zwar nemmen ihn auf sich aus gueter Andacht, ihre Schultern gleichsamb als mit einem angenommenen Bußwerk abzumüden; etlich Einfältige wöllen erforschen, ob sie

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch schwere oder ringe Sünden auf sich haben; etlich wollen ihre Leibskräfte exercieren und berühmen; etlich tragen ihn aus Fürwitz ꝛc. Es kann zwar ein Jeder sein Intension und Meynung machen wie er will, beyneben aber heylsamb gedenken, daß nit allzeit ersprießlich einen Frevel zu treiben (sic). Ist schon manchem Kirchfahrter Angst und Bang worden unter dieser eysenen Burd, bis er unbeschädigt und los darvonkomben.

Kann auch eben dyser Nagl
Den man will aus Frevel tragen
Schneller als der Blitz und Hagel
Jeden bald zu Boden schlagen."

Des Weiteren bringt Martinus von den Gelübden und erhörten Anrufungen Bericht, wodurch der große Umfang des Kultes dieses Heiligen klar wird. Der Heilige löst: 1. Unschuldig Gefangenen die Fesseln, die sie ihm dann darbringen; 2. hilft er aber auch jenen, die wegen Verbrechen „umb Leib und Leben gefangen liegen". So zum Beispiel wird im Jahre 1384 Bertholdus Fischer v. Weilham, „weilen er falsche Würfel, andere zu betrügen, im Spielen einführte," verurteilt, an Händen und Füßen gebunden und von der Brücke in den Lech geworfen. In der Not ruft er den heiligen Leonhard an; die Fesseln lösen sich, er schwimmt ans Ufer, und Herzog Stephan schenkt ihm das Leben; 3. er „stärkt die Krump und Lahme"; 4. „Erleucht die Blind und übelsehende Augen"; 5. „Giebt den Zerrütten (Irrsinnigen) den Gebrauch des Verstands"; 6. „Vertreibt das Grieß und Stain"; 7. „Bringt wiederumb das Gehör"; 8. „Erzeigt auch sein Macht in Erhaltung des unvernünftigen Viehs";

„Deßwegen hier zur Dankbarkeit,
Auch nach verwichner Summerszeit,
Noch jährlich gar viel Huetter
Ihm opffern ihre Guetter.
Mit Hirtengab und Feldgeschenk,
Seynd sie der Guetthat jngedenk,
Geneigt ihm, ihren Hirten,
Den sie genug aus Herzensgrund
Nit loben können, und mit Grund
Nach seinen hochen Würdten,
Den loben sie mit Hörnerschall,
Dreyhundert Hirten manichmal,
Ein jeder blast sein Horen,
Durchdringend Herz und Ohren."

9. „Giebt den Stummen die Red"; 10. „Heilt die fallende Sucht"; 11. „Hilft auch denen so vom Schlag gerührt"; 12. „Erledigt aus

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feuersgefahr"; 13. „Kombt zu Hilf in Halswehe, Geschwulst und Gebrest"; 14. „Erfreuet die schwerlich gebährenden Frauen, erlangt Unfruchtbaren Leibes Frucht"; 15. „Wendet die Leibschäden und Gichtbrüch"; 16. „Beschützt vor Hagel, Schaur, Blitz ꝛc."; 17. „Erledigt von allerley Fieber"; 18. „Erwecket und erquicket die für tod gehaltene"; 19. „Erinnert diejenige, die ihr Glübd in Vergessenheit stellen". Und schließlich führt Martinus noch 134 „Nachbarschaften" namentlich an, welche alljährlich „ein Wag- oder Pflugeisen umb Behütung der Feldfrüchten zu St. Leonhard nachher Inchenhofen verlobt" haben.

Alle diese Opfer, wie sie gewissenhaft verzeichnet sind, haben ihr eigenartiges Gepräge; hier nur einige bezeichnende Beispiele: „1437, ein eysen Bild mit einer Kirchfahrt, alles in Allmusen zu erheischen (erbetteln)." „1603, zwey eisen Ringen ein ganzes Jahr zu tragen." „1592, mit einem eysen Gürtel kirchfahrten." „1445, ein eysen Bild mit Ketten sechs Pfund schwer auf bloßem Leib unter der gewöhnlichen Kleydung anher zu tragen und allda zu opfern." „1510, einen eysen Ring am Hals als St. Leonhards Verpflichtete all ihr Lebtag zu tragen." „1434, ein eysen Wagschienen." „1512, ein eysenes Ohr." „1601, ein ganz Jahr ein eysen Ring umb den Hals zue tragen, um das Zeichen verkünden zu lassen." „1422, Schyneisen." „1511, eysenes Kühlein." „1512, eine eysene Hand, ein eysen Ring, als St. Leonhards Gefangener, sein Lebtag umb den Hals, an Händ und Füßen aber ein ganzes Jahr zu tragen." „1512, ein eysenes Haus." „1509, Hueffeysen." „1570, eisenen Stadel." „1513, ein eysen Ring am Hals sein Lebtag als St. Leonhards gutwillig und verpflicht Gefangener, all sein Lebzeit zu tragen." „1511, eysene Schynn zu erbetteln." „1410, eysene Lende, Hosen und Niderwad." „1428, eysenes Bild." „1510, eysenes Niderkleyd."

Aus diesen wenigen Beispielen erklären sich die Massen von schmiedeeisernen Weihegaben der Wallfahrer, welche in Leonhardskirchen verwahrt werden. Derlei Opfergegenstände werden nun heute selten mehr geschmiedet, sondern es tritt eine Art von Leihsystem an Stelle des ursprünglichen Opfers. Von den Hunderten geschmiedeter Hausthiere, über welche zum Beispiel die Leonhardskirche von Ganacker verfügt, wählt nun jeder Wallfahrer so viele Stücke aus, als seinem Viehstand entsprechen, und löst jedes dieser Stücke an der Kirchenthür um eine kleine Silbermünze, welche in den Opferstock geworfen wird. Mit den so ausgelösten schmiedeeisernen Ochsen, Kühen, Pferden ꝛc. im Hute umwandelt er beim Opfergang dreimal den Altar und wirft diese Stücke in die Kiste, die hinter dem Altar steht. Von dort holt dann

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Meßner neuen Vorrat zu seinem Standpunkte an der Kirchenthür, wenn es der Bedarf erheischt.

Bei St. Leonhards-Kirchfahrten geht es immer hoch und bunt her, und doch soll es vor vierzig bis fünfzig Jahren ungleich großartiger gewesen sein. Diese Kirchfahrten werden an den „Lienhardstagen", das sind die drei ersten Sonntage des Juli, abgehalten, von welchen oft der ganze Monat den Namen „in den Lienhards-Tagen" erhält.

Mit dem Aufgebote vollendetster bäuerlicher Pracht kommen da die „Lienhardswägen" mit den bunten „Lienhardstruhen" angefahren, und oft umrasseln deren dreißig bis vierzig die Leonhardskirchen zu dreienmalen, wobei die Rosselenker ihre beste Kunst, deren weibliche Angehörigen, welche auf den Lienhardstruhen sitzen, ihren besten Putz bewundern lassen.

Eine Sage erzählt:

An einem Leonhardsfeste fuhr der Kammerloherbauer mit seinen Hausgenossen auf ganz neuem Leonhardswagen nach Reichersdorf bei Miesbach. Als er, der Sitte gemäß, dreimal um die Kirche fahren wollte, konnten plötzlich die vier stattlichen und reich geschirrten Pferde den Wagen nicht mehr von der Stelle bringen. Der Kammerloher übergab die Zügel seinem Oberknecht, stieg vom Wagen, nahm das zwischen den Hinterrädern hängende Beil, umging dreimal die Menat und sprach: „Jetzt frag' ich Dich, ob Du mich willst fahren lassen?" Aber der Wagen blieb stehen. Es ist Brauch, daß die Wagner ein Kreuz in die erste Speiche machen, welche sie einem neuen Rade einfügen. Der Kammerloher durchhieb eine der bekreuzten Speichen mit dem Beile; im Augenblicke zogen die Pferde an, der Wagen ging vorwärts; mitten aus der Volksmenge aber wurde der Wehruf einer alten Schneiderin gehört, welcher plötzlich ein Bein abgebrochen war.

Auch zu Aigen steht eine berühmte Wallfahrtskirche St. Leonhards (mundartlich Lean—herd), welche in den Lienhardstagen viele Hunderte von Kirchfahrtern aus dem Innviertel und dem Rotthal anzieht. Ehemals brachten die Wallfahrer lebende Gänse, Hühner und Enten mit, trugen sie dreimal um den Altar und ließen sie dann durch ein ovales Fenster der Kirchenmauer, als Opfer in einen eigens dazu gebauten Stall vor der Kirche laufen. Heute ist jedoch dieses Loch vermauert.*) Auch brachten sie alle ihre Pferde mit, und Manns-

*) In einer Kirche Steiermarks — es ist mir nicht mehr erinnerlich, welche es ist — war in der Kirchhofsmauer solch ovales Guckloch angebracht, durch welches man nach dem dritten Umritt den Kopf des Pferdes steckte, um dieses vor Krankheit und Seuche zu bewahren. Dies erinnert an alte Pferdeopfer.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie Weibsbilder ritten dreimal um die Kirche herum. Oft war der Andrang so groß, daß der die Kirche umgebende Kirchhof die Andächtigen nicht zu fassen vermochte, so daß ein Teil derselben außerhalb der Kirchhofmauer herumreiten und seine schmiedeeisernen Votivbilder während dieses Umrittes über die Kirchhofmauer werfen mußte. Man kann — so wird behauptet — keinen Spatenstich im Kirchhof machen, ohne auf solche Weihestücke zu stoßen. Hinter dem Hochaltare hängen Ketten, Reifen, Pferdegebisse, Schlüssel, Hand- und Fußschellen, Sensen, Pflugscharen, Hufeisen, Pferdefüße, alles von Eisen und in übernatürlicher Größe.

Früher war auch eine schwere eiserne Kette in der Kirche, welche die Kirchfahrter aufhuben oder aufzuheben versuchten; sie wurde aber fortgeschafft, weil das immerwährende Geschepper den Gottesdienst allzusehr störte. An einer Wand der Kirche ist St. Leonhards Bild zu sehen, das die Sinndeute der Kette versucht. Der Heilige steht in den Wolken und hält in jeder Hand das Ende einer langen Kette, welche sich bis zur Erde senkt und zahlreiches betendes Volk sammt Priestern und Vornehmen umschlingt.

In einer hölzernen Hütte des Kirchhofes aber sind die Leonhards-Nägel oder Klötze untergebracht; diese Hütte heißt die Würdinger-Hütte. In derselben sind folgende eiserne Klötze aufgestellt:

1. Der Würdige (Wirtinger, Würdinger). Es ist der aus Eisen gegossene kopflose Rumpf eines Geharnischten, mit zum Gebete gefalteten Händen; er ist 19½ Zoll hoch, 14 Zoll breit und 220 Pfund schwer. Das abgebrochene bärtige Haupt mit der Eisenhaube, 12 Zoll hoch und 60 Pfund schwer, liegt dabei.

2. Der Männerleonhard (Manalean'l), auch Raunagel, ist ein Rumpf ohne Kopf, Arme und Füße, 16 Zoll hoch, 6 Zoll breit, aus Schmiedeeisen.

3. Der Weiberleonhard (Weibalean'l), 19 Zoll hoch, 8 Zoll breit und 80 Pfund schwer, aus Schmiedeeisen.

4. Das Kolmandl, 20 Zoll hoch, 9 Zoll breit, geschmiedet.

5. Das Fatschenkind, 20 Zoll hoch, 5 Zoll breit, geschmiedet.

Sind nun die Wallfahrer dreimal mit Gebet um die Kirche herumgegangen, versammeln sich Männer und Weiber, ob alt, ob jung, bei der Würdinger-Hütte, um sich an den „Lean'ln" zu proben. Diese werden nun zu heben, über den Kopf und Rücken hinwegzuwerfen gesucht; aber den Würdigen vermag unter Hunderten kaum Einer zu bestehen! Zwar sagt so Mancher: „Hab' so oft einen Sack Korn, drei Zentner schwer, die Stiege hinaufgetragen, der kleinen Dinger da

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

will ich doch Herr werden!“ Aber, nun beweist der Würdige seine Schwerkraft: der Frevler bringt ihn nicht auf die Kniee; er mag pusten so viel er will! „Den kannst D' net derzwingen!“ rufen ihm höhnend die Umstehenden zu; „bist noch nicht rein von Sünden!“ Beschämt verläßt er die Hütte, und vielleicht zwingt ihn sein Gewissen, das Verschwiegene zu beichten. Jetzt tritt ein Rotthaler in die Hütte, ein stämmiger, starkknochiger Kauz. Wie spottend überschaut er die kleinen Männlein, an denen sich die Schwachen abmühen. Sein prüfender Blick haftet an dem Würdigen. Jetzt faßt er ihn unten an, mit beiden Händen. Diese sind aber auch darnach. Mit schauderndem Grauen denkt man, daß auf dem Rücken, den diese Fäuste bei der nächsten Kirmeßrauferei zerbläuen, lange Zeit kein Gras mehr wächst. Mit kräftigem Ruck hat er den Würdinger auf sein Knie geschwungen, dann umklammert er ihn in der Mitte, und schiebt ihn sich auf die Brust. Lautlos, mit ehrfurchtsvollen Blicken steht der Kreis der Bewunderer herum; man hört nur das Arbeiten der Lunge des Gewaltigen. Jetzt hat er ihn auf der Achsel, und jetzt schiebt er den Würdigen sich aufs Genick, und jetzt macht er einen Ruck, und der Würdige fliegt im weiten Bogen hinaus und wühlt sich mit dumpfem Aufschlag in den Boden. Staunen ringsum. Der Riese wiederholt sein Kraftstück noch etliche Male.

Man erzählte, daß es einige der stärksten Männer vermocht, fünf- zehn- bis zwanzigmal den Würdigen so zu heben und zu werfen; aber noch keiner hatte es vermocht, das zu leisten, was vor etwa 250 Jahren einer Rotthalerin gelungen. Damals hatte der Würdige noch seinen Kopf an der richtigen Stelle und wog daher volle 280 Pfund. Dies überstarke Weib trug ihn auf den Kirchturm, von wo sie ihn mit einer solchen Kraft herabschleuderte, daß darob der arme Würdige den Kopf verlor. Jetzt liegt der neben ihm im Sand.

Diese Leonhards-Nägel waren früher in der Kirche selbst, bis man anfangs dieses Jahrhunderts versuchte, diesen urwüchsigen Gottesdienst abzustellen. Der Würdige ward unter einer Brücke verborgen, worauf dann auch die anderen verschwanden. Als aber später die Brücke umgebaut wurde, kam der Wirdinger wieder zum Vorschein, und bald kamen auch seine Gefährten wieder angezogen, welche inzwischen bei Bauern die unwürdigen Dienste von Krautbeschwerern versehen hatten. Zwar war und blieb ihnen die Kirche verschlossen, aber in der Wirdinger-Hütte hatten sie feierlichen Einzug gehalten.

Auch andere Leonhardskirchen haben ähnliche „Lean'ln“. Aller- orts kommen die Sagen vom Verschleppen der „Leonhardsnägel“ vor;

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man vergrub sie, warf sie in Brunnen, Sümpfe, Wirbel, Hecken, vertrug sie weit, aber immer kehrten sie wieder zurück.

Die Gründungssagen sind in den Hauptzügen sich fast überall gleich; Gefangene werden aus höchster Not befreit und erbauen die Kirche. Häufig meint das Volk, daß in seiner Leonhardskirche oder deren Kirchhof der Heilige „rastet", d. h. begraben liege; so zu Ganacker und vermutlich auch in der St. Leonhardskirche bei Oberburg, wo der Klosterbruder, der dort in der Verbannung gestorben, wohl solchem Volksglauben dürfte entsprungen sein.

Nun aber ist das Werfen dieser Leonhardsklötze uraltgermanisches Brauchtum gewesen.

Im Nibelungenliede heißt es:

„Da eilte sie (Brunhilde) gar hurtig, und zornig war ihr Mut;
Den Stein sie hob in die Höhe, das schöne Mägdlein gut,
Und schwang mit allen Kräften, ihn fern von sich hindann,
Daß von Herrn Gunthers Degen, zu wundern Jeder sich begann.
Der Stein, der war geschleudert von ihr zwölf Klafter weit,
Und dennoch sprang darüber die wohlgethane Maid."

Und so wie hier — gleich der starken Rotthalerin — Brunhilde den Stein warf, so schleuderte der starke Herzog Christoph von Baiern den großen lydischen Stein, den man noch in der königlichen Residenz zu München zeigt. Die Denktafel kündet:

„Als nach Christi Geburt gezehlt war,
Vierzehnhundertneunzig Jahr,
Hat Herzog Christoph hochgeboren,
Ein Held aus Beyern außerkoren,
Den Stein gehebt von freyer Erdt,
Und weit geworfen ohn Geferdt.
Wigt drey hundert vier und sechzig Pfunt,
Des gibt der Stein und Schrift Urkunt."

Die zweite Tafel giebt Bericht vom Hochsprunge des Herzogs.

Aber noch andere hochbedeutsame Züge, die auf ein hohes Alter der Leonhardsbräuche hinweisen, sind hervorzuheben. Nicht allein ihre Kraft zu proben, diente den Wallfahrern das Bild des Heiligen — denn ein solches war ursprünglich jeder Leonhardsklotz, wenigstens sinnbildlich. Sie trugen es in Procession von einem Dorf ins andere oder selbst oft, auf den Knieen rutschend, mühsam um die Kirche. Sie versenkten es in Bäche und andere verborgene Orte, immer aber kam es vermöge seiner höheren Natur wieder an's Tageslicht, wo es dann feierlich zur Kirche zurückgebracht wurde. Das dreimalige Umfahren, Umreiten, Umgehen oder selbst das dreimalige Umrutschen auf den Knieen ist altgermanisch-heidnisches Brauchtum. Der eine der Klötze

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu Aigen heißt „Raunagel“ und „Leonhardsnagel“ hieß der Klotz oder das Bild dieses Heiligen zu Inchenhofen. Auch die Leonhardskirche zu Buttenwiesen, hatte ein etwa 80 Pfund schweres Bild, „Leonhardsnagel“ genannt. In Ortsnamen kommt aber Wirting so gut wie Nagel vor. Ersteres bedeutet Wirbel, wozu die Sage von Aigen sehr gut paßt, nach welcher der erste Leonhardsklotz von Holz in einem Innwirbel herumtrieb. Vielleicht ist daher der Name Wirtinger abzuleiten und nicht vom Begriffe der Würde.

Im Fichtelgebirge aber sagt man, daß die beiden Dörfer Nagel und Reichenbach des Teufels Leibgeding seien, welche sich daher auch Satan ausbedungen habe, als er Christum versucht und ihm die Welt verheißen, falls er ihn anbete. Um den Nagelberg in Mittelfranken, welchen Bergleutchen bewohnen, schlingt die Sage eine goldene Kette. Dies, wie der rote Seidenfaden, mit dem Laurins und Chrimhildens Rosengärten umfriedet sind, leiten wieder zur Kette, welche die Leonhardskirchen umschlingt. Besonders deutlich tritt der Zug zum Heidentum bei der Brixener Kirche hervor, wie schon oben erwähnt wurde. Diese Kette schlingt nun der Heilige um seine Gemeinde, wie es das Bild in der Kirche zu Aigen darzustellen versucht. Das will sagen, der Heilige befreie aus Krankheiten, Beschwerden, ja gefänglicher Haft, wenn der Betreffende sich freiwillig in seine Gefangenschaft begiebt. Ein solcher Gefangener trägt dann statt der Ketten freiwillig einen Ring um den Hals, den Leib, um Arme und Füße, auf eine durch das Gelübde bestimmte Zeit. Eine oft wiederkehrende Gelübdeformel lautet: „Ein eysen Ring sein Lebzeit, als St. Leonhard gutwillig und verpflicht Gefangener, am Hals zu tragen.“ Solch ein Ring ist eben nichts geringeres als ein Halseisen, wie es Gefangenen angeschmiedet wurde, nur ermangelte es der Ketten, welche jedoch in der Kirche als Votivgabe aufgehangen wurden. „Alles in Allmusen zu erbetteln“ und „das Zeichen verkünden zu lassen“ sind oft wiederkehrende Erweiterungen der Gelübdeformeln. Daraus entsprang der Aberglaube von den sogenannten Gichtringen. Um die Gicht zu vertreiben, muß ein eiserner Fingerring angefertigt werden, dessen Kostenpreis erbettelt werden muß, jedoch dem Geber kein Dank gespendet werden darf, denn der Angebettelte hat die Gabe „um Gottes Willen“ zu reichen.

Diese „eysernen Ringe“, die hier eine so bedeutende Rolle spielen, reichen aber tief in das germanische Altertum zurück. Cornelius Tacitus sagt in seiner „Germania“: „Ein Brauch, welchem die Tapferkeit nur bei einzelnen anderer germanischer Völker Eingang verschaffte,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist bei den Chatten allgemein angenommen. Er besteht darin, daß sie von erster Mannbarkeit an das Haupthaar und den Bart wachsen lassen und dieses wilde Aussehen, zu welchem sie sich aus Tapferkeit durch ein Gelübde verpflichten, nicht eher ablegen, als bis sie einen Feind getötet haben. Über Blut und Beute enthüllen sie das Antlitz; dann erst glauben sie den Preis der Geburt errungen zu haben, ihres Vaterlandes, ihrer Eltern würdig zu sein. Feigen und Unkriegerischen bleibt das verwilderte Antlitz. Überdies trägt jeder der Tapfersten einen eisernen Ring, diesem Volke ein Zeichen der Schmach, gleichsam als Fessel, bis er sich durch Erlegung eines Feindes davon befreit hat. Bei den meisten Chatten ist dieser Brauch beliebt. Sie ergrauen in dieser Auszeichnung und sind dadurch zugleich dem Feind und Freund kenntlich."

Das Tragen und Ablegen dieses, einer Fessel symbolisch gleichenden Eisenringes, war also schon zu Tacitus' Zeiten, eine an Gelübde gebundene Sitte der Germanen. Und solch ein Gelübde war im Zeitalter des Wuotaw-Kultes einem christlichen Gelübde von heute völlig gleichzustellen. Damals, wie jetzt, ist das Gelübde ein mit der Gottheit eingegangener, mit religiöser Feierlichkeit abgeschlossener Vertrag, der, wie eine Schuld, mit größter Gewissenhaftigkeit abgetragen werden mußte.

Ja, selbst den Ursprung der eisernen Fingerringe bringt die alte Götterlehre mit Fesseln, wenn auch nicht unmittelbar in Verbindung. Mußte doch Prometheus einen eisernen Fingerring als Schmachzeichen der erlittenen Strafe tragen. Die Gemme war aus dem Felsen geschnitten, an den er gefesselt gewesen.

Aber auch das Aufhängen der Ketten solcher, die ihrer Haft entledigt werden, findet im graueſten Altertum sein Widerspiel.

Pausanias bietet der Vergleichung eine überraschende Stelle: „Auf der Burg der Phliasier ist ein Cypressenhain (also ein Wald, der allen Leonhardskirchen eigentümlich ist) und ein hochheiliger Tempel von altersher. Die Göttin, der dieser Tempel geweiht, nennen die ältesten Phliasier Ganymeda, die jüngeren Hebe. — — Diese Göttin steht bei den Phliasiern in hohen Ehren; in höchster Ehre aber, weil solche, welche sie flehentlich um Schutz bitten, Straflosigkeit erlangen, welches auch ihr Verbrechen sein mag. Die aus Banden gelösten Gefangenen hängen die Fesseln als Weihegeschenk an den Bäumen des Haines auf."

Ein noch weit älteres, ehrwürdigeres Zeugnis bietet Herodot. Er erzählt, daß die Lacedämonier, durch ein Orakel irregeführt, in Tegea

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eingefallen waren und voller Siegeszuversicht gleich die Ketten mitgenommen hatten, um die zu fangenden Tegeaten damit zu fesseln. Die Sache kam aber anders, als es die Lacedämonier erwartet. Sie unterlagen und die überlebenden gefangenen Lacedämonier wurden nun von den Tegeaten in die selbst mitgebrachten Fesseln geschlagen.

„Eben diese Fußfesseln" — berichtet Herodot — „waren noch zu meiner Zeit wohlerhalten in Tegea, wo sie rings am Tempel der Athene Alea hingen."

Noch Pausanias berichtet, daß er diese Fußfesseln, „soweit sie der Rost nicht verzehrte", am Athene-Tempel gesehen.

Wie schon gedacht, war der Sage nach das erste Leonhardsbild zu Aigen ein schwarzer Holzklotz gewesen, der im Wirbel des Inn getrieben und von einem Fischer ans Land gezogen wurde. Das klingt echt heidnisch! Ebenso heidnisch aber ist die Eigenart der Klötze, welche, sie mögen verschleppt und verborgen werden wo und wie immer, stets wieder zur Kirche zurückkehren.

Wirbel und Stromschnellen galten für Wohnstätten der höchsten Götter, ja noch heute bevölkert der Volksglaube Wirbel, Strudel, Strum und wie sie alle heißen die Donaukatarakte, mit Nixen und Wassermännern, und speziell der Wirbel der Donau ist es, der nichts Unheiliges duldet. Nur Jungfrauen oder Frauen durften ihn befahren, gefallene Mädchen mußten das Schiff verlassen; das war Fergensatzung an der Donau. Aber auch von vielen hochverehrten Heiligenbildern ist bekannt, daß sie sich von ihrem Lieblingsplatze auf einem Baume oder Felsen nicht trennen wollten und stets dahin wieder zurückkehrten, so oft man sie auch in eine benachbarte Kirche geschafft. Oft sogar duldeten sie nicht einmal, daß man eine Kapelle oder selbst nur ein Schutzdach über sie baue; sie wollten in freier Gottesnatur stehen, umweht von harzduftiger Waldeskühle.*)

Ja, das ist echt heidnisch! Sagt doch Tacitus: „Im übrigen entspricht es nicht der Germanen Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie zwischen Mauern einzusperren, oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine sind ihre Tempel, und unter den Namen ihrer Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, welche einzig in der Anbetung sich ihnen offenbart."

Daß St. Leonhard somit schon zur Zeit der Christianisierung der Germanen oder doch sehr bald darnach unseren Altvordern bekannt ge-

*) So zum Beispiel duldet der „große Heilige" (St. Zeno) bei Mauer bei Melk kein Schutzdach; so oft noch eines über die Statue gezimmert wurde, so warf es in der nächsten Nacht der Sturm über den Haufen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

worden sein mußte, das beweisen diese merkwürdigen Erinnerungen an heidnischen Opferdienst im Kulte dieses Heiligen.

Ist nun gefunden, daß St. Leonhard an die Stelle einer germanischen Gottheit getreten, daß somit die alten Leonhardskirchen aus den Heilstätten eben dieser Gottheit emporgestiegen sind, so steht nur noch die Frage offen, welchem der alten Götter diese ehemalige „Heidenkirche" gewidmet war.

Auch da leitet uns der gewissenhafte Tacitus: „Noch eine andere Art von Verehrung wird diesem (durch der Ahnen Weihe und Ehrfurcht heischendes Alter heiligen) Haine erwiesen. Niemand betritt ihn anders als gefesselt, zum Zeichen der Unterwürfigkeit vor der Gottheit Allmacht. Fällt jemand etwa zu Boden, so darf er weder aufstehen, noch sich aufrichten lassen; auf der Erde muß er sich herauswälzen. Bei diesen ganzen Gebräuchen geht man von der Anschauung aus, daß hier die Wiege des Volkes, hier der Alles beherrschende Gott, dem alles andere abhängig und unterthänig, sei.

Also war die Fessel ein Hauptsinnbild der Verehrung des höchsten Gottes, wodurch jede andere Göttergestalt von vornherein ausgeschlossen erscheint, wenn es gilt, die Frage zu beantworten, welchem der Asen jene Heilstätten geweiht waren, über welchen sich heute die St. Leonhardskirchen erheben.

Aber nicht genug an dem; auch der eiserne Armring des Hagestalden weist auf Wuotan. Wie die Hechsen das irdische Widerspiel der Walküren, so war der Hagestalde das Spiegelbild des himmlischen Einheriers, des nächsten Trinkgenossen Wuotans im Metsaal Walhalls. Das Pferd, wie der mit diesem zusammenhängende heilige Brunnen, alle, alle anderen Schutzgebiete St. Leonhard's weisen auf den Hausvater Walhalls, auf den Götterkönig Wuotan zurück, „auf den alles beherrschenden Gott, dem alles andere abhängig und unterthan."

Aber auch das urgermanische Ordal hat sich durch das Heben und Werfen der Leonhardsnägel erhalten; denn Wurf und Sprung war ein Ordal: hat doch Wurf und Sprung entschieden über die Brautschaft Brunhilds.

Somit dürfen wir in jeder der alten St. Leonhardskirchen eine ehemalige Wuotansheilstatt erkennen; wir dürfen mit Ehrfurcht uns jenen doppelt geheiligten Waldkirchen nahen, denn sie sind ehrwürdige Zeugen jener nebelfernen Zeiten, in welchen das Christentum im Herzen des deutschen Volkes seine ersten Keime trieb.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Christophen.

Ave magne Christophore!
Qui portasti Jesum Christe
Per mare rubrum,
Nec tamen franxisti crurum.
Sed hoc non est mirum,
Quid tu eras magnum virum.
Altes Lied fahrender Scholaren

Wer so tüchtig seine Füße braucht, um durch aller Herren Länder per pedes apostolorum zu laufen, wie die fahrenden Schüler des Mittelalters ehrlichen und unehrlichen Angedenkens gethan, dem mag auch solch barbarisches Latein nicht als Sünde angerechnet werden, wie jenes Scholarenlied davon ein Pröbchen bietet, so am Anfange dieser Zeilen zu lesen.

Ist doch kein Volk der Erde so in der Welt herumgelaufen, wie das deutsche, woher der Reichtum seiner Wanderlieder in allen Mundarten, selbst in lateinischen Versen stammt. Hat auch die Eisenbahn vieles in Sitte und Brauchtum des Volkes geändert, hat sie das Institut der „reisenden Handwerksburschen" in das Museum zu dem übrigen kulturgeschichtlichen Gerümpel verbannt, so blüt und grünt doch noch ein einsam Reislein des fahrenden Scholastentums, das seine Lieder erschallen läßt, wenn die Vakanzzeit ihre goldenen Schwengeltage über das Land breitet. Regnen darf's da freilich nicht, denn dann verstummen die Lieder, und in den regenumplätscherten Straßenwirtshäusern ist es still; nur das Geklapper der Steinkrüge giebt davon Kunde, mit was Thun die unlustigen Scholaren sich den Ärger über des Wetters Ungemach versüßen.

Also saßen auch wir mißmutig zu Christophen im Wirtshaus und blickten hinaus ins triefende Laub, das mit den Wolkenfransen heute Hochzeit zu halten schien.

„Wir müssen es mit St. Christophoros verdorben haben" — meinte einer. — „Der große Wassergeist, der im „Christopheles-Gebet" angerufen und gebannt wird, auf daß er nicht in allzu schrecklicher Gestalt erscheine, ist los und schier auf lange nicht zu bannen!"

So war es auch, denn es regnete fort, wie solches jeder der Unglücklichen seufzend bestätigen kann, der im Herbste des regenfeuchten eintausendachthundertneunundachtzigsten Jahres sich auf der Wanderschaft befand.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die scherzweise Zusammenstellung des berüchtigten „Christopheles-Gebetes", das die Kirche selbst als Zauber verfolgt, mit dem Orte Christophen, in dem wir eingeregnet saßen, führte zu anregenden Erörterungen und schließlich zu diesem mythologischen Landschaftsbild.

Christophen ist ein uralter Ort, der zwar erst im dreizehnten Jahrhundert urkundlich als Pfarre genannt wird (Marquardus plebanus de sancto Christophoro, 1239), aber doch von den sonst sehr skeptischen Altertumsforschern für älter gehalten wird. Ausnahmsweise schenken sie einer Überlieferung Glauben, welche, einer späteren Inschrift am Pfarrhause zufolge, angibt, daß der Passauer Bischof Berengar im Jahre 1040 die Pfarre dem Stifte St. Pölten zugewiesen, was fünf Jahre später auch Bischof Engelbert unter gleichzeitiger Vermehrung der Dotation bestätigt habe. Nun aber ist trotz der Annahme dieses gewiß hohen Alters dasselbe immer noch als zu gering geschätzt, denn zweifellos reicht die Gründung des Ortes in vorchristliche Tage, die der Kirche jedoch in die Zeit der Einführung des Christentums selbst zurück. Die Christophoruskirchen sind wie jene der Heiligen Leonhard, Ruprecht, Stefan oder des Erzengels Michael und anderer Heiligen aus altberühmten Heidenkirchen erwachsen, wie wir schon des Öfteren gezeigt, und bleibt auch hier nur die Frage zu beantworten, welchem der Asen hier einst geopfert wurde.

Auch in Legende und Verehrung St. Christophorus' (des Christusträgers) sind unverlöschliche Spuren des germanischen Heidentums erhalten, nur mit dem Unterschied, daß diese nicht, wie zum Beispiel beim St. Leonhards-Kultus, von der Kirche geduldet, sondern direkt verfolgt und verboten wurden. Die Legende ist bald, und zwar nach einem 1517 in Straßburg gedruckten Legendenbuche im Auszuge erzählt.

Der Heilige war vor seiner Bekehrung ein Heide und geboren zu Canaan; er war ein Riese und zwölf Ellen lang. Er wanderte, um den größten und mächtigsten Herrn zu finden, dem er dienen wollte. So kam er an den Hof eines Königs. Als Offero — so war vor der Taufe sein Name — sah, daß der König, so oft des Teufels in der Rede gedacht wurde, sich bekreuzte, frug er, was dies bedeute. Nach der erhaltenen Aufklärung sprach Offero zum König: „Fürchtest du dich vor dem Teufel, so habe ich dir lange genug gedient." Er ging nun, den Teufel zu suchen, fand und diente ihm. Einst konnte der Teufel bei einem Kreuze nicht vorbei, da sah Offero, daß der Teufel nicht der Mächtigste sei, und verließ ihn wie vorher den König. Nach langem Wandern fand er einen Klausner, der ihn im Glauben unterwies, doch der vorsichtige Offero ließ sich noch nicht taufen, da er

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch immer zweifelte, ob er jetzt an den Mächtigsten geraten sei. Der Klausner befahl ihm, zu fasten, zu wachen, zu beten. Da sprach Offero: „Weis' mir ein ander Mittel an, ihm zu dienen." Sagte der Einsiedel: „In jener Felsschlucht strömt ein Wasser, über das führt nicht Brück', nicht Steg. Willst du die Menschen da herüber tragen um Gottes willen, so erzeigst du Christo einen Dienst, denn du bist lang und stark."

Offero that, wie ihm geheißen. Dort baute er sich seine Wohnung und trug die Wallfahrer über das Wasser um Gottes willen, d. h. ohne Dank und Lohn. Da hörte er einmal des Nachts ein Kind also rufen: „Mein lieber, mein langer, mein starker Offero, hol über!" Er ging ans Ufer, sah aber das Kind nicht und kehrte in seine Hütte zurück. Das Kind rief ein zweites Mal, und auch da fand er es nicht, erst nach dem dritten Rufe ward er es gewahr. Er ergriff seinen Stab aus Birnenholz, nahm das Kind auf die Achsel und schritt mit ihm in den Strom. Aber das Wasser schwoll zum Meere an, und das Kind wuchs und wuchs und ward schwerer denn Blei. Er fürchtete zu ertrinken. Wie er nun mitten im Strome stand, sagte er zu dem Kinde: „Wie bist du, Kind, doch so schwer; mir ist, als ob ich die ganze Welt trüge!" Da sagte das Kind: „Du trägst nicht die Welt, sondern den, der sie geschaffen." Damit drückte das Kind den Offero unter das Wasser und sprach: „Ich bin Jesus, dein König und dein Gott, und taufe dich in dem Namen meines Vaters, in meinem Namen und dem des Heiligen Geistes. Vorher hießest du Offero (ich biete mich an), und nun sollst du Christophorus (Christusträger) heißen. Stecke deinen dürren Stab in den Boden; trägt er morgen Früchte, so kennst du meine Macht!" Damit verschwand das Kind. Christophorus that, wie ihm geheißen, und der dürre Stab schoß in derselben Nacht zum Baume auf und trug Blüten und Früchte. Darob freute sich Christophorus sehr und hing mit Liebe und Treue an seinem Herrn. Die weiteren Schicksale und das Martyrium des Heiligen haben für diese Studie weiter keinen Bezug, weshalb sie hier übergangen werden können.

Diese Legende erhält in Tirol eine merkwürdige Erweiterung und Ergänzung.

An der Landstraße von Mittenwald nach Innsbruck, zwischen Seefeld und Zirl liegt ein Bauernhaus, das sogenannte Riesenhaus. Es ist von außen mit Wandmalereien geschmückt und auf der Wand gegen die Straße sieht man zwei jugendliche Riesen mit einander kämpfen; Heymo, das Schwert mit beiden Händen haltend, stößt es

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Thyrsis ins Haupt. Auf der entgegengesetzten Wand ist der heilige Christoph dargestellt, wie er das Christkind durch die Wellen trägt, in der linken Hand einen ausgerissenen Baum mit Wipfel und Wurzel haltend und als Stab nützend. Ein nacktes, zur Hälfte aus dem Wasser ragendes Meerweib, mit einer Krone auf dem Haupte, berührt mit der linken Hand die Wurzel des Baumes. Auf der anderen Seite Christoph's steht die Mutter Anna mit dem Kinde Maria. Daneben ist die Jahreszahl 1507 lesbar. Neben der Mutter Anna steht ein Engel und etwas abseits ein Eremit, der aus seiner Zelle zu treten scheint, mit einem brennenden Licht in der Laterne. Im Hintergrunde ist eine Burg sichtbar.

Nahe diesem Riesenhaus, in einem schmalen steilen Thale fließt der Türschenbach dem Inn entgegen. Der kleine Weiler, der in diesem Thale liegt, heißt gleichfalls Türschenbach. In der Nähe wird Asphalt bergmännisch gewonnen, das die Leute der Umgebung als kräftiges Wundermittel gegen allerlei Krankheiten und Viehseuchen gebrauchen, ebenso das Steinöl (Naphta), das sie Türschenöl nennen. Eine nicht weit entfernte Grundparzelle wird „beim wilden Mann" genannt (bei'n wild'n Ma').

Weiter gegen Innsbruck kommend, findet man die überlebensgroße Statue Heymos, geharnischt, die Drachenzunge in der linken Hand, an der Totenkapelle des Friedhofes von Wilten.

Davon geht diese Sage:

Das Muttergottesbild von Wilten war unter vier Säulen verborgen, weshalb es noch jetzt „Unsere liebe Frau von den vier Säulen" genannt wird. Das ward durch Offenbarung dem Heymo kund, der alsbald das Bild ans Tageslicht brachte und Kloster Wilten an der Fundstelle zu erbauen beschloß. Aber was er am Tage baute, war des nachts eingerissen. Heymo, welcher mit dem Türsch in Streit lebte, warf auf diesen Verdacht, suchte ihn auf, fand ihn auf einer Wiese schlafend und versetzte ihm mit dem Schwerte einen tödlichen Streich. Der Riese Türsch raffte sich auf, riß einen Baum sammt den Wurzeln aus der Erde und schlug um sich. Über die Berge schreitend, strömte das Blut aus seiner Wunde, und „wohin es floß, da hat's das Türschenöl".

Ehe er starb, rief er:

„Geh hin, unschuldig Blut,
Und sei für Vieh und Menschen gut!"

Aber auch jetzt noch stürzte allnächtlich der Klosterbau wieder zusammen. Da paßte Heymo auf und sah, wie von Sillbach ein

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drache herkam. Mit Muttergotteshilfe verfolgte Heymo den Drachen bis an einen Wasserfall, wo er dem feuerspeienden Ungetüm den Kopf abhieb und ihm die Zunge ausriß.

Als der Klosterbau vollendet war, erfaßte Heymo einen großen Stein und warf diesen mit solcher Gewalt über das Kloster, daß er weit hinfiel, wo er noch heute liegt. So weit sollte das Kloster vom Zehent befreit sein.

Der Zusammenhang zwischen der Riesensage des Heymo und des Thyrsis mit der Christophorus-Legende ist hier zwar vergessen, doch wird er sich finden lassen, zumal Thyrsis und Türsch direkte Riesennamen sind und mit Thurso, Durso übereinstimmen, mit welchem Namen die Riesen in der Edda wie in vielen Sagen auftreten.

Gewiß ist es nicht zufällig, daß bei Apollonius I. 502 ein Titanenkönig Ophion Gemal der Eurynome genannt wird, der, von Saturn besiegt, in das Meer geworfen wurde, wohin ihm Rhea die Eurynome nachwarf, welche Beide ertranken. Auch unter den Giganten, welche Zeus erschlug, wird gleichfalls ein Ophion genannt. Ophion und Offero aber klingen sehr verwandt, und scheint letzterer Name aus ersterem entstanden zu sein.

In der Legende nun fällt zuerst das Wandern des Offero auf, wie seine Länge, welche mit zwölf Ellen angegeben wird. Ferner sein Dienst, die Wallfahrer über das Wasser zu tragen, und endlich der Stab aus Birnenholz, der, in die Erde gepflanzt, grünt und blüt und Früchte trägt. Das sind echt heidnische Merkmale, welche, mit der Heymo-Türsch-Sage in Verbindung gebracht, zu interessanten Lösungen leiten.

Wate hieß ein Riese, der mit dem Meerweibe Wachilde seinen Sohn Wieland zeugte.*) Als der erwachsen war, trug er ihn über's Meer, damit er ein Schwert schmieden lerne. Dieser Sohn aber, den der Vater trug, war das Volk, das der Gott über Meere und Länder trug, das heißt das er auf den Wanderzügen geleitete.

Schimmert hier nun auch hinter der mythischen Gestalt Wate's Wuotan als Wanderer hindurch, so darf solches nicht wundernehmen, denn Wuotan ist eben Alles, und die einzelnen anderen Göttergestalten sind eben nur Personifikationen einzelner Eigenschaften des obersten Gottes.

Auch Christophorus ward in dem Sinne gedeutet; er beschützte die Wanderer, und an dem Tage, an dem ein solcher irgendwo ein

*) „Deutschmythologische Landschaftsbilder." Aggstein.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Christophorusbild erschaute, war er vor jähem Tode beschützt. Darum finden sich die meist riesigen Bilder des Heiligen größtenteils an den Außenwänden der Kirchen, an Felswänden, wie zum Beispiel am Hollerfels nächst Vellach, ein elf Meter hohes Christophorusbild an den Fels gemalt erscheint, und naturgemäß auch als Wirtshausschilder, auf welch' letztere er von den alten Hospizen übergegangen war, welche in den Zeiten der Kreuzzüge entstanden sind. St. Christophorus trug eben sein Volk, wie der alte Wate, über das Meer zum gelobten Land.

Nun findet sich hier ein Drachen- und ein Riesenkampf. Der Drachenkampf stimmt zu Balder, oder zu dem Siegfrieds, wie namentlich der Zug verrät, daß das Blut „für Vieh und Menschen gut" sei. Das Drachenblut machte Siegfried „hörnen", das heißt unverwundbar, und ließ ihn die Sprache der Vögel verstehen. Wenngleich hier das Blut des Riesen Türsch ausdrücklich genannt ist, so thut dies der Beziehung keinen Eintrag, denn Drachen sind Riesentiere, und Fasner ist, wie bekannt, Drache und Riese in einer Person.

Der Riesenkampf hingegen weist auf die Riesenkämpfe des anderen Wuotanssohnes Donar hin, während das Bauen sowohl auf den bauenden Wuotan, wie auf die bauenden Riesen bezogen werden kann.

Da wären also nicht weniger als drei Asen, nämlich Wuotan, Balder und Donar, und ein Riese, Wate, welche darauf Anspruch erheben, an den Stätten der heutigen Christophorus-Verehrung ehedem ihre Opferstätten gehabt zu haben.

Da ist es aber eben wieder das Riesenhaus zwischen Seefeld und Zirl, das hier ein gewichtiges Beweisstück in die Wagschale wirft, welches Beweisstück das gekrönte Meerweib ist; Wielands Mutter war die Nixe Wachilde. Wie nun aber der Wunderglaube deswegen, weil Offero vom Christuskinde unter das Wasser getaucht wurde, glaubt, er habe Gewalt über alle Schätze, welche im Wasser liegen, so wird auch Wielands Gold als aus dem Wasser stammend in den Sagen geschildert, indem es von seiner Mutter, dem Meerweib Wachilde, stammend gedacht wurde. Das war insofern allerdings richtig, als das erste Gold aus dem Flußsande gewaschen wurde.

Dadurch scheint es also entschieden, daß die Christophorus-Verehrung jene Wates ersetzte, wozu noch ein anderes beachtenswerthes Moment hinzutritt, das allerdings in einen anderen Mythenkreis fällt. Es ist dies der „wandernde Jote", der sich im Laufe der Zeiten zum „ewigen Juden" herausgestaltete, aber niemand anders ist, als Wuotan der Wanderer. Gerade in Tirol geht die Sage, Judas habe sich an

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem Mittwoch erhängt; dieser Judas ist aber eben jener „wandernde Jote". Das Erhängen ist Wuotans Selbstopfer*) und der Mittwoch ist der dem Wuotan geheiligte Wochentag. Beachtenswert ist ferner, daß gerade im Donauthale der „Wachau", welche wir schon bei „Aggstein" als die Aue Wachhildens erkannten, dem am linken Donauufer liegenden „Watstein", der am rechten Ufer liegende „Aggstein" so zu sagen entgegengestellt ist. Agez (Aegir) der winterliche Meerriese, beleuchtet seine Halle mit dem Goldlichte der in der Unterwelt (der Finsternis, dem Winter) gefangen gehaltenen Sonne. Wir erkannten dieses mythische Schatzgold aber auch als das in der Wintererde schlummernde goldene Saatkorn, aus welch' mythischem Goldschatz der sagenhafte Hort der Nibelungen, der Amelungen u. a. sich entwickelte. Wie also hier dem „Wate" der Wasserriese „Agez" entgegensteht, so findet sich im „Christopheles-Gebet" dem Heiligen „Christophorus", der „große Wassergeist" als Schätzebewahrer gegenübergestellt, wodurch eben dieser sich als Agez erweist. Da nun dem St. Christophorus auch diesen Wassergeist zwingende Gewalt zugeschrieben wird, wie solches eben das Christopheles-Gebet erweist, so muß die hinter diesem Heiligen verborgene heidnische Personification eine mächtigere als Agez selber gewesen sein.

Wate ist, wie schon bemerkt, eine abgeschwächte Nebengestalt eines mächtigen Asen, noch aber schwankt die Frage ob jener Ase „Wuotan" oder „Donar" gewesen; Ersterer ist der Gott der Edelleute, letzterer der Bauerngott gewesen. Beide sind Wanderer; aber ein eddisches Lied: „Harbardshliôdh" führt uns Donar als den durch das Wasser Watenden vor.

In diesem Lied ist ein Zank der Sonne, (Wuotan), mit dem Sommergewitter (Donar) mythisch geschildert. Die Sonne siegt; nachdem das Gewitter ausgetobt, scheint sie wieder ruhig vom Himmel. Die Sonne (Wuotan) ist hier als Fährmann über den Scheidestrom zwischen Riesen und Asen gedacht, der sonst Elbing (Ifing) heißt. Im Gewittermythos bedeutet die Darstellung des Sonnengottes als Fährmann über den Scheidestrom Elbing, die von Gewitterwolken verschleierte Sonne, welche von einem zum andern Stromufer hin und wieder fährt. Das heißt die Gewitterwolken ziehen eigentlich einmal hin, dann wieder zurück. Aber die Sonne verweigert die Überfuhr doch, und bleibt Siegerin, dann endlich verziehen die Gewitter und gehen längs des Stromes, um im „Westen" eine Furt zum Durchwaten zu suchen.

*) Im Runenliede singt Wuotan von sich selbst: „Ich weiß, wie ich hing am windkalten Baum neun ewige Nächte, ich, Wuotan, mir selber geweiht ꝛc.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im „Harbardshliôdh“ nun, ist dieser Mythos schon sehr undeutlich geworden, denn das Lied ist ein spätes aus der Zeit des Niederganges der Scaldenkunst. Aber es kennzeichnet sehr gut den Charakter des ritterlichen wie den des bäuerischen Gottes. Beide zanken sich, der kriegerische Wuotan, und der „Geber der Garben“, Donar, und Beide haben Recht.

Wuotan prahlt mit Liebesabenteuern und Kriegsthaten, Donar rühmt sich seiner den Menschen erwiesenen Wohlthaten und Spenden als Behüter des Landbaues.

Sehen wir nun hier den Scheidestrom zwischen Asen und Riesen, den Donar durchwatet, vergleichen wir diesen Scheidestrom mit der Donau (siehe Aggstein) wo am nördlichen, linken, germanischen Ufer der Watstein steht, am südlichen noch nicht germanischen rechten Ufer der Riesenstein-Aggstein sich erhebt, so ist der Schluß, daß Wate, der sein Volk über den Strom trägt, kein anderer, als der „watende Donar“ in sagenhaft abgeschwächter Gestalt sein kann.

Ist nun aber in der Christophorussage, der „große Meer- oder Wassergeist“ als Agez erkannt, so muß der diesem überlegene und ihn zwingende Ase der Riesenbezwinger Donar sein, der, trotzdem ihm die Überfuhr von eigentlich befreundeter Seite verweigert wird, kräftig genug ist, durch Selbsthilfe den Wasserriesen zu bezwingen, und watend den Stromübergang zu ertrotzen.

Somit wären in der Schatzsage des Christophorus eigentlich zwei Schätzespender verborgen, wie solches auch deutlich hervortritt, denn es handelt sich nicht nur um das Schatzgold, das der große Wassergeist im Wasser verbirgt, sondern auch um die in der Erde vergrabenen Schätze. Also Wasser und Erde vereinigen sich hier, um das Schatzgold zu verhehlen. Schon in der Nibelungensage findet sich, daß der Zwerg „Antwari“ seinen Goldhort in der unter den Wassern befindlichen Höhle birgt.

Nun kennt der deutsche Wunderglaube aber auch noch andere Schatzsagen, welche, wie die des Christophorus auf Erde und Wasser, auf Erde und Luft, wie auf Erde und Feuer hindeuten, wodurch auch hier wieder die gewaltige Drei plötzlich zum Durchbruche gelangt.

Wenn auch die Alchymie vier Elemente, und zwar:

Erde ▽
Wasser ▽
Feuer △
Luft △ setzt, und daraus das

Universum ✡ bildet, so kennt doch die deutsche Mythe nur

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drei Elemente, nämlich: Luft, Wasser und Feuer in ihrer Einwirkung auf die Erde. Dieser Trilogie entsprechen: Wuotan (Luft), Donar (Wasser) und Loki (Feuer).

Da nun die Schätze die in der Luft, wie jene, die im Feuer liegen, nur mythisch, praktisch aber kaum begreiflich sind, so erklärt sich leicht, warum gerade die Schatzsage, welche auf Donar als Herrn der vergrabenen und versunkenen Schätze beruht, als Christophorussage die beiden anderen in den Hintergrund drängte, denn den Schatzgräbern war es einleuchtender, sich mit vergrabenen oder versunkenen Schätzen zu befassen, als mit solchen, die im Feuer oder gar in — der Luft liegen.

Immerhin werden wir auch die beiden andern Gebiete auf unseren deutschmythologischen Wanderungen durchstreifen.

Nun bedarf es weiter nicht mehr des besonderen Hinweises, daß der Schatzgräberaberglaube, durch zufällige Schätzefunde bestärkt, sich immer tiefer in das Gebiet der Zauberei und des Zauberglaubens verrannte, und im „Christopheles-Gebete", wie im „gewaltigen Meergeiste" von Dr. Fausts dreifachem Höllenzwang im crassesten Aberglauben erstarrte.

Der Kirche war es nicht gelungen, den alten Wuotanskult auszurotten, obgleich sie dem Volke die weitestgehenden Zugeständnisse machte. So blieb neben dem christlichen Bekenntnisse noch ein gut Teil des Heidentums lebendig, das bald zum Teufelsglauben und somit zum Nebenglauben wurde, der sich jedoch bald zum Über- und endlich zum Aberglauben entwickelte.

Um sich jedoch vor Verfolgung zu schützen, kleidete man diesen Teufels- oder Überglauben in Formeln, welche den christlichen glichen, man verquickte Beschwörungen mit Gebeten, und so war das berüchtigte Christopheles-Gebet entstanden, welches trotz aller weltlichen und kirchlichen Verbote noch heute gedruckt, gekauft und mit all dem vorgeschriebenen Zauber-Apparat auch noch heute — in der Christnacht — gebetet wird.

Es ist haarsträubend, welcher Unsinn auf den achtunddreißig enggedruckten Seiten des Büchleins vereinigt zu lesen ist, das den vielversprechenden Titel führt:

„Die Rufung des heiligen Christoph,
oder:
das sogenannte Christopheles-Gebet."

Vorerst bringt dies Büchlein die Anordnungen zur Vorbereitung unter der Aufschrift: „Wissenschaft der Zuhörungen und Erforderung

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Erlangung dieser Bitten.“ Es ist da viel von christlichen Übungen die Rede, namentlich von „Fasten bei Wasser und Brot“ und dergleichen mehr. Dann folgen eine Unzahl echter und rechter Zauberbedingungen, wie sie nur immer in die Hexenküche passen, wenngleich scheinbar im christlichen Sinne. So müssen ihrer Drei oder nur Einer allein die Beschwörung führen; es muß ein Christophbild und ein Marienbild nebst einem Kruzifix aufgestellt sein, vor dem eine geweihte Lichtmeßkerze brennt. In einer verschlossenen Laterne aber brennt eine verdeckte Kerze. Diese verdeckte Kerze brennt natürlich für den Teufel, „dem man auch zuweilen ein Licht anstecken muß“; das zeigt so recht deutlich, wie hier Christentum und Heidentum neben einander stehen. Es ist nicht Unglauben, nein! Das ist voller, wahrer Glaube nach beiden Seiten, aber irregeleitet in den Wahnvorstellungen einer überreizten Phantasie.

So geht es fort im wüsten Unsinn, dem Christentum und Heidentum gleich zuwider!

Das nächste Kapitel nennt sich: „Weiß und Manier den Creiß zu machen.“ Dies ist der berühmte Zauberkreis, der bei allen Beschwörungen üblich ist; doch da es vielleicht nicht bekannt ist, wie solch ein Kreis aussieht, sei versucht, ihn hier zu beschreiben. Zuerst wird von Ost nach West eine Gerade gezogen, welche eine andere von Nord nach Süd, wie auf der Windrose durchkreuzt. Um den Mittelpunkt dieses Kreuzes werden nun drei konzentrische Kreise gezogen. Das Bild sieht fast einer Scheibe für Schießübungen gleich; es besteht aus vier Quadranten und acht Ringvierteln, von welchen vier immer gleich groß sind.

In dem Quadranten zwischen Nord und Ost steht das Kreuz mit dem Marienbild, in dem nächsten zwischen Ost und Süd das Christophorusbild, im Quadranten zwischen Nord und West steht das Weihwasserbecken, während der Quadrant zwischen West und Süd den Eingang bildet und die Stelle bezeichnet, wo der Beschwörer zu knieen hat. Der Ring, der durch den ersten und zweiten Kreis vom Mittelpunkte aus gezählt, gebildet wird, enthält die Namen der vier Evangelisten, und zwar: Ost: Matthäus; Süd: Marcus; West: Lucas und Nord: Johannes. Der Ring zwischen dem zweiten und dritten Kreis enthält in jeder Himmelsgegend von Ost nach Süd fortschreitend je eines der vier Worte: Jesus, Nazarenus, Rex, Judaeorum, zwischen welchen vier Worten durch Kreuze geschieden folgende vier Erzengelnamen eingeschrieben sind: Gabriel, Raphael, Uriel und Michael. Ist die durch viele Gebete und Formeln sehr komplizierte Ceremonie des

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kreiseziehens vollendet, so kommen erschreckende Mengen langer Gebete, welche immer zudringlicher und unverschämter werden, denn sie haben den Zweck, den heiligen Christophorus als den Verleiher verborgener Schätze, zu zwingen, solche in der bescheidenen Ziffer von 999999 Dukaten in vollwichtiger, landesüblicher Münze zu bringen, und nicht etwa die vielen Mühen der Beschwörung durch trügliches Scheingold, das sich in mistige Kohlen oder dergleichen verwandeln könne, übel zu lohnen. Das ist das „wahre Gebet des h. Christophori, das bete sehr mit Andacht und ganz rein". Diesem mehrseitenlangen furchtbaren Unsinn folgt ein ebenso crasses „Gebet zu Gott dem Allmächtigen", dem jetzt endlich die „Beschwörung zu dem heiligen Christoph" folgt. Jetzt kommt erst das eigentliche Hexenwerk, nämlich „Die Beschwerung und Citierung auff den Geist und Schatzhütter". Ein angehängtes „Notandum" sieht den nicht unmöglichen Fall voraus, daß der Geist noch immer nicht geneigt wäre, die 999999 Dukaten zu bringen, weswegen es anräth: „sprich volgende Beschweruug und scharpfen Zwang 3 mahl". Natürlich wird jetzt schon schier Unglaubliches geleistet, und wenn der Geist nur einiges Ehrgefühl im Leibe hat, so muß er kommen, er mag wollen oder nicht.

Das hat auch der Verfasser des „Zwanges" fürgesehen und bringt nun Regeln, wie dem Geiste zu begegnen ist, in folgender Ordnung: „Hier wann Du waß höreſt, so sprich gleich also." „Andtwordt auff die Frag des Geists; wann er Dich fraget, was Dein Begehr, andtworte ihm gleich also." „Wann der Geist sagt, er habe kein Geld (sic) oder solche Müntz, so sprich also." Selbstverständlich läßt der Beschwörer nicht handeln; er benimmt sich übrigens genau so brutal, wie allenfalls ein Wucherer seinem Schuldner gegenüber, wenn dieser das bewußte längliche Papier nicht honorieren will. Aber der Geist hat ein Einsehen, denn das nächste Kapitel ist überschrieben: „Wenn der Geist dir waß gebracht hat, spreche gleich nach seiner Gutthat". Da wird der Mann höflich, aber er traut doch dem Geist nicht recht, denn jetzt folgt die „Beschwerung deß Schaatzes", und darauf sofort die „Abdankung des Geistes", damit sie „in Fryden von einander kommen".

Darauf folgen nur mehr folgende vier Abschnitte: „Urlaub des Geistes", „Auslöschung des Creiß", „Bevor man aus dem Creiß gehet" und „Austrettung des Creißes".

Dem folgen noch viele Gebete, um — wie gesagt, auch sein christliches Gewissen zu beruhigen und sich vor dem Teufel, den man glücklich losgeworden, zu schirmen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieses sogenannte Christopheles-Gebet enthält vom Christentum wie vom Heidentum gleich viel, nämlich von keinem von Beiden auch den Staub eines Mehltaues, denn es ist barer Wahnsinn, die Ausgeburt des Gehirns vieler fahrender Scholaren unehrlichen Angedenkens, deren Nachkommen wir noch hie und da als Marktschreier und Theriakkrämer auf dem Lande begegnen. Es wuchs und wuchs, jeder verschärfte da und dort, um es recht schauerlich zu machen und dadurch den armen Bäuerlein die letzten Groschen herauszupressen. So wuchs dieses „Gebet" und ward endlich gedruckt und wieder gedruckt, und erlebte vielleicht eine Auflage, die jene von Scheffel's „Ekkehard" übertrifft!

Und dies, je mehr die Kirche, je mehr der Staat dagegen eiferte, denn — verbotene Früchte munden am besten.

Wohl hatte der Regen aufgehört, aber der große Wassergeist hatte sich so breit und weich in das nasse Gekräute, wie in die schlüpfrigen Wege gelagert, daß wir beharrlich hinter unseren Krügen zu Christophen liegen blieben, um uns dem edlen Thun trinkbarer Männer hinzugeben.

Es liegt auch so eine eigene Poesie in dem Eingeregnetsein auf dem Lande.

Vale magne Christophore!

Auf der Völkerheerstraße.

Wenige von den Vielen, welche da täglich auf der Eisenstraße nach dem Süden rollen*), dürften dessen eingedenk sein, daß vor anderthalb Jahrtausenden eben dieselbe Eisenstraße nur im anderen Sinne von unseren Altvordern zur Romfahrt durch den ehernen Stärkegürtel Roms gebrochen wurde. Nicht auf Eisenschienen rollten damals die Völkerheere dahin; das Eisen trugen sie in der Faust und nannten es Schwert.

*) Es ist die Südbahnstrecke von Wien nach Italien gemeint.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heute reist sich's anders.

Mit den modernen Reisevorrichtungen welche das Reisen derart erleichtern, ja es geradezu entwerten, so daß man die durchflogene Gegend, das durchraste Land nur mehr als illustriertes Prachtwerk zu betrachten beginnt, welches man nach hübschen Bildern durchblättert, um es dann ungelesen bei Seite zu schieben, mit diesen modernen Reiseeinrichtungen verlor das Reisen, um seiner selbst willen, unendlich an Reiz und auch an Wert.

Die Länder sind näher an einander gerückt, die Straßen sind kürzer geworden. Auf breitgetretenem Touristenpfade sind sorglich die Fracks der Garçons verteilt, ja der Reisende merkt die feineren Abtönungen, die unscheinbaren Abstufungen und Übergänge von der Eigenart des einen zur Sonderentwicklung des anderen Volkes ebensowenig, wie er nun die einst bedeutenden Ruhepunkte der Reise einfach übersieht, unbeachtet huschen sie an dem Waggonfenster vorüber, jede Viertelstunde ein anderer.

In den Zeiten des Posthorns war es anders, auch gabs damals noch solche, welche gleich Seume per pedes apostolorum von Grimma aus nach Syrakus gelaufen kamen.

Eine der interessantesten Erscheinungen aber geht dem mit Dampfesflügeln dahinsausenden Reisenden an den Volks- und Sprachengrenzen verloren, welche selten oder nie mit den politischen Landesgrenzen zusammenfallen. Diese auffallenden Erscheinungen aber drängten dem Reisenden der alten Schule — wenn er anders normal konstruierte Denkwerkzeuge hatte, welche auch damals nicht Jedem beschieden waren — unbedingt eine Frage auf, deren Beantwortung hier versucht sein soll.

Die lebendige Sprache, gleich welchen Klanges, ist ein ewig fortwogender Strom, sich spaltend in zahllose Arme des Dialektes, welche nur mühsam durch die Dämme der Schriftsprache in einem halbwegs gleichartigen Laufe erhalten bleiben. Dort stürzt er brandend über Klippen, da gleitet er ruhig und klar durch blühende Auen, hier sind die Fluten durchsichtig gleich spiegelndem Krystall, an anderer Stelle wieder trübe mit fremden Bestandteilen durchsetzt, harrend der Klärung; dort läuft der Sprachenstrom gar zwiefarbig in einem Bette, obwohl die Abgrenzung keine schroffe, denn das forschende Auge erkennt an der Färbungsgrenze kleine Wirbel und Reibungen, welche beide Schattirungen zu vermengen scheinen.

So auch an der Grenze deutscher und italischer Zunge.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese, einst weit drunten im Süden, wo Dietrich, der sagengewaltige Berner ihr reckenhafter Grenzwart gewesen, rückt heute immer drohender nach Norden, und schier will es Einem bedünken, als wäre der Brenner ausersehen, in Hinkunft der Markstein der Sprachengrenze zu sein; begünstigt durch undeutsche römische Priester und undeutsche unpatriotische Behörden, welche der immer mehr um sich greifenden Verwälschung des schönen Etschlandes fanatischen Vorschub leisten.

Ein Beispiel für viele.

Beim Baue der Brennerbahn malte man an das Stationsgebäude in Bozen den Stationsnamen in italienischer Sprache: „BOLZANO“ an die Fronten und Giebel, und trotz aller Einsprache, trotz der Entrüstung der reindeutschen Bevölkerung Bozens, fand man es für gut, derselben nicht Beachtung zu zollen.

Da strahlte eines schönen Tages die Sonne goldigklar über dem lachendfreundlichen Bozen, des Schlerns Dolomitgezack glänzte in den rosigen Tinten und Königs Laurin Rosengarten erblühte im feurigsten Ätherduft. Hören wir recht? War dies nicht Trommelwirbel? — Und dort jene Schar von Männern mit fliegenden Fahnen, die aus der Stadt gezogen kommt — sind denn etwa gar die Bersaglieri im Heranzug?! — Sollen hier unten im Thale aus dem Rottrunk des Eisens Blutrosen dem Sande entsprießen und ihn röten, wie dort oben das Geklipp sich rötet im Widerstrahle von Königs Laurin Rosen?! —

Doch nein! — Sie sind schon nahe genug, um zu erkennen, daß sie waffenlos, und doch — was soll der Aufzug? Sie tragen Leitern und auf festlich geschmückter Bahre Malergerät, und mitten drinnen einen Riesentopf voll schwarzer Farbe. Nun ist das Stationsgebäude erreicht. Die Leitern werden angelegt, in vollen Accorden tönt: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und während das Lied verbraust, ist auch an allen Seiten der Name „BOLZANO“ verschwunden, und in frischer Farbe erstrahlt an derselben Stelle gut deutsch: „BOZEN“ — und noch heute nach über zwanzig Jahren ist dort der deutsche Stadtname zu lesen.

Mit ihrem freundlichsten Strahle verklärte die Spenderin alles Lichtes dies burschikos-mannhafte Thun der Turnerschaft Bozens, denn diese Prachtjungen waren es, welche es gewagt, den dem deutschen Bozen angethanen Tort mit mutiger That quitt zu machen.

Nach kräftigem Trommelwirbel, Hurrahs und Heilôs, erschollen abermals frische, fröhliche Lieder, die Riegen ordneten sich, wieder

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wehten die Banner, wieder folgten diesen die Träger der Leitern und der Farbtopfbahre und der Zug bewegte sich ordnungsgemäß nach dem deutschen Bozen zurück.

Das thaten die deutschen Turner des deutschen Bozen! —

Weiter hinab gen Süd hört man gar sonderbar gebaute Worte, z. B.: il Vagerle, il Tragerle, statt der Wagen, der Träger, und ähnliches mehr; das sind die an der Sprachengrenze sich bildenden leicht erklärbaren „Reibungen und Wirbel."

Zieht man noch tiefer nach Süden und wähnt man das gut deutsche „Trident", wie das gleichfalls deutsche „Rovereuth", die Schwesterstädte Bozens zu finden, so trifft man trauernden Blickes auf „Trento" und „Rovereto"; schier bedeucht es Einem wie ein Epitaphium über dem Grabhügel eines verlorenen — deutschen Postens. —

Und das ist erst der Beginn! Denn jetzt jagen sich im Vorbeiflug die — verlorenen Posten des Deutschtums auf der Heerstraße nach dem Germanengrabe — Italia. Jetzt braust der Eisenbahnzug durch eine schroff-verborstete Felsenkluft, und fast sagenhaft klingt es, daß an dieser noch lose der alte deutsche Name „Bernerklause" haftet, obwohl auch diese schon vornehm sich „Clusa di Verona" — Veroneser Klause nennen läßt.

Jetzt hält der Zug vor dem guten, alten Bern, der einstigen Residenz des waffengewaltigen Ostgoten Theodorich, des sagen- und sangesberühmten Dietrich von Bern. Reckenhafte Mythengestalten dämmern vor unserem inneren Auge auf, da verscheucht diese herrlichen Bilder wie eine böse Zauberformel der Ruf des Schaffners, der in die geöffnete Waggonthüre hereinbrüllt: „Verona! Porta vescova!"

Wie ganz anders aber fügte sich solches auf einer früheren Fahrt nach fahrender Scholaren Weise! Damals blieb die Eisenbahn bald zur Rechten, bald zur Linken liegen, je nachdem, und die Straße wurde frohsam gezogen zu Fuß oder hoch zu Klepper, nach Laune und Bedarf.

Schon hatte ich mein geliebtes Deutsch hinter den Fersen gewähnt, als mitten im verwälschten Lande wieder unvermutet deutsche Laute an mein Ohr schlugen, gesprochen in deutschen Ortschaften umbrandet vom fremden Idiom, — gleich einem vergessenen Eiland im Ozean. — Voll und rauh klang es zwar dieses Deutsch, manchem mochte es kaum als solches erscheinen, der gewohnt, nur unser Schuldeutsch für richtiges Deutsch zu achten, aber gar seltsam muteten diese vollen Vocale an, als kämen sie aus einem entfernten Jahrhundert.

Wie freudig überraschte es da, tief drunten im Etschthale, ebenso in dessen östlichen Seitenthälern auf größere Gebiete zu stoßen, auf

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welchen noch die deutsche Zunge klingt und in welchen noch deutsche Ortenamen, wenn auch teilweise schon verwelscht, leicht den deutschen Wortkern verraten. Und dieses letztere selbst bei heute schon vollständig italisierten Gemeinden, weit südwärts der heute angenommenen Grenze der deutschen Sprache. Das sind wirklich und wahrhaftig vergessene Vorposten des Deutschtums längs der Völkerheerstraße nach Rom, nach dem geräumigen Germanengrabe — Italia.

Beachtenswert ist die Verteilung dieser germanischen Sprachinseln mitten im italienischen Sprachgebiete an der unteren Etsch bei „Trident" und „Rovereuth" und den östlichen Thälern, wo sie ein großes Gebiet rein deutscher Zunge — die sette communi — einschließen, aber überall vereinzelt, die Bezeichnung „Deutsche Sprachinseln" vollkommen rechtfertigend.

Damals zogen wir die Straße von Trient östlich, das Etschthal verlassend durch das „Val Fersina" über ein Felsjoch in das von der „Brenta" durchflutete „Val Sugana" nach „Venedig".

Das wunderbar wilde Felsenthal, wo die Straße über lange, mächtige Steindämme längs den zerborstenen Felsschroffen, teils in diese mühsam eingesprengt sich hinzieht, weckt mit seiner stolzen Hehre und weltfernen Wildthaleinsamkeit alle Zauber der Heldensage wach. So fuhren wir denn auch jene Pfade bis Feltre, der alten Fritilaburg*), und wie Geisterschwirren umrauschten uns die Gestalten der Vilcinasage.

Hier, wo jeder Stein, jedes Burggetrümmer Zeugenschaft bietet, hier wirkt die schlichte, rauhe Sprache der Heldensage doppelt belebend auf die gestaltenbildende Denkkraft eines dichterisch fühlenden Gemütes. Von allen ausschauenden Punkten grüßen die Burgtrümmer herab, daran erinnernd, wie diese Straße in der Zeiten Frühe unter den Hufen schwerer Streithengste erzitterte und wie jene Felsklippen, welche heute höchstens den Posthornklang im Echorufe erwiedern, dermaleinst männergebietenden Heerhornruf donnergewaltig zurückwarfen.

Ja, diese Straße zog Dietleib der Däne, als er Dietrich den Berner zu Venedig suchte. Die Vilcinasage erzählt diesen Zug wörtlich wie folgt:

„Die Sage geht, wie Dietleib auf dem Wege nach Bern (Verona) erfuhr, daß Dietrich gen Rom zum König Ermanrich reite, der sein Ohm war. Er wollte aber Dietrich noch auf der Fahrt selber treffen und erkundete darum den nächsten Weg nach Venedig. Der wege-

*) Siehe: „Der Venusberg bei Traismauer".

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kundige Gotzswin aber gab ihm da solchen Bescheid: „Dieser Weg da ist kürzer; denn schwerlich fährt Dietrich gerades Weges nach Rom, denn mir ward gesagt, daß er einen Umweg gen Osten ans Meer nach Venedig machen und dort etliche Tage verweilen wolle, ehebevor er gen Süden ritte. Und wenn Du nach „Tridentsthal", auf halbem Wege nach „Trident" (Trient, Trento) selber kommst, so geh ab von dem Weg, welcher nach Bern führt, und reite ostwärts durch die Schlucht (heute das Fersinathal), welche Du vor Dir offen sehen wirst. Und wenn Du nun im Osten an die See kommst, so wird Dir gewißlich jedes Kind sagen, wo Herr Dietrich ist."

Die Sage sagt dann von der weiteren Fahrt des Dänen Dietleib: „Er kam dann zu einem Schlosse, und dieses hieß „Fritilaburg" (heute Feltre).

Und dieses war die Fritilaburg! Hier mitten im italischen Lande eine Burg der holden deutschen Fraya! Kaum vermag die Feder über diesen Namen hinwegzugleiten, ohne wieder an den edlen Tannhusäre zu mahnen und zu erzählen, was er Wunder hat gethan, mit Frau Venusinnen. Doch von dieser haben vorliegende Blätter schon an anderer Stelle berichtet.

Und ringsum, welche Erinnerungspracht!

Erkundet man die Namen jener zerbröckelnden Burgen, so wird man von mancher den Namen vom Volke vergessen finden, doch bei manch anderer wieder unschwer aus der italisch klingenden Schale, den deutschen Kern herauszulösen vermögen. So ist das auf der Paßhöhe einen ansehnlichen Markt stolz beherrschende „Pergine" leicht auf das deutsche „Bergen" oder „Perghin" zurückzuführen. Weiter treffen wir die Burg „Hohentelfs" oder „Torcegno", die Trümmer des Schlosses „Telfs" (Telvana) und erreichen nach weiterer Wanderung „Grigno" das altdeutsche „Griegn", dort wo vom Norden herabkommend die wilde Tessinoschlucht sich öffnet, aus welcher der „Grigno" rauschend hervorschäumt.

Auf der ganzen Thalstrecke trifft man Deutsche, obwol — leider — die jüngere Generation das Italische mit Vorliebe pflegt, und dies währt bis über Feltre, der alten „Fritilaburg" des Berners hinaus. Bei „Primolano" finden sich in einer mäßig großen Höhle die Ruinen der alten Burg „Kofel", heute in „Covelo" verwälscht. Das war eine jener verteidigten Höhlen, wie Lueg in Krain, Chalons in Süd-Steyermark, wie Klamm und Wöllersdorf in Niederösterreich.

Nach der Karte des berühmten Tirolerbauers Peter Anich können wir aber jene spärliche Ausbeute ergänzen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht minder können andere Karten aus dem Mittelalter, welche jene Gegenden darstellen, zu Vergleichen herangezogen werden; sie liefern wichtige Andeutungen in der bezeichneten Richtung. Besonders beachtenswert sind auch die Karten des berühmten Naturforschers und Historikers, des Wiener Arztes Wolfgang Lazius. (1514—1565.)

Peter Anich's Karte zählt nun aber nicht weniger als vierzehn deutsche Burgnamen zwischen Trient und Kofel auf, und sind diese von Trient angefangen folgende: „Sergnan", „Puel" (Bühel, Hügel) „Formasch", „Grüll", „Mala", „Bergen", „Selva", zwei Burgen namens „Marter", „Telfs", „Hohentelfs", „Striegn", „Griegn" und „Kofel".

Im Thale der Fersina, noch ehe man die Jochhöhe gegen Val Sugana überschreitet, finden wir sogar noch deutsche Ortsnamen wie „Puel", „Raut", „Erlach", „Rieslach" (Risolengo), „Grüll", „Laf-raun" und „Gareut" (Frassilongo).

In Gareut hielten wir Rasttag im „Deutschen Haus" — wie wohlig klang dieser Name auf der vergessenen — Völkerheerstraße! Der Gasthalter im „Deutschen Haus", Herr Dominikus Holzer, ist einer jener seltenen Wirte, welche wissen, was ihre Gäste interessiert. Er wird Jedem, der im Sinne dieses Buches Fragen an ihn richtet, verständig Antwort erteilen und nach der Richtung der Forschung wichtige Fingerzeige zu geben wissen, was hier ganz besonders erwähnt sein soll.

Derlei „Väter ihrer Gäste" werden im Zeitalter der Rundreise-billets leider auch immer seltener, und finden sich von den geckenhaft befrackten Kellnern und den sich wie Grand-Seigneurs gebenden Hoteliers sehr nichtssagend ersetzt. Dies nur so nebenbei. —

Genau dieselbe Erscheinung bieten die Thäler, welche von Rove-reto, dem alten „Rovereuth" ostwärts ziehen, Val Terragnuola und Val Arsa.

Im Etschthale selber aber liegt noch das reindeutsche Gebirgs-dorf Folgern (Folgaria).

Diese alle bisher genannten Orte mögen als erste Gruppe der deutschen Sprachinseln gelten.

Die zweite, größere liegt am linken Ufer der oberen Brenta, und sind deren deutschredende Gemeinden: „Torcegno", „Vignola", „Ron-cegno" und „Roveda", welche mit den deutschsprechenden Orten des Val Sugana fast zusammenhängen.

Die größte unter allen, die 30000 Seelen zählende „sette communi" besteht aus dreizehn Orten und liegt zwischen dem Val Sugana und dem Val Arsa.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie erklären sich nun diese drei großen deutschen Sprachinseln? Sie selber halten sich für „Cimbern", nennen ihre Sprache daher auch die „cimbrische Sprache" und leiten sich von den von Marius, 113 vor Christus zersprengten Resten des Cimberneinfalles her. Die Karte des Lazius wird dadurch für unsere vorliegende Studie bedeutsamer, als sie in der Nähe der „sette communi" folgende Einzeichnung enthält: „Aquae sextiae ad quas Marius Cos. Cymbros Teutones vicit". Schmeller, der berühmte bayerische Forscher, hält sie jedoch für Alemannen, welche sich wahrscheinlich nach der Schlacht von Tolpiacum hier seßhaft gemacht haben. Zu beiden Ansichten möchte ich mich nicht bekennen, wol aber halte ich sie für Reste der Gothen, welche just hier sich dichter sammelten, um die sich hier stark verästelnde Brennerstraße stets in sicherer Hand zu haben, um vom Heimatsvolke nicht abgeschnitten werden zu können, um von diesem stets frischen Zuzuges gewärtig zu sein, und mit diesem stets in Fühlung zu bleiben. Den Einfluß, den die ausgezogenen Völker noch immer auf ihr Stammland ausübten, erwähnt die Geschichte häufig, so unter anderen die Vita Santi Severini, welche ganz gleiches von Odovakar berichtet.

Die Zeiten Theodorichs (Dietrichs von Bern) und Odovakars waren es, welche hier die Brennerstraße sicherten durch eine bedeutende Heeresmacht, und diese Heeresmacht hielt dort treue Wacht die Zeiten der Völkerwanderung durch, sie hielt dem Frankenkönig Karl und später den Ottonen und Hohenstauffen die Römerstraße offen durch deutsches Blut und mit deutschem Schwertschwung; sie blieb auf ihrer Burghut bis heute, wo sie zum — vergessenen deutschen Wachtposten herabsank.

Drei Ströme wiesen den Deutschen die Wege zur Weltherrschaft; der „freie deutsche Rhein" über den Ocean, die „blaue Donau", die bekannte „Nibelungenstraße" nach dem Osten und die deutsche Etsch zur fröhlichen Heerfahrt nach dem sonnigen Süden, nach Rom und weiter nach Carthago und nach den canarischen Inseln, wo das Volk der Wantschen als Reste der Vandalen gefunden wurde, wie die Bewohner der „sette communi" als Reste der Gothen und Quaden.

Hierarchie und Büreaukratie haben auch hier in dem kleinen Gebirgsländchen zwischen der Brenta und dem Astico die Italienisierung fanatisch gefördert und beinahe erreicht. Und das deutsche Idiom der alten germanischen „Wegwarten" ist, vom deutschen Volke vergessen, der Verwehung preisgegeben. Immerhin mag aber an dieser Stelle ein kleines Literaturdenkmal jenen Stammesbrüdern an den Borden

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Brenta errichtet sein, aus den Tagen des Aussterbens der deutschen Laute in dem geräumigen Germanengrabe — Italien. —

Jenes Literaturdenkmal aber ist die Todesanzeige der am 13. Juli 1890 verstorbenen neunzehnjährigen Tochter des Bürgermeisters von Asiago, oder „cimbrisch" Slege, dem Hauptorte der „sette communi".

Diese Todesanzeige nun, in Großfolioformat mit handbreitem schwarzen Rand gedruckt, ist in „cimbrischer Sprache" verfaßt, aber mit italienischer Übersetzung versehen. Der Urtext ist folgender:

„Hennesle, Libe Tochter von Kav. Jakel vun Rigen un Luciet vun Müllarn, nochent geentet neuzen Jahr in Morgant vun dreizenen Hobiot tausend achthundert und neünzk stirbe. Vorborgenes schmechtegez Genzele, Plümle vor minsche gebracht in vrömeda Hearda in beelz Vater und Muttar ligen iar Ehiar — iar Trost — iar Gadingen vluterte in Hümmel sin oanegez un selegez Lant. O guta — o linne o dorparmega Tochter boatan dizzan armez Fant af din Grab lödeg ableget din Vater-Ksell

Slege in 14. Hobiot 1890. J. Dr. v. Bischovarn.

In wortgetreuer Übersetzung in unser Hochdeutsch lautet diese rührende Parte:

„Hannchen, liebe Tochter des Cavalliers Jakob von Riegen und der Lucie von Müllarn, starb in noch nicht beendetem 19. Jahre am Morgen des 13. des Heumonates 1890. Verborgenes, duftendes Priemelchen, Blümlein für kurze Zeit gebracht in fremde Erde, in welches Vater und Mutter legten ihre Ehre, ihren Trost und ihre Hoffnung, flog es in den Himmel, sein einziges, seliges Vaterland. O gute, o linde, o barmherzige Tochter, weinend und leidvoll legt dies arme Pfand auf Dein Grab Deines Vaters Freund (Gesell) J. Dr. v. Bischovarn. — Slege, den 14. Juli 1890."

Daß diese Inseln des Deutschtums an der südlichen Etsch aus den Tagen der Völkerwanderung, besser gesagt aus den Tagen des Niedergangs Roms herrühren, ist unzweifelhaft. Das mächtige Longobardenreich und das gewaltige Bayern hielten nicht nur Ober-Italien, sondern auch Aquileja und Friaul in sicherer Hut. Und daher war es dem Frankenkönige nicht unschwer, auch in Ober-Italien und Friaul seine Marken zu errichten, das heißt, schon Bestehendes zur fränkischen Einrichtung zu stempeln, denn nicht er hat jene Marken gegründet, er hatte sie schon vorgefunden.

Schon die Wandervölker der Deutschen errichteten längs den Römerstraßen nach Italien feste Plätze mit Waffenfabriken, mit Pferde-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

züchtereien und sonstigen Vorsorgnissen für dauernden Besitz der Römerstraßen. So ist die deutsche „Gotschee" in Krain eben solch ein Rest einer gothischen „Wegwarte", wie der Name es heute noch sagt. Und noch andere ähnliche „Wegwarten" sind längs den Römerstraßen nachweisbar.

Diese uralten deutschen Sicherungen der „Völkerstraßen", in welche sich nun die alten Römerstraßen verwandelt hatten, hielten die Deutschen fest in starker Hand, und ließen sich selbe nicht entwinden, selbst als den kraftlosen Karolingern das Reichsschwert entfallen war. Unter den Ottonen wurde sie erst recht wieder bedeutsam, da unter diesen eine neue Periode in den deutschen Römerfahrten begann. In diese Zeit aber die Geburt jener deutschredenden Gemeinden zu verlegen, wird heute, wo die Zeit der irrtümlich aufgefaßten und irrtümlich benannten Völkerwanderung ihre richtige Deutung gefunden hat, Niemand mehr im Ernste behaupten wollen.

Von den vier Römerstraßen, welche über die Alpen führten, hatten für die deutschen Wandervölker, wie für Deutschland selbst, sowohl das vor- wie das nachkarolingische, nur drei strategische Bedeutung.

Die erste zog von Vindomina (Wien) und Juvavia (Salzburg) über Virnuum (Klagenfurt) den Prädil und den Karst überschreitend nach Aquileja.

Die Zweite lief von Augsburg über den Brenner durch das Etschthal.

Die Dritte endlich führte von Chur über den Splügen zum Comosee.*)

Den deutschen Königen war natürlich sehr daran gelegen, diese drei Straßen stets in strenger Hut zu wissen, und schon die Vilcinasage erzählt von den Kämpfen um Pässe und Brücken, die sich alle um diese Straßen, namentlich um die Brennerstraße drehen. Die Sorge um die Hut dieser drei Völkerstraßen nach Italien, und zwar dort, wo sie auf italienischer Seite aus den Alpenthälern ausmündeten, war für Deutschland, wie schon gesagt, eine vollberechtigte, um immer offenen Weg nach Italien zu haben, um auf Heerzügen stets den Rücken gedeckt zu wissen, und andernfalls um selbst vor erneuerten Römereinfällen gesichert zu sein.

Die Straße über den Splügen war leicht verteidigt; sie hatte auf italischem Boden keine Verästelungen, und war durch die in sicherer

*) Die vierte Straße zog über den großen St. Bernhard von Gallien nach Aosta und Mailand.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Longobardenhut ruhenden Waffenplätze Pavia, Mailand und Como hinreichend geschützt. Nicht so die beiden anderen.

Daher sehen wir Bern schon im fünften Jahrhundert in der starken Hand Theodorichs, und sehen in allen Völkerheerzügen den hartnäckigsten Kampf um Aquileja, darum sahen wir die deutsche Mark „Gotschee" erstehen, wie die „Wegwarten" an der unteren Etsch im Rücken Berns, hinter der Berner-Klause.

Darum sehen wir unter dem Franken Karl mit den Grenzmarken gegen die Avaren und Slaven auch jene gegen Italien genannt, und auch unter den Ottonen in starker Hand. Darunter in erster Linie Friaul und das Patriarchat Aquileja, welche aus alter Naturnotwendigkeit, nicht als Neueinrichtung, nur an mächtige deutsche Fürsten verliehen wurden, zum Schutze der Straße über den Karst. Auch in Österreich waren die Jahrhunderte alten Traditionen nicht vergessen worden; war es doch als Teil des einstigen gewaltigen Bayernreiches, das Karl der Sachsenschlächter zertrümmerte, im alten Mitbesitze der zwei wichtigsten Römerstraßen über den Brenner wie über den Karst gewesen. Als Österreich seine Machtstellung gewann, waren sofort die Babenberger bestrebt, sich auch die Pfade nach Italien zu sichern. Schon frühzeitig sehen wir daher Portenau (heute Pordenone) als der Babenberge Eigen.

Unstreitig die schwierigste Verteidigung bedingte die, von Cäsar Drusus erbaute, und von Cäsar Claudius zur Heerstraße erhobene Brennerstraße, wegen der vielen Verästelungen auf italienischem Boden. Daher wir auch dort schon in frühesten Tagen die deutschen Marken Bern und Vicenta errichtet sehen.

Diese Straße, welche wohl die bedeutendste war, vereinigte bei Bozen mit der Brennerstraße alle deutschen Seitenstraßen, und zog von da ab in einem Strange bis Trient, von wo sich der erste, östliche Ast durch das Fersinathal, wie das Suganathal abzweigte. Von diesem Seitenaste teilte sich wieder nach Süd bei Primolano ein Seitenstrang über Bassano ins lombardische Tiefland ab, während ersterer über die alte Fritilaburg (Feltre) nach Aquileja führte, um nochmals einen Zweig nach Treviso und Venedig zu entsenden.

Unterhalb Trient, verästelte sich der Hauptstrang abermals bei Rovereuth (Rovereto), von wo durch das Arsathal, gegen Vicenta und Padua, der zweite östliche Ast abzweigte. Von Rovereuth aus aber lief die Straße ungeteilt und stark bewahrt durch die Engpässe bei Saravalla und die Berner Klause gerade nach Bern (Verona) und weiter.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese zahlreichen, gefahrdrohenden Veräſtelungen für die Heervölker der Deutschen erforderten deren kraftvollste Wahrung an allen Ausgangs- und Knotenpunkten und zwar durch wohlbefestigte Städte und Burgen. Darum finden wir auch alle diese Markgrafschaften seit dem Beginne der Völkerwanderung nur im Besitze sagen- und sangesberühmter deutscher Heerkönige, und in der späteren Zeit des deutschen Mittelalters wieder nur als Marken an mächtige deutsche (nie italienische) Fürstengeschlechter verliehen.

Nach urdeutschem, weit vormittelalterlichem Brauchtum, war darum auch in der uns hier speziell interessierenden Mark Bern (Verona), die Burghut lehensweise an edle Geschlechter geliehen, welche zum größten Teil ihre Ahnenreihen auf die Völkerwanderzeit zurückzuführen werden vermocht haben, und nun in natürlicher Folgerung auch ihrerseits wieder freie deutsche Dienstmannen um sich sammelten.

So waren jene zahlreichen deutschen Burgen entstanden, deren vierzehn allein das Suganathal aufweist; so entstanden längs den Abzweigungen der alten Brennerstraße jene noch heute bestehenden Sprachinseln, deren wichtigste die „sette communi“ zwischen den beiden östlichen Straßenarmen liegt, beide Straßenzweige mit ihrer Macht im deutschem Schildesamte schirmend. Wie mächtig aber diese eine Wegwarte war, beweist der Umstand, daß sie allein 15000 streitbare Deutsche ins Feld zu stellen vermochte.

Oben aber am Brenner war die deutsche Waffenschmiede, auch Gothensaß (Gothensitz, heute Goßensaß), wo Wieland der Schmied, den sein Vater Wate zu den Zwergen getragen, um die Kunst des Schwerterschmiedens zu lernen*) als Meister saß. Dort schmiedete er mit Zaubersprüchen Urdas Riegel, welcher es dem Römer verwehrte, jemals wieder ein Schwert nach Deutschlands Gauen zu tragen.

So waren jene Straßen, welche zum Verderben der Deutschen gebaut wurden, zu deren Schirm und Schutz berufen, und jene vereinsamten deutschen Sprachinseln, umwogt vom italischen Idiom, jene vergessenen Vorposten des Germanentums stehen noch immer vor der Grenze deutscher Zunge, seit fast anderthalb Jahrtausenden, von ihrem Stammvolke kaum mehr gekannt, als — aufgegebene Posten!

*) Siehe: Aggstein an der Donau.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schalaburg.

Ein Land, welches Jahrhunderte hindurch von Heervölkern durchrast wurde, dessen Eigenart es war, als Völkerthor zu dienen, ein solches Land mußte von dieser Sturm- und Drangzeit notwendig Erinnerungsmalstätten bewahren, welche unvergängliche Spuren bis in die spätesten Alter weitererben mußten. Wer uns bis hierher gefolgt, der bedarf außer dieses Hinweises keiner tieferen Begründung für solches Wort.

Wir sind die „Völkerstraße" nach dem Süden gezogen, wir haben auch einzelne der „festen Schlösser" besucht, welche die Thalpforten des „Zeizzogebirges" gegen die „Wiener-Neustädter-Ebene"*) verschlossen, durch welche Ebene, über Carnuntums Trümmerstätte her, eben jene waffenstarrenden Völkerströme romwärts flutheten; aber wir haben noch keinen Blick hinter diesen Gebirgswall gethan, der uns gezeigt hätte, was denn eigentlich jene „festen Schlösser" an den Thalpforten verschlossen.

Der Pergamenthistoriker ist sofort bereit, die Antwort zu erteilen; er sagt: „Das durch die Völkerwanderung verödete namenlose Land, ward von Carolus Magnus dem deutschen Lande gewonnen, colonisirt und Ostmark genannt. Die Ebene ostwärts des Gebirges (die heutige Neustädterebene vor dem Gebirgszuge des Wienerwaldes) ward aber zur Wüste gemacht, während hinter den Thalpforten das neue Staatengebilde seinen Anhub nahm."

Ein Körnchen Wahrheit steckt in dem. — Aber nicht Karl that dies: der Gebirgszug der Zeizzoberge ward schon lange vor Karl zum Schutze des Hinterlandes befestigt, und zwar sofort nach des Römers Abzug von der Donau. Auch war die Ebene lange nicht so wüste, als man annimmt, sonst könnten uralte Orte nicht auf derselben vorfindbar sein, auch war sie zu einladend zur Pferdezucht wie zum Ackerbau. Aber immerhin hatte man mehr Vertrauen zum Gebirgslande, als zum flachen Lande, für die Zeiten der Not, und darum sicherte man die Thalpforten, hinter welche sich die Bevölkerung der Ebene beim Heranzuge von Feinden retten konnte.

*) Siehe: „Der Brühl", „Das Helenenthal", „Merkenstein" und „Auf der Völkerheerstraße."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon die Vita santi Severini des Eugippius bietet einen Fingerzeig nach dieser Richtung.

Das Römertum war im Sinken begriffen, die noch nicht gefallenen Römerorte konnten sich nur dadurch retten, daß sie in ihren Mauern germanische Kriegsmänner aufnahmen und sich in deren Schutz begaben. Es war dies eine ganz natürliche Konsequenz, eine Nachahmung im Kleinen, was vordem der römische Staat im Großen gethan durch die Errichtung der Auxiliartruppen, welche dem modernen Begriffe der Fremdenlegion entsprachen. So hatte z. B. ehedem in Carnuntum, nach dessen Zerstörung in Vindomina (Wien) der Präfekt der „Gentes Marcomanorum", der „markomanischen (Hilfs-) Leute" seinen Sitz.

Die verlassenen Munizipien an der Donau, wollten sie nicht zerstört werden, mußten diesem von Rom selbst gegebenen Beispiel um so eher folgen, als sich gegenüber jeder römischen Donaustadt am germanischen Ufer eine Germanenstadt drohsam erhob. Dies ist die Entstehungsursache aller Schwesterstädte an der Donau. So z. B. Passau-Innstadt, Urfahr-Linz, Mautern-Krems, O.-Szöni-Komorn, Pest-Ofen u. s. w.

So hatte der Rugenkönig Feletheus in Chremisa, dem heutigen Krems, seinen Sitz, und bedrängte von dort aus Fasiana, das jetzige Mautern, wo eben der heilige Severin meistens weilte. Von Fasiana zog Odovakar nach Rom, wo er als der erste Deutsche, als König von Rom den Thron der Cäsaren bestieg. Von diesen Schwesterstädten Fasiana-Chremisa (Mautern-Krems) ging die Macht des Rugenreiches an der Donau aus, und breitete sich über das Land strahlenförmig bis über das Zeizzogebirge hinaus.

So ward das heutige Krems als Sitz des Königs der Mittelpunkt des neuen germanischen Rugenstaates, der selbstverständlich den Gebirgswall im Osten (die Zeizzogebirge, den heutigen Wienerwald, oder das Kahlengebirge) als Fortifikationslinie nützte, ohne jedoch diese als Landesgrenze zu setzen. Da nun die folgenden Zeiten sehr unruhsame wurden, indem nicht nur germanische Völker vom Norden, sondern auch avarische, hunnische und mongolische vom Nordosten und Osten anprallten, so erwies sich der Gebirgswall hinter der Neustädterebene als Ostschild Germaniens wie von der Natur geschaffen, und ward dieser Teil des heutigen Niederösterreichs naturgemäß schon lange vor dem Jahre 791 zur wirklichen Ostmarke des Germanentums. Hinter dem Walle der Zeizzoberge nun entwickelte sich das germanische

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leben zu reicher Blüte, und daher treffen wir auch dort reiche und bedeutende Heilstätten.

Eine der bedeutendsten mag wohl das heutige Benediktinerstift Melk gewesen sein, das in den ältesten Urkunden gleiche Namensform wie Medling*) verräth, nämlich Magilicha. Darum war es auch die erste Klostergründung in diesem Landstriche.

Rund um diese altgermanische Heilstatt gruppieren sich deren viele; so jene der Ostara (Osterburg) des Wuotan (St. Leonhard)**) des „Agez" (Aggstein)***) und die gewaltige auf „Schalaburg".

Da aber zur Zeit des Römerauszuges das Christentum schon Wurzel geschlagen hatte, wenngleich es die alten Götter noch nicht zu verdrängen vermochte, so war der Glaube an diese doch schon zu sehr erschüttert, als daß diese Heilstätten als nachrömische erkannt werden könnten; vielmehr liegt die größte Wahrscheinlichkeit sehr nahe, daß deren Gründung aus den Zeiten des Königreichs der Norisker (Noricum) herüberragt, daß sie in den Römerzeiten fortbestanden und später erst zu erhöhtem Glanze gediehen, als das Römerjoch abgeschüttelt war.

Der Berg, der die noch heute stolze „Schalaburg" trägt, beherrscht weit und breit das Land, die Ebene bis Melk, während er sich als Vorposten einer bewaldeten Bergesreihe zeigt, hinter welchen der alten Verteidigungsart entsprechend das Volk sammt seiner Habe bei Feindesnot Schutz suchen konnte. Denn nicht nur Orte der Andacht waren die heiligen Tempelstätten allein, nicht nur Trost, Erhebung und Recht fand bei ihnen der Gläubige, sondern auch Schutz gegen Feinde, denn ein kriegerisches Volk konnte auch nur wehrhafte kriegerische Götter verehren.

Auch die Römer, die einen so glücklichen Blick zur Wahl jener Punkte bewiesen, welche zur Stütze ihrer Herrschaft dienen konnten, erkannten die strategische Wichtigkeit dieses Berges, der ihnen zwei Straßen decken konnte. In erster Linie die Heerstraße selbst, welche von „Trigisamum" (Traismauer) nach „Namare" (Melk) führte, und in zweiter Linie die Reserve- oder Handelsstraße, welche beide erstgenannten Plätze über die Orte: „St. Andrä", „St. Pölten", „Grafendorf", „Hürm" und „St. Leonhard" verband, und mehrere Straßenabzweigungen südwärts entsandte.

---

*) Siehe: „Der Brühl."

**) Siehe dieses.

***) Siehe dieses.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schalaburg, der römische Name ist nicht mehr bekannt, deckte somit hinter Namare (Melk) die Gabelung der beiden Straßen und bildete mit der Befestigung von Namare und jener von Mauer (auch hier fehlt der römische Name) ein Festungsdreieck. An die Zeiten des Römerdienstes, den Schalaburg leistete, erinnern mehrere Grundmauern und Gräber römischen Ursprunges am Fuße des Burgberges, an der Straße nach Mauer, sowie Mauerteile an den ältesten Bauten wie am Turme der Burg, welche mit großer Wahrscheinlichkeit für römische Baureste gelten. Die folgende Geschichte der Burg ist für unsere Zwecke belanglos, und nur daraus der Umstand von Bedeutung, daß sie seit den ältesten Zeiten im Allodialbesitze der Landesherren sich befand, was auf ihre alte Heiligung hindeutet, denn der Landesherr oder die Kirche waren es, welche die entweihten Wuotansheilstätten nach dem Sturze des Heidentums in Besitz nahmen. —

Doch dies gehört der Geschichte an, und was in dieser nun weiter folgt, entfernt sich immer mehr von dem Ziele, dem wir zustreben; auf das aber, was wir bis jetzt über die Schalaburg gesagt, wollen wir später wieder zurückkommen.

Das war so eine eigene Sache. — Vor beinahe zwanzig Jahren mochte es gewesen sein, als ich mit einem lieben Freunde selbander von „Loosdorf" hergezogen kam, einen gemeinsamen Freund, Herrn Eduard von H..... zu besuchen, der Verwalter auf Schloß Schalaburg war.

Da wir eine mehrtägige Wanderung durch die reizenden, eigenartigen Thäler und Wälder um Melk uns vorgenommen hatten, so blieb diesmal das Ruderboot zu Hause, und statt der Bootsmannstracht kleidete mich jene des Waidmanns. Dies wäre nun recht schön gewesen, wäre mein ebenso gekleideter Geleitsmann auch wie ein waid- und hirschgerechter Jäger gewachsen gewesen. Dies war aber nicht der Fall. Ein kürzeres Bein zwang ihn auffallend zu hinken, was ihn jedoch nicht hinderte, wacker und dauernd zu laufen Stimmte auch das Hinken schlecht zum Waidmannskleid, so wußte er doch die Kunst — er war eben Maler — sich gerade dieses Hinken in gewisser coquetter Weise zu Nutze zu machen. Ein spitzer schwarzer Knebelbart gab seinem schmalen, scharfgeschnittenen bleichen Gesichte einen fast infernalischen Ausdruck, den nun der spitze Jagdhut mit der Hahnfeder, wie gesagt, in gewisser Absichtlichkeit noch erhöhte.

Thatsächlich hörten wir lächelnd den Vergleich mit „Samiel, dem wilden Jäger" anstellen, was seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So zogen wir denn selbander von Loosdorf nach der alten Schalaburg hinaus.

Schon vom Weiten sichtbar, thront sie breit auf bewaldetem Hügel über dem weiten Thal, das in der Farbenpracht des Hochsommers erstrahlte. Wogende Felder breiteten sich aus, und der eigentümliche Geruch des schnittreifen Korns lag über der Landschaft, aber auch kehlendorrende Hochsommerglut. Wie sehnten wir uns nach dem forstkühlen Schloßberg, dessen Schatten uns laben sollten, ehe wir unsern Besuch abstatten wollten.

Nach kaum einstündiger Wanderung über den gewundenen, holperigen Feldweg, der ziemlich hohlwegartig hinlief, und an einem kleinen unscheinbaren „Marterl" vorbeiführte, erreichten wir den herrschaftlichen Maierhof. Dort bekam man schon den Baumwuchs zu ahnen, denn einige dickköpfige zerzauste Erlenstrünke neigten sich über ein halbverwachsenes Bächlein, als guckten sie neugierig mit ihren struppigen Häuptern in das hohe Gekräute, um auch etwas von den spärlichen Wassern zu erspähen, die dort mehr geahnt als geschaut werden mußten.

Wir lachten ob des erheiternden Aussehens der Bäume, die uns wie struppige Strolche erschienen, namentlich da unferne von ihnen sich eine vornehme Gesellschaft stattlicher Linden zeigte, hinter welchen wie Parvenues zwei hochstämmige Pappeln aufstrebten. Standen die Erlen demütig geneigt wie verwahrloste Bettler neben den ruhig stolzen Linden, so störte die aufdringliche Beweglichkeit der emporgekommenen Pappeln das Bild, es schien, als plapperten diese fortwährend das unsinnigste Gewäsch. So zeigte sich das Bild eigentümlich belebt, und über dessen augenblickliche Eindrücke scherzend, schritten wir dem dichten Laubwalde zu, der um den Burgberg seinen herrlichen Grünmantel gefaltet hatte.

Da blieben wir plötzlich stehen; ein einfaches, rotes Kruzifix — wie man es auf dem Lande so häufig sieht — stand zwischen den beiden Pappeln. Die Szenerie hatte sich mit einem Male verändert; jetzt fiel mir erst die eigenartige Gestalt meines Begleiters recht deutlich in die Augen und halb im Scherze, halb im Ernste sagte ich zu ihm:

„Kerl, wer Dich hier bei jagenden Wolken im Mondschein sehen könnte, während die Schloßuhr schläfrig ihre zwölf Schläge hinausschnarcht über das Land, der müßte Dich für den leibhaftigen Gottsei-bei-uns halten!"

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Waldstelle war aber auch darnach. — Unwillkürlich fiel mir Schumanns reizende Idylle „An unheimlicher Stelle" aus seinen „Waldszenen" ein. Ich konnte mich des fröstelnden Eindruckes nicht erwehren, den eben jene Stelle auf mich ausübte, und schweigend verfolgten wir die breite Fahrstraße, die den Burgberg durch wohliges Forstgedunkel hinanführt. — Derlei Stimmungen teilt man nicht jedem mit, und wäre er gleich ein Freund und Fahrtgenosse; man scheut es, mißverstanden zu werden.

Schweigend hatten wir die gewaltige siebenthorige Burg erreicht, schweigend das siebente Thor durchschritten und standen in der Wohnung unseres Freundes. Selbstverständlich galt als zweiter Grund unseres Besuches die Sehenswürdigkeiten der Schalaburg zu besichtigen, welche ebenso groß, wie fast unbekannt sind, und welche erst durch Professor Kaiblinger in Melk sozusagen entdeckt wurden.

Diese bestehen nicht aus den sieben Thoren, den starken Thürmen und mächtigen Bastionen, auch nicht aus den römischen Mauerresten, oder der aus dem Jahre 1313 stammenden Burgkapelle, wohl aber aus den hochinteressanten Bogengängen des innersten Burghofes, die geradezu ein Unikum in Österreich, vielleicht in Europa bilden.

Diese den Hof über die Hälfte einschließende Bogengallerie, im zierlichsten italienischen Renaissance-Style, ist getragen von einem Bogengange aus zwölf einfachen Säulen. Die darauf ruhende offene Gallerie bilden sechsunddreißig Bogen, deren Pfeiler nach außen mit Hermen und allegorischen Figuren, und darüber mit kleinen jonischen Halbsäulen geschmückt sind. Die Seitenflächen jedoch zieren die prachtvollsten Ornamente edelster Renaissance. Die Bogenzwickel zwischen den Bogen und den jonischen Säulchen, sind mit je einem Wappen geschmückt, und zwar so, daß dem Losensteiner Wappen stets ein anderes gegenübersteht; unter diesen erkannten wir jene der Starhemberg, Montfort, Scharfenberg, Zelking, Volkersdorf, Herberstein, Puchheim u. a. Die Stylobate der Arkadenpfeiler zeigen in zierlichen Nischen die Thaten des Herakles in Basreliefs, während der Fries in Hautreliefs Portraitbüsten enthält. Im Innern der Arkaden schmücken die Wand Medaillons mit Bildnissen alt-römischer Kaiser, und auch im Relief eine mit einer Schale aus einer Quelle schöpfende Frau. Diese Frau und eine Büste mit einem Hundekopfe bilden die Wahrzeichen der Burg.

Das Interessanteste in kunsthistorischer Beziehung ist der Umstand, daß jene Gallerie, welche man beim ersten Anblick aus rotem Marmor gemeißelt erachtet, in Terracotta ausgeführt ist und ehemals bunt

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glasiert war. Das mußte einen prächtigen Effekt erzielt haben, als die Arkaden noch im vollen Farbenglanze erstrahlten.

Schon vor fünfzig Jahren schrieb J. Fayl über dieses Unikum, daß, wäre es in Schottland, die ganze Welt dies Wunder in Ölbildern und Stahlstichen kennen würde, daß es Walter Scott zu einem weiteren Meisterwerke begeistert haben müßte, nur aber weil es in Österreich sich befindet, ist es noch unbekannt! — Und heute nach fünfzig Jahren ist es noch nicht viel bekannter geworden.

Wir waren also bei unserem Freunde, dem Verwalter, eingetreten, mit dem besten Vorsatze, dies unbekannte Kunstwerk zu genießen; doch wie es schon so zuweilen zu geschehen pflegt, es blieb bei der Vornahme. Wir hatten die Gallerie noch nicht gesehen, als die Dämmerung hereinbrach, und der lichte Sommervollmond vom zitternden Sternenhimmel herunter, seine bleichen Strahlen mit denen der Petroleumlampe mischend, in unseren fleißig kreisenden Römern spielen ließ.

Solch ein Trinksymposion in einer alten Burg hat so seinen eigenen Reiz. Die getafelten Wände, die schwerfällig gewölbte Decke, die außer allen gewohnten modernen Verhältnissen befindlichen Thüren und Fenster, denen man es unschwer absieht, wie schlecht sie sich mit den modernen Thürflügeln und Fensterstöcken vertragen, und wie spottend auf die antikisierenden modernen „altdeutschen" Möbel herabblicken, dies alles in seiner harmonisch sein sollenden Unharmonie wirkt so eigenartig anregend, wie schwerer, berauschender Malvasier. Und dann die ex-offo-Gespräche erst!

Auch diese stimmten zum so eigenartigen Gemach; alte Dinge wurden besprochen im Lichte modernster Auffassung. Wie glich unser Gespräch den berüchtigten modernen „altdeutschen" Möbeln!

„Also das rote Kreuz ist Ihnen so gar unheimlich?" fragte die alte Tante des Verwalters. Sie ließ den langen Strickstrumpf in den Schooß sinken, das Geklapper der Stricknadeln verstummen, und blickte mich mit halb neugierigen, halb ängstlichen Mienen an.

„Also das rote Kreuz, und am hellen Tage!" wiederholte sie, und wurde nachdenklich. Das begann mich zu interessieren, obgleich mein Freund verdrießlich so etwas wie „dummes Zeug" in den Bart brummte und die Gläser auf's Neue füllte.

Dann sagte er halb ärgerlich, halb scherzend, indem er an meinen Römer anstieß: „Die Du riefst, die Geister, wirst Du nun nicht los! Jetzt heißt es schweigen, denn wenn Tante Mariens Stricknadeln nicht mehr klappern, ist's ein ungut Zeichen!"

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein kleines Wortgefecht begann, da ich aber durchaus nicht abgeneigt war „Geistergeschichten" erzählen zu hören, — denn solche waren jetzt sicher im Anzug — so nahm ich Partei für die würdige Tante, zur sichtlichen Verstimmung des Verwalters. Der hatte höchst wahrscheinlich das nun Folgende schon etliche Dutzendmale anhören müssen, was freilich bei mir noch nicht der Fall war.

„Also das rote Kreuz," begann die Dame auf's Neue und schob sich feierlich in ihrem Lehnstuhl zurecht. „Das rote Kreuz! Und haben Sie nicht das Kugelloch an der Seite unseres blutigen Heilandes gesehen?"

„Das war mir entgangen, gnädige Frau," war meine Entgegnung, „aber —

„Glaub's wohl, glaub's wohl —", sagte sie eifrig, und strich dabei die Brotkrumen auf dem Tafeltuch zusammen. „Wer sollte auch an solchen Frevel glauben! Der ward aber auch schrecklich bestraft. Noch spukt der Ritter Georg als wilder Jäger hier herum, und wenn es herbstelt, dann fährt das wilde G'jagd durch den Forst, daß die gelben Blätter wie Wetterwolken herumsausen — und dann erst in den Zwölften! Und haben Sie nicht draußen am Gange die Hundsfrau gesehen? —"

„Die Hundsfrau?!" fragte ich erstaunt und verneinte.

„Dummes Zeug — mit Deiner Hundsfrau, Tantchen" — lachte der Verwalter; „das ist ja ein Mann, und die abergläubischen Leute daherum erzählen, es wäre ein Ritter von Schalaburg gewesen, der mit Hundekopf und Hundepfoten zur Welt gekommen, einundzwanzig Jahre hier gelebt habe. Er wäre so wild gewesen, daß man ihn Zeit seines Lebens in seinem Gemache an silberner Kette angeschlossen hielt. So sagen die Leute, aber wer's glaubt wird selig, und wer's nicht glaubt auch!" sprach's und trank seinen Römer leer.

Wieder entstand ein kleines Scharmützel zwischen Tante und Neffen, aber die Sache begann mich lebhaft anzuregen. Der Schuß nach dem Kreuze, der Hundekopf, ob nun männlich oder weiblich, die silberne Kette und die einundzwanzig Jahre — das erregte gewaltig mein Interesse. Doch hatte ich nicht Zeit, meine Gedanken zu sammeln.

„Das muß ich besser wissen!" sagte sehr bestimmt die Tante, „die Dame, die Hundsfrau ist's, hab' ich sie doch selber gesehen, im weißen Brokatkleid, mit dem altertümlichen Fächer, der großen Halskrause und mit der Spitzenhaube auf dem schwarzen Hundekopfe!"

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Die Hundsfrau also spukt hier im Schlosse!?“ frug ich unwillkürlich erregt, denn ich dachte an den unheimlichen Eindruck, den mir die Waldstelle am roten Kreuz bereitet; meine Zigarre war verlöscht. „Und wie stimmt die zum roten Kreuz?“ diese Frage war mir fast unbewußt entschlüpft, und trug mir ein spöttisches Lächeln des Verwalters ein. Mir war's, als hörte ich sein „dummes Zeug“, aber seine Lippen blieben geschlossen; er wird sich's vermutlich nur gedacht haben. Für den Anflug des Spottes, den mir mein Freund zugedacht, entschädigte mich aber ein Blick der Anerkennung seitens der alten Dame, und der war für mich von Wert, denn jetzt hatte sie Vertrauen zu mir gewonnen, und erzählte rückhaltlos, weil sie mich für gläubig hielt. Und solches ist für den, der aus dem Volke selber seine Stoffe holen muß, von Wichtigkeit. Der Sagemund ist scheu wie ein Reh; wie dieses in den Busch entschlüpft beim leisesten Geräusch, so schließt sich jener unerbittlich sofort, wenn der Hörer nicht als gläubig erkannt wird; nur Vertrauen vermag ihn zu erschließen, um seinen Sagenschatz zu verkünden, Spott aber unwiderruflich zu schließen.

„Ja, ja,“ fuhr Tante Marie fort, „die Hundsfrau stimmt ganz gut zum roten Kreuz und zu noch anderem auch! Haben Sie im Heraufsteigen das alte, verfallene, runde Gemäuer rechts von der Straße gesehen? Die Leute meinen, es wär' ein Heidentempel, andere behaupten gar, daß es ein Templerschloß gewesen. Sie wissen's aber alle nicht! Das war die zweite Burg, und in jeder wohnte ein „feindlicher Bruder“. Noch hört man sie zuweilen kämpfen. Der, dem die Schalaburg gehörte, der hatte den anderen erschlagen, und darum muß er, wenn er aus der Schalaburg auszieht, in die Trümmer der anderen einziehen, zur ewigen Strafe, um dort immer und immer wieder den Brudermord zu begehen, bis zum jüngsten Tag!“

Da hielt die gute Frau inne.

„Ja aber das rote Kreuz, die Hundsfrau — wer ist denn die Hundsfrau?“ frug ich schier drängend.

Da blickte die Erzählerin mit einem scheuen Blick zum Fenster hinaus über den mondbeglänzten Hof, als wollte sie sich vergewissern, daß das Gespenst draußen noch nicht wandle, dann erzählte sie weiter:

„Wer sie war, wollen Sie fragen! Sie war die Tochter von dem Hundsritter Georg.“

Und wieder blickte Tante Marie über den Hof; der lag ruhig im silbernen Mondenschein, und tiefe Schatten warfen die zierlichen Galleriebogen auf die alten Kaisermedaillons. Aber nicht so ruhig war die alte Dame; man sah es ihr an, daß sie das Gruseln überkommen;

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denn dort, wo man sich im Bereiche des Geistes glaubt, dort spricht man nicht gerne von ihm. Und doch war gerade dies Thema der Lieblingsgesprächsstoff Tante Mariens. Und wieder hub sie an:

„Also die Hundsfrau war die Tochter des Ritters Georg, desselben, der seinen leiblichen Bruder da drunten erschlagen. Dem hatten gute Leute das rote Kreuz an der Straße gesetzt, g'rad so, wie vor etwa dreißig Jahren da drüben man das „Marterl" hinsetzte, wo ein reicher Mann erschlagen und ausgeraubt worden war. — Also — daß ich nicht vergess' — der Vater der Hundsfrau, der Ritter Georg, war mit Leib und Seele Jäger, ja er war es mehr sogar als Christ. Ihm war nur wohl im dichtesten Wald, wenn er nichts anderes sah, als den Hirsch vor sich und die Hunde um sich, wenn er nichts anderes hörte, als Jägerschreie, Hundegebell und Hornruf. — Kann mir's wohl denken warum; wird wohl sein Gewissen zu laut an den Brudermord erinnert haben. Seine sieben großen Jagdhunde mußten stets aus silbernen Schüsseln an seinem Tische wie Hausgenossen essen. Ja, und wenn ihm seine gute Frau vorhielt, solches sei gottlos und sündhaft, dann gab ihr der Wüterich die Antwort mit der Hundepeitsche über den Rücken! —

Und da war er halt wieder einmal jagen gegangen, der Hundsritter. Das war aber ein Unglückstag für ihn, denn so viel Wild ihm auch vor die Büchse kam, er traf nichts — rein nichts. War ihm ein altes Weib beim Ausgang begegnet, oder war's just Freitag, das weiß ich nicht; aber troffen hat er nichts, das ist sicher. Es war als wären seine Kugeln verhext gewesen! Wütend, wie ein scheugewordener Stier, kehrte er am Abend nach Schalaburg zurück; es war ein abscheuliches Wetter wie zu Aller-Heiligen. Wie er nun so nach Hause rannte, nachsinnend, an wem er seine Wut auslassen könnte, da stand er plötzlich vor dem roten Kreuz. Da ward ihm natürlich nicht sanfter um's Herz, denn das Denkmal des Brudermords rüttelte jetzt wieder an seinem Gewissen. Sinnlos vor Wut riß er die Büchse von der Achsel, legte auf unsern Herrn Jesus an und vermaß sich zur gräulichsten Gotteslästerung. Vom baren Wahnsinn erfaßt schrie er wütend gegen den Herrgott, der so geduldig mit ausgestreckten Armen an das Kreuz genagelt hängt: „Weil ich heute gar nichts getroffen habe, so will ich zum Wenigsten Dich treffen an Deinem Querholz!" Dann drückte er los, der Schuß krachte; — da war's, als töne aus dem Kreuze her ein fürchterlicher Schrei, der wiederholte sich im tausendstimmigen Echo, als wollte ihn sich jeder Waldbaum, jedes Blatt, jedes Insekt weiter zurufen ob des ungeheuer-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichsten Frevels. Die Hunde heulten jammervoll auf und zerstoben in sinnloser Angst nach allen Richtungen, zorngrimmig aber ballten sich die Wolken wie Riesenfäuste zusammen und schlugen aneinander, daß die Blitze stoben und man meinen mußte, der Himmel müsse zerstürzen vom gräßlichsten Donnergepolter. Dazu wimmerte der Sturm im Forste und stellte die Bäume auf die Kronen in maßlosen Jammer ob der nie erschauten gräuelvollen Bösthat. —

Vom schrecklichsten Entsetzen gefaßt, eilte der Ritter zur Burg."

Tiefes Schweigen herrschte im Gemache, die Römer standen unberührt, die Zigarren waren verglommen. Da knackte es unmerklich im alten Wandgetäfel — wir alle erschraken. Die Erzählerin warf abermals aus ihren nun erregt funkelnden Augen einen ängstlichen Blick über den Hof und die Gallerie, — dort aber war's ruhig und feierlich still. Es war eine Nacht wie geschaffen zum Schwärmen und zum — Küssen! Sie stimmte so gar nicht zu dem, was hier erzählt wurde und es schien als wollte der stille Mond selber lächeln ob der Gespensterfurcht der armen Menschlein; und doch —.

Fast beklommen drängte sich mir die Frage auf die Lippen: „Ja, aber die Hundsfrau?!"

Da nickte Tante Marie bedeutsam mit ihrem Haupte, schütterte leicht in sich zusammen und bedeckte mit der Hand ihre Augen, als scheute sie sich weiter zu erzählen um nicht etwa wieder die Hundsfrau zu erblicken. Nach einem tiefen Seufzer und nach längerem Schweigen fuhr sie fort:

„Also, der Ritter Georg war todtenbleich und zitternd heimgekehrt; da sah er wie die Frauen in der Burg entsetzt durcheinanderrannten und ihn gar keines Blickes würdigten. So wankte er in seine Stube. Da vernahm er das Gräßliche. Seine Hausehre hatte zur selben Stunde ein Mädchen geboren, das statt eines menschlichen Hauptes einen schwarzzottigen Hundekopf hatte. Und das ist wahr und wahrhaftig! Da stieß der Ritter Georg einen gräulichen Fluch aus und rannte hinaus in das wildwütende Wettergewoge. — Niemand hat ihn fürder mehr lebend erschaut. Bald aber tönte die Schreckenskunde, daß man ihn, gefolgt von seinen sieben schwarzen Hunden als Gespenst in wütender Jagdlust habe durch den Forst tollen gesehen. — Das Fräulein aber wuchs heran, doch den Hundekopf behielt sie Zeit ihres Lebens und ward davon das Hundsfräulein geheißen. Schon damals gehörten die drei Schlösser Schalaburg, Sichtenberg und Soos zusammen, und damit die arme Hundsfrau ungesehen von dem einen Schloß ins andere gehen konnte, wurden

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alle drei mit unterirdischen Gängen verbunden. In diesen Gängen nun hat sie sich meistens aufgehalten und ward selten von den Leuten gesehen. So kam es, daß man so recht eigentlich nicht wußte, wann sie gestorben, ja viele glauben, sie selber lebe noch heute, und das was man zuweilen sieht, sei sie selber, nicht aber ihr Gespenst. Gott sei ihr gnädig und barmherzig und verhüte mildiglich deren Erscheinen, denn wenn sie sich sehen läßt, so stirbt — ohne Gnad' und Barmherzigkeit — innerhalb dreier Tage ein Bewohner der Burg. — So, jetzt hab' ich sie erzählt, die Schauergeschichte von der armen Hundsfrau —"

Tante Marie schwieg. Sie lehnte sich mit geschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurück, und es schien, als spräche sie leise ein Gebet. Aber das Gespräch wollte nicht mehr in Fluß geraten, auch mit der Trinklust war's vorbei.

Wir wollten uns verabschieden und erhoben uns. Dagegen ward heftige Einsprache erhoben; „jetzt dürfen Sie nicht am roten Kreuz vorbei, und auch nicht an dem verfallenen Rundbau!" sagte bestimmt die gute Tante. Und so mußten wir es uns gefallen lassen, diese Nacht in einem Gastzimmer der alten Burg zu verträumen.

Bald wurden wir über die Gallerie hin zu unserem Schlafzimmer geleitet. Der Mond stand hoch am Firmamente, umflimmert von dem unzählbaren Heer zitternder Sterne. Scharf geschnitten fielen die schweren Schatten der Bogen herein in die Gallerie, und schier gespenstig huben sich die schwarzen Türme vom sammtenen Sternenhimmel ab. Kein Laut war vernehmlich; tiefste feierlichste Ruhe ringsum. Im flackernden Kerzenlichte schritten wir die Gallerie entlang, unheimlich dröhnten unsere Schritte durch dieselbe, so sehr wir uns auch müheten, leise aufzutreten. Seltsam mischte sich das bleiche Mondlicht mit dem Flackergelblichte der Kerzen auf den Reliefmedaillons der Cäsarenbilder. Die starren Züge derselben schienen sich beleben zu wollen und grinsten uns schier gespenstig aus ihren Rahmen an; die einen lächelnd, die andern grimmig. Da standen wir vor der Frau mit der Schale an der Quelle.

Die schien mir freundlich zuzunicken, und mir war's, als wäre sie eine gar alte vertraute Freundin — —

Bald hatte sich nach gewechseltem Händedruck die Thüre unseres Gastzimmers geschlossen, nachdem man uns eine „geruhsame, wohlschlafende Nacht" gewunschen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon lagen wir in den Betten, und mein „wilder Jäger" gab bald die untrüglichsten Merkmale des gesundesten Schlaftalentes zu erkennen.

Mich aber floh lange der Schlaf. Das Gehörte hatte mich mächtig ergriffen; es kam jenes unerklärliche Etwas über mich, das man gewöhnlich als Gespensterfurcht, und doch so unrichtig bezeichnet. Niemand wird mir zumuten, daß ich im Ernste wähnte, die Hundsfrau möchte mich mit ihrem Erscheinen überraschen, und doch hatte die engere Umgebung der Burg einen so eigentümlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich es ahnend empfinden mußte, warum eben diese Stelle einst eine Heilstätte geworden. Mir war's, als stünde die Frau mit der Schale vor mir und lächle mich an, und dann sprach sie zu mir. — Ja, jetzt erkannte ich die Hehre! Habe ich doch selbst schon aus deren Schale getrunken! Fürder ist es mir kein undeutbar Räthselbild, jenes Relief mit der Schalenfrau auf Schalaburg. —

* * *

Viele Namensdeutungen wurden versucht. Die Einen nahmen jene Schalenfrau als Namensgeberin der Schalaburg an; man verlachte sie, und doch haben sie instinktiv das Rechte geraten, aber doch den Sinn nicht erfaßt. Wieder andere meinten von „Schalce" nämlich „Knecht" als „Knechteburg", sozusagen Kaserne, den Burgnamen zu deuten. Ich selbst leitete ehedem den Namen vom Worte „Sal" ab, wie solches allerdings richtig, aber auch ich beging den Fehler dieses „Sal" unrichtig, nämlich nach seiner späteren mittelhochdeutschen Anwendung zu deuten. Mit Bezug auf die Übernahme dieser alten Heilstatt in christlicher Zeit als „Allodialgut" von Seite der Landesherren, deutete ich diesen Namen auf „Salland", was so viel sagen will, als „erbeigentümliches Gut" (Stammeigen, Stammgut, durch Vermächtnis erworben), welches viele Wortebildungen wie „Salgut", „Salbuch", „Salhof", „Salmann" (=Testamentsvollstrecker)ꝛc. zu bestätigen schienen. „Sal" ist allerdings das Stammwort im Burgnamen der Schalaburg, aber man muß dessen Bedeutung in vorchristlicher Zeit zu ergründen suchen. „Sal" ist auch das Stammwort des Namens der „Frau Sälde", welche von den Minnesängern ebenso genannt wird wie die „Frau Venus", und wie diese als allegorisches Wesen aufgefaßt wurde. Doch ebenso wie die „Venussin" sich als eine deutsche Göttin entpuppte,*) ebenso ist auch Frau „Sälde"

*) Siehe: „Der Venusberg bei Traismauer"

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als eine deutsche Göttin zu erklären, und auf diese ist der Name der Schalaburg zurückzuführen.

„Sal" als Stammwort hat den Sinn von „Heil", „Glück", „Reichtum" und ist daher Frau Sälde im deutsch-mythologischen Sinne der römischen Fortuna gleichwertig an die Seite zu stellen.

Frau Sälde schöpft also aus dem Brunnen Urda's die Kunde der Zukunft, und dies kann nur jene hehre Göttin sein, welche „Kinder und Früchte erzeugt im Überflusse, der daher allein das Recht, das Leben zu geben, zu nehmen." Frau Sälde ist daher keine Geringere, als die Göttermutter Frouwa selber.

Merkwürdig! Säldenburg, Gnaden- oder Heilsburg bedeutet der Name der Schalaburg! Und drei Burgen verbindet die Sage mit unterirdischen Gängen, die wahrscheinlich wirklich vorhanden waren, es vielleicht noch sind. Wieder die „Drei"! Wie nun aber die Eine „die Früchte und Kinder im Überflusse erzeugt" aus den dreien Vertreterinnen des Werdens, Wirkens und Vergehens gebildet ist, nämlich aus Fraya, Frouwa und Helia, welch letztere schwarz und in Begleitung eines schwarzen Hundes gedacht wird, so tritt das Gespenst der Schalaburg, die „Hundsfrau" plötzlich vom mythologischen Lichte beleuchtet, deutlich genug als Helia, die fürchterliche Todesgöttin hervor.

Schauersagen bewahrt das Volk als treuer freundliche Sagenbilder, darum hat es die Deutung des Bildes von der Frau mit der Schale vergessen. Auch Helia ist Heilsgöttin, wie die Todtengöttin in einer Religion, welche an die Wiedergeburt glaubt, selbstverständlich Heils-, ja Geburtsgöttin sein muß.

So schließt sich nämlich der Ring: Geburt, Leben, Tod,*) Wiedergeburt. Darum fällt die Tannhäusersage in den November gleichzeitig mit dem christlichen Allerseelentage, weil wie Tannhäuser im Feneberge (Fenusberg) die Todten in Fenes (Freyas) Schloß Volkswang, dem Volksanger, (Friedhof) der Auferstehung entgegenschlafen. Darum verläßt am 24. Dezember Tannhäuser den Feneberg, darum verläßt am 24. Dezember Widar sein waldiges Wohnland, darum wird am 24. Dezember Wali, der junge Sonnengott geboren, darum wird an diesem Tage die Weihnacht gefeiert, in welcher auch der christlichen Lehre gemäß der Besieger des Todes, der Erlöser geboren wird, denn — aus dem Tode blüht neues Leben.

---

*) Siehe: „Der Venusberg bei Traismauer".

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn nun dort, wo Helia, die „Hundsfrau" im unterirdischen Schlosse herrscht, als Wahrzeichen der Burg die mit der Schale schöpfende Frau Sälde erscheint, so zeigt eben dieses Schöpfen die Wiedergeburt, oder überhaupt das Geborenwerden deutlich genug an: ist doch das Wasser das uralte Symbol der Ewigkeit. Als Regen fällt es befruchtend vom Himmel; es giebt den Pflanzen Leben, es versickert in die Erde wie der Todte in diese gesenkt wird; aber als Quelle wird es wiedergeboren, und darum waltet Frouwa als Frau Holle am Kindleins- oder Jungbrunnen.

Wie nun aber die weibliche Drei hier deutlich erkennbar ist, ebenso auch die männliche Drei. Der Kampf der feindlichen Brüder, ist der Kampf des jungen Sonnengottes mit dem Wintergott. Balder wird von Hödur, dem blinden „Schützen" erschossen, aber dieser dann wieder vonWali erschlagen. Dies vermengt sich in der Sage vom Ritter Georg, der als Freischütze wie als wilder Jäger auftritt. Die silberne Kette, mit welcher der „Hundsritter" einundzwanzig Jahre, (nämlich 3×7, das heißt dreifachen Winter) gefesselt gehalten wird, deutet auf den gefesselten Loki, der ja, wie bekannt, als schwarzer Hund seine Tochter Helia begleitet. Das runde Gemäuer, — der Tempel, oder das Templerschloß, auch die Burg des feindlichen Bruders — ist zweifellos ein Nest des alten Rundturmes der sich ähnlich wie der Turm der Valeda an der Lippe, auch hier erhob. Darum sind die ältesten Kirchen im weiten Deutschland, wie speziell in Niederösterreich, Rotunden, und manche derselben mag nicht nur ideell, sondern wirklich eine jener alten Heidenkirchen sein, auf welche sich der Brief des Papstes Gregor des Großen an den Abt Melittus von Canterbury bezog.

Naturgemäß ist der Priesterstand jeder Religion, und damit jeder Kultus, von allen, gleichzeitigen Ständen am konservativsten, denn er fußt auf dem Worte Gottes, und dieses ist unabänderlich, felsenfest. Die ältesten Bauten der Germanen, wie solche auf der Antoniussäule zu Rom dargestellt sind, waren kreisrund mit einem Kuppeldache versehen, ganz ähnlich den noch gebräuchlichen Bienenkörben.

Schon lange, nachdem die Deutschen gelernt hatten, auf rechtwinkliger Basis Häuser mit Giebeldächern zu erbauen, blieben die kulturellen runden Turmbauten, welche die Eingänge zu den unterirdischen Wohnungen der Heilrätinnen verhehlten, noch lange aus heiliger Gewohnheit im Gebrauche, und gingen schließlich auf die altchristliche Baukunst formbestimmend über. Darum werden von der Volkssage alle diese Rundkapellen als Tempelritterkapellen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bezeichnet, verbunden mit schauerlichen Vorstellungen eines geheimen, gräuelhaften Gottesdienstes.

Aber nicht Templerstätten, sondern germanisch-heidnische Tempelstätten waren es gewesen.

Noch aber soll des „roten Kreuzes" Erwähnung geschehen und dessen Deutung angestrebt werden. — Rote Kreuze giebt es unsagbar viele im Lande; warum aber gerade rote Kreuze? Was hat die rote Farbe mit dem Kreuz, namentlich mit so vielen zu schaffen?

Das Kreuz läßt hier die Sage als Wahrzeichen des Rechtes errichtet sein; Ritter Georg verletzte das Recht durch den Schuß in das Kreuz, und hier an dieser Stelle traf ihn die Strafe der himmlischen Gerechtigkeit, es ward ihm das — göttliche Recht.

Nachdem sich die Schalaburg als „der Sälde Burg" nämlich als Heilsstatt erwiesen, war sie — oder überhaupt das Gebiet, auf dem sie jetzt steht — nicht nur berufen den Gläubigen als Ort der Gottesverehrung Trost zu spenden, oder in Zeiten der Gefahr als „feste Burg Gottes" zu dienen, sondern sie war auch die hehre Heilstätte des deutschen Rechtes. Dieses deutsche Recht, nachdem es vom römischen Rechte verdrängt wurde, war vom Fehmgericht heimlich in Acht genommen worden, und lebte im sogenannten Bauernrechte noch lange, lange bis in unsere Tage herein, hie und da als sogenanntes Gewohnheitsrecht sogar heute noch fort.*)

Zum Zeichen alter Mal- oder Gerichtsstätten wurden Rolandssäulen errichtet, welche in christlicher Zeit sogar Kreuze trugen, wie solches auch die „Spinnerin am Kreuze" sowohl bei Wien, wie die gleichnamige Säule bei „Wiener-Neustadt" trägt.

Der Name Roland aber bedeutet „ruot—land" = Landrecht. Es ist die alte Bedeutung des Wortes vergessen und mit den Namen des Paladins des Königs Karl verwechselt worden.

Ähnlich wird dieses „rote Kreuz" und seine unzähligen Namensvettern im Lande wohl ehemals „ruot—Kreuz" also das Rechtskreuz geheißen, und damit wohl eine Dingstätte des heimlichen oder doch wenigstens des „Bauern-Gerichtes" bezeichnet haben. Es ist nicht zu übersehen, daß bis zum Jahre 1848 jede Herrschaft die Rechtspflege selber ausübte, also der Grundherr selber oberster Richter war. Es muß daher gerade nicht immer an das heimliche Gericht gedacht werden, wo sich solche Ruot-Säulen oder Ruot-Kreuze finden. Noch bis spät

*) Siehe: „Das Helenenthal" und „Die heilige Fehme auf Rauhenstein."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ins Mittelalter hinein wurden die Gerichte öffentlich unter freiem Himmel gehalten, und daß solches sicher an altgewohnten Dingstätten geschah, dafür bürgt ohne Bedenken das stets conservative Brauchtum des Volkes.

Nur solche Ruot-Säulen oder -Kreuze, welche von solchen Sagen umrauscht sind wie jenes von Schalaburg oder die beiden „Spinnerinnensäulen" bei Wien und Wiener-Neustadt, sind durch diese Sagen als alte heilige Malstätten bezeichnet, und wird an diesen auch das deutsche Recht heimlich von der Fehme als an alter heiliger Freistatt in Acht genommen worden sein, nachdem es landflüchtig vor dem römischen Rechte hatte werden müssen, ebenso landflüchtig wie die deutschen Götter vor der römischen Kirche, der unversöhnlichen Feindin des Deutschtums.

Noch bleibt uns nur übrig, diejenigen Ortenamen zu deuten, welche rings um die Schalaburg herum vorkommen, und auf jene fernen Zeiten und deren Götterkult ein erklärendes Licht werfen.

Gleich neben der Burg der Sälde (Schalaburg) ist ein Schollach, also der Fluß der Sälde; dann sehr bezeichnend ein Merkendorf. Es bedarf nur der Erinnerung an das Landschaftsbild von „Merkenstein", um dieses Dorf als das Dorf der Heilrätinnen zu erkennen. Dann findet sich ein Steinparz und ein Maria-Steinparz; „parz" ist Grundteil, Parzelle. Wenn hier nun Maria eine solche Grundparzelle hatte, so mag diese einst einer deutschen Göttin zu eigen gewesen sein, umso mehr als unweit davon ein „St. Frein" erscheint. Eine Heilige des Namens Frein kennt der christliche Kalender nicht, der deutschheidnische aber kannte eine Göttin Fraya. Der Ortsname Oed, der ebenfalls hier vorkömmt, deutet meistens auf ein verödet gelegenes römisches Bauwerk. Nun kommt noch ein Loizbach und ein Loizdorf vor, das auf „liut", licht, weiter zurückzuführen ist, und soviel wie Weißache als Gegensatz der Schwarza(che) bedeutet.

Ein Lebersdorf hat mit der Leber nichts gemein, wohl aber mit einem Leeberg Zusammenhang; ein Leeberg aber ist eine altheidnische Begräbnisstätte für Brandgräber, wie deren zahllose im Lande nachgewiesen wurden.

Der große Markt Loosdorf jedoch ist durch seinen Namen berufen, uns an die Schicksalslose zu erinnern, welche Frau Sälde den Menschen, aus dem Schicksalsbrunnen der Urda schöpfte.

Wir haben von mittelalterlich-allegorischen Personifikationen, soweit selbe weibliche sind, bereits zwei auf ihre mythologische Ursprüng-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichkeit zurückgeführt; und zwar die „Frau Venus“ (eigentlich Fenus) auf „Fene“ oder „Fraya“, dann die „Frau Sälde“ auch die Göttermutter und Himmelskönigin „Frouwa“. Aber noch eine dritte Personifikation bleibt zu nennen, um die „Drei“ vollzumachen, und diese ist die mit ihren schwarzen Schleiern das Glück verschleiernde „Frau Sorge“.

Wer erkennt in dieser nicht sofort die schauerliche Helia, die dritte böse, beratende Unheilsnorne, die dritte schwarzverschleierte Heilrätin Wala? Oder die Sculd, wie sie die Edda so bezeichnend nennt, denn die Schuld ist das, was den Menschen die Zukunft bestimmt. Die Schuld der Götter bedingt deren Untergang, die Schuld der Menschen deren künftiges Schicksal; und darum heißt die dritte, die böse beratende Norn die — Schuld. Darum ist diese aber auch die Kennerin der tiefsten Geheimnisse, und darum reitet selbst Wuotan zu ihr um Rat; sie ist die todte Wala, welche er um die Schickungen der Zukunft befragt, sie ist endlich diejenige, deren Namen das mystische Lied „Völuspa“ trägt. —

* * *

Solcher Art waren die Gedanken, die mir den Schlaf raubten im Gastgemache von „Frau Säldens Burg“. Immer tiefer und tiefer verstrickte ich mich in das Netz der Spekulation, langsam wie der Zeiger der Uhr schritten die Mondlichter an der Wandfläche hin, endlich verblaßten sie, sich mengend mit der wolkengrauen Morgenfarbe. Die Tochter Narwes war mit ihrem silberbestickten Sammetmantel vorbeigezogen, und schon erglänzte der feurige Kamm des Goldhahnes über den Bergen.

Da litt es mich nicht länger im Bett; an Schlafen war ohnehin nicht mehr zu denken. Rasch hatte ich mich angekleidet und war, an meinem schlafenden „wilden Jäger“ geräuschlos vorbeihuschend, ins Freie geeilt.

Schon spielten die ersten rötlichen Sonnenlichter um die Spitzdächer der Türme, eine erquickliche Morgenkühle umfächelte mir wohlthuend die Schläfen, und mit dem fröhlichsten Behagen sog ich die kräftige Luft in meine Lunge.

Das that wohl! Ein klein wenig hatte ich doch das Gefühl des Katzenjammers; die schlaflose Nacht, der starke Wein —

So stand ich auf der Gallerie und weiter schwirrten die Träume um mich, und bald hatte ich die Gallerie und was drum und dran hängt vergessen, und jagte wieder den Gebilden meiner Phantasie nach.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war mir gänzlich entgangen, daß eine alte Magd — die mußte ein uraltes Inventarstück des Schlosses sein — mich fortwährend beobachtete, und daß sich bald um diese ein sich stets mehrender Kreis Schloßbediensteter aller Rangstufen sammelte. Endlich fiel mir die Sache doch auf, da ich es deutlich merkte, daß ich der Gegenstand des lebhaftesten Interesses der kleinen Versammlung sein mußte. —

Neugierig, was dies zu bedeuten habe, stieg ich langsam die Treppe hinab, da waren sie alle plötzlich verschwunden, nur die alte Magd blieb scheu im Hofe stehen, blickte mich beinahe erschreckt an und folgte mir mit den Augen, bis ich aus dem Hofe geschritten war.

Draußen im anderen Hofe begegnete mir das Mädchen, das uns gestern aufgewartet hatte, auch das blieb erstaunt stehen und blickte mich beinahe entsetzt an. Kaum vermochte es den Morgengruß zu stottern und blickte mir dann kopfschüttelnd nach.

Das machte mich ärgerlich; ich kehrte um. Wieder stand ich im Hof vor der Gallerie und suchte nach der Büste der Hundsfrau unterm Sims, und wieder stand die Alte hinter einer Säule mich ängstlich musternd. Mir ward der ganze Morgen verdorben; mißmutig stieg ich die Treppe hinauf, um oben im Zimmer zu warten, bis man uns zum Frühstück rufen würde, um dann so bald als möglich der Burg den Rücken zu kehren. Jetzt erst quälte mich der Katzenjammer entsetzlich; fast neidisch blickte ich hinüber zu meinem „wilden Jäger", der noch lange nicht am Ende seiner Morpheus-Symphonie angelangt zu sein schien.

Angekleidet warf ich mich aufs Bett, dann sprang ich wieder auf und blickte zum Fenster hinaus, da glotzten schon wieder Neugierige herauf und verjagten mich von dort; — es war rein zum Teufelholen! Wenn man einmal sich in solche Stimmung verrannt hat, dann, glaube ich, könnte die liebliche Fraya selber kommen und einen kosend umfangen, man wäre versucht, sie eher in die Nasenspitze zu beißen, als ihrem kußlichen Mäulchen das süße Rosensiegel der Liebe aufzudrücken! — Es war, wie gesagt, rein zum Teufelholen. —

So vergingen etliche Viertelstunden oder mehr. Mein wilder Jäger schnarchte noch immer; er war nicht einmal noch beim Scherzo angelangt; — noch immer „Fuga obstinata perfida". Das ging nun denn doch über die Gemütlichkeit. Ich zündete mir eine Zigarre an und blies ihm solange den Rauch in sein als Fagott gemißbrauchtes Riechorgan, bis er heftig niesend seine Schnarch-Symphonie mit einem „Grande Finale furioso maestoso" schloß.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir hatten da plötzlich die Rollen getauscht; alle meine üble Laune war beim Teufel, denn ich fühlte mich sehr erlustigt; dafür aber war mein „wilder Jäger" nur um so wilder.

Da wurde geklopft; ein Diener trat in das Zimmer, um uns zum Frühstück hinüber zu bitten. Auch der warf mir einen unheimlich forschenden Blick zu, als er aber gar meinen wilden „wilden Jäger" erblickte, da ward ihm selber schier unheimlich, denn er beeilte sich augenscheinlich so rasch als möglich seiner Botschaft quitt zu werden und uns wieder ungestört unserem Morgenvergnügen zu überlassen. —

Bald standen wir wieder in demselben Gemache, in dem uns Tante Marie gestern die Geschichte von der Hundsfrau erzählte.

Auch sie war zugegen und hantierte mit den Kaffee-Kannen und -Tassen; sie war sehr aufgeregt und betrachtete mich und meinen Freund mit jener ängstlichen Scheu, die ich heute schon an den Dienstleuten beobachtet und welche mich um die gute Morgenlaune gebracht hatte. Der Verwalter war einsilbig, aber auch er hatte so eigentümliche Blicke, welche mir erst recht nicht erklärlich waren. Sollte auch der einen Kater sein eigen zu nennen, so glücklich sein! Dies schien mir am erklärlichsten, und so tröstete ich mich leidlich über mein Mißgeschick, denn — geteiltes Leid ist halbes Leid.

Als die gute Tante endlich mit ihren Tassen fertig war, nahete sie sich uns, um unsere Morgengrüße zu erwiedern, was sie fast tonlos that, sichtlich bemüht, ihre Verlegenheit zu bemänteln.

Endlich stellte sie die sonst so inhaltlose Frage, wie wir geschlafen, und fixierte dabei mich besonders scharf; endlich platzte sie mit der, unerwarteten Frage heraus: „Ja um des Himmels Willen, lieber Freund sind Sie denn unwohl? Sie sehen ja entsetzlich aus?!"

Diese Frage verblüffte mich. Ich trat vor den Spiegel und bemerkte, daß die gute Dame Recht hatte; die Augen waren gerötet und lagen tief in den Höhlen, dicke blaue Ringe aber zogen sich um diese, sonst war ich überdies noch sehr blaß. Ich erschrack nun beinahe selbst über mein Aussehen.

„Ist Ihnen unwohl?" drängte die Dame.

„Dies eben nicht — Gnädigste!"

„Haben Sie denn schlecht geschlafen?"

„Das heißt" — gab ich zögernd zur Antwort.

„Ja, Sie wollen es nur nicht gestehen, Sie haben etwas gesehen?!" hastete die gute Frau hervor und erbleichte nun selber.

„Nein, gewiß nicht — gnädige Frau —"

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Verschweigen Sie mir nichts -- das ganze Schloß spricht schon davon, daß Ihnen heute Nacht die Hundsfrau erschienen ist. Man sah Sie verstört heute Morgens, und der Bediente sah Ihren Freund — o, es ist entsetzlich!"

Das Weinen stand der guten Frau näher als das Lachen, und es bedurfte großer Überredungskunst, ihr auszureden, daß mir die Hundsfrau erschienen. Erst mählich verschwand ihre Ängstlichkeit und nur langsam gewann wieder ihr liebenswürdiges Wesen die Oberhand. Die Sonne lachte so freundlich zum Fenster herein, daß es in der Stube keines Bleibens war, und so verabschiedeten wir uns denn so bald, als es nur immerhin die Schicklichkeit und die liebenswürdige Gastlichkeit der Familie des Verwalters gestattete.

Der gab uns noch das Geleite, und da teilte ich ihm erst die richtige Lösung mit, für die Ursache meiner schlaflosen Nacht. Der guten, alten Dame hätte ich diese Lösung nicht zu sagen vermocht. Sie hing mit der Zähigkeit des Alters an der Thatsächlichkeit vom Wandeln der Hundsfrau zu sehr, als daß ich dagegen Zweifel in ihr hätte wachzurufen den Mut gehabt. — Auch solch ein Glaube gehört mit zu den Gewohnheiten und daher zu den Hauptlebensstützen des Alters; — es ist Frevel, an solchen zu rütteln.

Der Verwalter gab mir Recht, dann schüttelten wir uns die Hände und trennten uns.

Wir aber schritten hinüber zur Osterburg der alten Heilstatt der lieblichen Ostara, der Schutzgöttin unseres herrlichen Ostarlandes.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige.

Von Schalaburg kommend, schritten wir tapfer drein; ich und mein „wilder Jäger", der endlich denn doch auch seine üble Laune herausgenießt hatte und wieder fröhlich geworden war. — Aber mit dem wolkenlosen Himmel, der uns gestern ergötzte, war's vorbei. Bald badete sich die Landschaft in brennendes Sonnengold, bald hüllte sie sich in die Tarnkappe — das treueste Bild des launenhaften Schicksals. Das gab aber erst der Landschaft Reiz und Leben, wenn so plötzlich aus dem Dunkel sich im grellen Lichte ein Kirchturm hob, wie ein unerwartet aufflammender Blitz, oder gar des Ötschers verschneites Spitzhaupt hervorleuchtete aus dem ewigen Blau, um sofort wieder hinter den Wolken sich zu bergen. Auch sauste der Wind, aber Frischungskühle brachte er nicht; — es war ja die Zeit, in welcher die Zwerge der hehren Sibia das Goldhaar geraubt. Nach einem langen Marsche hatten wir die breite Thalebene durchquert, und waren wieder eingezogen in bewaldetes Hügelland. Nochmals grüßten die Grenzberge vom Südrande Niederösterreichs herüber, nochmals leuchtete des Ötschers Schneehaupt auf — wie fernes Tuchschwenken, dann nahm uns ein freundliches Waldthal in seinen wohlthätigen Schattendomen auf. Vor uns aber stand die Osterburg; — die Heilstatt der lieblichen „Ostara", der freundlichen, immer lächelnden Frühlingsgöttin mit dem lieblichen Kranze von Schneeglöckchen im goldigen Blondhaar.

Wer anders wieder als Fraya in ihrer Auffassung als Sonnenbraut ist Ostara! Die vergöttlichte Personifikation der deutschen Jungfrau als Braut! Und sie trägt Schneeglöckchen als bräutliche Hauptzier, statt der Myrthe! Nur die englischen Bräute schmücken sich noch mit dem bescheidenen Schneeglöckchen, das den Liebesfrühling einläutet; unsere deutsche Braut vermeint, es müsse die Myrthe sein, die sie sinnbildlich ziert, wenn sie vor den Traualtar tritt.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und wie gleicht das liebe Mädchen, das uns als Braut an unserem Liebesfrühling glückverheißend als Schutzgöttin unseres Lebens entgegenfliegt, so ganz der ersten Blume! —

Die erste Blume steigt aus der sich wieder grünenden Erde hervor, die erste Schwalbe zieht ihre Kreise um die Giebel der Häuser, da jubelt es durch des Menschen Brust, denn sie ahnt Frühlingsnahen!

Die erste Blume? — Ja, Märzveilchen, Himmelsschlüssel und Schneeglöckchen! Wer kennt nicht das Veilchenfest, das noch die Wiener mit ihrem fröhlichen Herzog Otto am Leopoldsberge gefeiert? Am Leopoldsberg, der wie hier der Osterberg ehemals auch der bräutlichen „Ostara" geweiht war; trug er doch den Namen ihres geliebten Brautmannes, den Namen „Zeizzos des Schönen"! Wer aber dachte daran, daß eben dieses urwüchsige Volksfest ein altheidnisches Frühlingsfest mit mythologischem Hintergrunde war?

Das erste Veilchen, wem anders, als der holdlieblichen Fraya war es erblüht? Der aus der Gewalt der Winterriesen befreiten liebebeglückenden Lenzeskönigin? Wem anders, als der in Gestalt der Schwalbe geretteten Iduna, wem anders, als der freundlichen Gerda, der Braut des Frô, wem anders, als der aus den Eisfesseln gelösten Frau Isa, wem anders, als der wiederkehrenden Frühlingsgöttin Ostara!

Wem anders erblühten die ersten drei Blumen, Veilchen, Schneeglöckchen und Himmelsschlüssel, als all den verschiedennamigen Vielholden der germanischen Minne-Mythologie, die doch nur immer eine einzige hehre Göttin bedeuten, und diese Eine, Einzige war und ist — die holde deutsche Jungfrau! —

War das erste Veilchen gefunden, so durfte dieses nur das sittigste Mädchen der Umgebung im Beisein aller pflücken; es war der hohe Preis der Seelenschönheit. Wie grundverschieden von unseren modernen, man möchte fast sagen frivolen Schönheits-Konkurrenzen! Und das Schneeglöckchen! Mit dem schmückte sich die deutsche Braut, und der Himmelsschlüssel erschloß dann die himmlischen Freuden des Frühlings!

Warum, warum sich doch unsere deutschen Bräute mit Myrthe kränzen? Aus Fremdlandssucht oder Unverstand? Diese Frage ist schwer zu beantworten, aber es dürfte dennoch nicht ungut sein, zu erforschen, ob denn wirklich die Myrthe ein bräutlich-jungfräuliches Symbolon.

Als „bräutliche" Pflanze galt die Myrthe vorzugsweise deshalb, weil sie der Liebesgöttin Venus Martia geheiligt war. Dies aber

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darum, weil sie Heilkraft gegen weibliche Krankheiten besitzen, und erotisch anregen soll. Schon daraus geht hervor, daß die Beziehung der Myrthe auf die Keuschheit unstichhaltig und eine falsche Ausdeutung späterer Zeiten ist. Eben, weil die Myrthe sich nicht auf Keuschheit bezieht, war sie der keuschen jungfräulichen Diana verhaßt. Bei dem nichts weniger als keuschen Feste der Myrtha, welche in Blutschande mit ihrem eigenen Vater den Adonis gezeugt hatte, erschienen verheiratete Frauen mit Myrthenkränzen. In Paphos, wo die Liebesgöttin, die davon auch den Namen Paphia führte, ein ausschweifender erotischer Kultus feierte, hatte sie heilige Myrthenhaine, und die nach der Liebesgöttin benannte Stadt Aphrodisias war an einer Stelle erbaut worden, wo ein Hase in einen Myrthenbusch geschlüpft war. Der Hase aber ist das bekannte symbolische Tier der Vermehrung, ähnlich wie der Sperling.

Auch dieser letzte mystische Zug erhöht gewiß nicht die angebliche Symbolik der Keuschheit des Myrthenkranzes. Schließlich war es wieder das Myrthenholz, welches das beliebteste Material bildete, um daraus Venusbilder zu schnitzen, was nach Vorgesagtem gewiß nicht ohne sinnbildlichen Bezug war.

Selbstverständlich war man zu öfterenmalen bemüht, die Ehre des so unglücklichen Keuschheitssymboles zu retten, indem man kühnlich behauptete, es wäre der Myrthenkranz eben deshalb ein Siegeszeichen für bewahrte Keuschheit der Braut. Andere Völker nehmen statt der Myrthe Rosmarin, Epheu und Immortellen, nur der Britte blieb seiner angeerbten Vätersitte treu, er schmückt seine Braut noch heute mit — Schneeglöckchen.

Deutsche Bräute, sollte Euch Frayas Brautschmuck nicht holder schmücken, als der mißgedeutete, fremdländische Myrthenkranz?! — —

„Blütenhain ist, wie Beide wir wissen
Ein windstiller Ort;
Nach neun Nächten dem Nord-Sohn will Gerda
Zum Weibe dort werden!“

Ja, und es ist ein Blütenhain, aus dem der Osterberg emporsteigt. Ein ganz eigentümliches Land inmitten des anderen Niederösterreich ist jener Teil hinter dem Walle des Zeizzogebirges. Dem sieht man es an, daß er geschützt war gegen den ersten Anprall der Völkerstöße aus dem Osten; viel freier entwickelte sich da das Leben, künstlerischer ist sein Schmuck an Gebäuden, als draußen es die Neustädter Ebene zu zeigen vermag. Genoß auch Niederösterreich die schwere Ehre, durch fast anderthalb Jahrtausende die Osthut

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Germaniens im schweren Schildesamte zu sein, so war dennoch der Teil hinter dem Gebirgswall lange nicht der Kriegsverwüstung so preisgegeben, wie der Landesteil vor dem Gebirgszuge mit seinen wohlverschlossenen Thalpforten. Darum sind aber auch hier die Sagen besser und reichlicher erhalten, als draußen vor den Bergen an den Borden des einst so wilden Völkerheerstromes, an den Borden der eisernen Völkerheerstraße nach dem Süden.

An den Ruinen und dem gewaltigen Rundturm der Osterburg vorbei, von dem aus unterirdische Gänge nach Hohenegg hinüberführen sollen, zogen wir über die Waldeshöhen hin, und bald sahen wir auf fernem Waldeskegel das alte Hohenegg mit seinen kühnen Türmen und stattlichen Fronten gar trutzig dreinschauend herüberblicken.

Auch hier zeigt sich wieder die Sonderart des Landes, das alte zähe Festhalten an alt-heidnischer Vätersitte. Das oft zitierte Wort des Tacitus findet hier überraschende Bestätigung: „Im Übrigen entspricht es nicht ihrer Anschauung von der Hoheit der Himmlischen, sie zwischen Mauern einzusperren, oder von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Wälder und Haine sind ihre Tempel, und unter den Namen ihrer Götter rufen sie jene unerforschliche Macht an, welche einzig in der Anbetung sich ihnen offenbart."

Aus dem Walde auf einen Hügel hinaustretend, der über eine Dorfschaft sich erhebt, weitet sich ein runder Platz, umgeben von Baum und Strauch. Wie staunten wir! Da erhob sich ein großes Kruzifix, daneben an einer Säule eine Glocke, ganz so, wie wir sie auf Bildern finden, welche Eremiten vorstellen. Vor diesem Kreuze aber sind in zwei Reihen, wie in einer Kirche Betstühle aufgestellt. Und das ist der Platz für das Sonntagsgebet, obwohl die Kirche keineswegs zu weit entfernt ist, da gerade dort gar kein Mangel an Gotteshäusern ist. Und derlei Betplätze giebt es hier herum viele; alle gleichen sich. Bald ist ein Kreuz, bald eine Steinsäule mit einem Heiligenbild an Stelle des Altars, und daneben hängt die Glocke. — Dort oben aber waltet kein Priester. Wenn in der nahen Kirche die Messe gelesen wird, dann giebt die Glocke vom Kirchturm her das Zeichen vom Fortgang des Gottesdienstes; so beim Asperges (Beginn), beim Evangelium, beim Offertorium der Wandlnng, bei der Kommunion und schließlich am Ende beim „itemissa est". Die kleine Glocke am Betplatze wiederholt das Zeichen der Thurmglocke, und so machen hier die Andächtigen die Messe mit, ohne in der Kirche gewesen zu sein; — das ist echte und rechte Waldandacht!

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber auch die Dörfer selbst haben so einzig schöne, malerische Ansichten, Gruppierungen und Einzelbilder, wie solche die Dorfschaften der Ebene kaum bieten; schade, daß gerade diese Landesteile so — unbekannt sind! Vielleicht ist dies ihr Glück, denn dort, wo der Zug des Großstädters hingeht, dort verflacht sich die Eigenart entweder in nüchternste Plattheit, wie in den Dörfern der Ebene, oder im modernen „neualten" Styl der Modeorte, der schon am Punkt steht, in vollständige Karrikatur auszuarten.

Wer kann es sagen, ob nicht vielleicht auch dem barocken indischen Styl in grauen Zeitenfernen edle Stylformen vorangegangen waren, aus welchen sich dieser erst entwickelte, wie unser modernes Altdeutsch als Zerrbild aus der edlen deutschen Renaissance erwuchs? Gerade hier, auf einer Gnadenstätte guter, alter, deutscher Kunst, mitten unter Prachtburgen und kirchlichen Prachtbauten, wo im Umkreis weniger Stunden zwölf herrliche gothische Flügelaltäre stehen, wo Werke der Skulptur und Malerei, wie der Kleinkünste reichlichst aufgestapelt liegen, wo selbst das Bürger- und Bauernhaus vom edlen Kunstgeiste angehaucht erscheint, gerade hier muß man es fühlen, auf welche Abwege unsere modernen Nachäffungsstyle hinleiten müssen.

Da tritt Hohenegg nun in seiner stattlichen Würde hervor. Die riesige Größe der Burg, die Unzahl der runden, vier- und vieleckigen Thürme, mit ihren spitzen Kegeldächern, Wallgängen, Erkern und Zinnen, die verschiedenartig gebrochenen Fronten, dies alles bietet im Gesammteindruck das stattlichste Bild einer Burg des XVI. Jahrhunderts. Kaum wäre die Einbildungs- und Erfindungskraft eines Dekorationsmalers im Stande, ein phantastischer ornamentiertes Burgenbild zu entwerfen.

Der stolze Bauherr wußte aber auch, was für einen Bau er da hereingestellt in das schöne Ostarland. Wie selbstbewußt klingen nicht diese Verse eines Inschriftsteines:

„Obwohl das Haus nicht nach der Zier
Jetziger Art ist gebaut herfür,
Oder jeden das nicht gefallen,
Das sag' ich zu denselben allen:
Weil darum ausgeben wird mein Geld
So bau ich's auch, wie's mir gefällt.
Wie nun die Köpfe sind gar viel,
Ich auch keine Ordnung geben will,
Doch sollen die alle mir lieb sein
Die in Freundschaft kommen herein,
Das schreib' ich recht zum Anfang,
Gott bewahre den Ein- und Ausgang."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch diese schöne Burg, trotzdem sie noch unter Dach ist, die Fenster noch zum guten Teil in den Rahmen hängen, ist — Ruine! Im Innern nur mehr Spuren alter Herrlichkeit und Pracht, aber alles verstümmelt und mutwillig zerstört, als habe der Türke hier gehaust, den doch die Burg zweimal abgewiesen!

Im ersten Geschosse überrascht ein Altan, aus einer einzigen riesigen Steinplatte bestehend, den Besucher der verödeten Burg, und ladet ihn freundlich ein, die unvergleichlich schöne Fernsicht von dieser luftigen Stelle aus zu genießen. Doch niemand wagt sich dahinaus. Man hatte, als man das metallene Geländer stahl, die mehr als zwanzig Meter über dem Grundfelsen schwebende Platte zertrümmert, so daß diese nun einsturzdrohend über dem Abgrunde schwebt. Auch wir wagten es nicht, sie durch unser Hinaustreten einer Belastungsprobe zu unterziehen.

Der Blick von hier ist aber auch zu reizend! An solchem Punkte soll jener stehen, der stets von der Gelehrtenstube aus die Vorzeit als „das rohe Mittelalter" beschimpft! Menschen, welche Freude an den Schönheiten der Natur zeigen, — und solche Naturfreudigkeit zeigte doch der Erbauer jenes Balkons — können nicht „roh" sein; auch pflegen „rohe" Menschen nicht die Kunst, wie sie hier gepflegt wurde. Dieser Balkon wurde nur gebaut zum Andachtspunkte, um von hier aus die Natur zu belauschen, da man eben auf diesem Balkon viel zu hoch über Felsen und Waldbäumen steht, um gesehen und bewundert werden zu können, was — wie gemeiniglich angenommen wird — der Bauzweck unserer modernen Balkons sein soll, in unseren natürlich viel feineren „Zeitläufften"! —

Dort von der adlerhorstartigen Stelle, senkrecht über der Tiefe der Felsschlucht, schwingt sich der Blick frei von Ost über Süd nach West, die freundlichen Dörfer Wimpaßing und Hafnerbach, das Schloß Mitrau heben sich zwischen malerischen Baumgruppen bezaubernd hervor, dann die breite Ebene mit dem saatenbunten Ernteteppich, dazwischen eingestreut Schlösser, Kirchen und einzelne Gehöfte; es ist ein Bild des Friedens und des Glückes, und mitten drinnen hebt sich der altheilige Sitz der huldverbreitenden Ostara empor. Dann bildet in horizontaler Abgrenzung die Papelallee der Linzerstraße den Scheiderahmen zwischen diesem und einem anderen, ernsteren Bilde. Drüber der Pappelallee erhebt sich im kühngeformten Blaugewoge das österreichisch-steyrische Grenzgebirge. Aus diesem ragt wieder im fernen Ost kaum kenntlich die Schneeberggruppe, die Rax- und die Schneealpe mit Gippel und Göller und so fort bis zur stolzen Spitze

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des schneeleuchtenden Ötschers, der hier dominierend emportaucht aus dem Felsenmeer, das sich gegen Westen verläuft in die Zackenmassen des Dachsteins und der übergossenen Alm.

Kaum vermag man sich loszuzwingen von diesem überwältigenden Bilde! —

Ein leises Frösteln erschüttert einen aber, wenn man von diesem Ausblick das Auge wendet und die unheilvolle Verwüstung des stolzen Burgbaues wieder voll und ganz überblickt; eine mutwillig gemachte Ruine, noch unter Dach! —

Und nicht Feindeshand gab diesem stolzen Prachtbau den Todesstoß! Diese Burg, ein Herrensitz, der nicht schöner gedacht werden kann, verfällt, noch unter Dach und Fach, dem Raube preisgegeben, geschändet durch Vernachlässigung seiner Besitzer! —

Die Baubeschreibung wie die eigentliche Geschichte dieser Burg, so interessant sie auch wären, passen nicht in den Rahmen dieser Schilderungen, und mag hier nur noch dessen Erwähnung geschehen, daß sie mit in jenes Gebiet gehört, was wir unter „Salland" gelegentlich der Schalaburg erörterten. Auch Hohenegg gehörte mit Schalaburg und der übrigen Umgebung zum ältesten Allodialbesitz der Landesherren, und zwar der noch weit vor-babenbergischen.

Herumkriechend in den zerstürzenden Gemächern mit den schwingenden Fußböden, den halbzerfallenen Treppen und den schon zusammengebrochenen Mauertrümmern, stieß ich ganz unversehens auf einen „Eingeborenen", dessen „Dörperheit" mir bas gefiel!

„Das ist auch einer von Deinen Kunden!" dachte ich bei mir, und begann ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Mit großer Geduld, vieler Mühe und der üblichen Kleinmünze der Zungenlösung, nämlich mit Zigarren, Wein und kaltem Aufschnitt, welche aus unseren Rucksäcken hervorgeholt wurden, brachte ich aus diesem Kautze nur wenig Zusammenhängendes heraus, doch was ich erfuhr, so scheinbar geringfügig es auch sein mochte, so war es doch wertvoll für mich.

Anton Seitlhuber, so sein Name, hat eine pietätvolle Liebe zum „alten G'schloß", wo seine Mutter selig so lange lebte, welche hier noch täglich die Turmglocke zog, und die Burg ansonsten betreute. Er selber war da geboren, und besucht so oft er kann den Schauplatz seiner Jugenderinnerungen; er wandelt durch die verfallenden Säle, allein, träumend als wäre er der Burggeist selber. Er mag wohl recht tief, viel Schönes und Liebes fühlen, doch ist seiner Sprache nicht die Gewalt gegeben, sein Fühlen in Worte zu kleiden. Die

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Orientalen nennen solche Menschen Lieblinge der Götter, bei uns nennt man sie Blödsinnige und verspottet sie sogar zuweilen. —

Und doch war Seitlhuber nicht blödsinnig, er war höchstens „langsam am Geiste". Geschichtliche Daten darf man bei solchen Menschen freilich nicht suchen, denn sogar Selbsterlebtes berichten sie mangelhaft und ungenau. Aber als Sagen- und Märchenerzähler sind gerade solch traumlebende Naturen oft die prächtigsten Kerle, und auch mein ehrlicher Seitlhuber erwies sich als solcher ganz ausgezeichnet. Zuerst fragte ich nach den landesüblichen Vorstellungen und Schauergeschichten vom Burgverließ, Gefangenen, Geköpften und dergleichen, um die Tiefe seines Wunderglaubens zu proben. Bald war er im Zuge; die Zunge war ihm wunderbar gelöst. —

So wußte er viel von dem unterirdischen Gang zu erzählen der von der Küche, unter dem großen Herd auslief und nach Osterburg hinüberführte. Er bekräftigte diese Aussage mit der ganz genau bestimmten örtlichen Angabe, wo Pferde und Pflüge eingesunken seien und solchergestalt den Gang bloßgelegt und eingedrückt hatten. Auch von verwunschenen Schätzen wußte er viel zu erzählen, welche im alten runden Turme verzaubert sein sollen — „Ja, wenn man nur das rechte Wort wüßte, und dabei sich durch keinen Spuk beirren ließe, dann würde man reich — sehr reich! Ja!"

„Ja, ich" — so erzählte er weiter — „ich war auch einmal — ja auch einmal drinn, dort in dem dicken, runden Turm, ja. — Es war kohlpechrappelschwarze Nacht, und der Wind hat blasen, daß 's rein aus war — ja! — und in Wald hat's g'rauscht und g'saust, das Ein'm schier der Schiach angangen ist — ja! — Da hat's drunt' in Hafnerbach Zwölfi g'schlag'n. — Jetzt ist's dann losgangen mit Heulen und Schreien, Poltern und Kettenscheppern — ja. — Aber wer den Schatz heben will, darf sich nicht fürchten — ei bei Leibe nicht — ja. — Darf sich durch nichts irre machen lassen, und ja sicher nichts reden — ja; — sonst hat der Schwarze Macht über ihn; — ja! — Na — und wie halt das Rumoren immer näher und näher kommen is — ja — wie's endlich gekracht hat, als ob der Turm einstürzen wollt' — ja — na, da ist mir halt der Schiach angangen, mir ist ganz gewaltig antrisch worden — ja — und ich bin davongrennt, was ich hab rennen können! — Ja! —"

Ich erfuhr, daß er „Tost" und „Wermut" bei sich gehabt zum Schutz gegen böse Geister und auch noch was „Geweihtes", und daß dort im runden Turme der Teufel selber den Schatz hüte. Welche Bedingungen zu seiner Hebung die Sage stellte, das wußte er nicht,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder wollte es nicht sagen, was das wahrscheinlichere sein dürfte. Von weißen Frauen oder anderem Spuk wußte er nichts zu erzählen. Dafür aber war ihm von einer weißen Frau auf der Osterburg etwas Unklares, Unbestimmtes in Erinnerung. —

So waren wir allmählich fast unbemerkt aus dem Schlosse gekommen; vorbei an dem zierlichen Brunnentempel aus rotem Marmor, der selbst einem Stadtplatze zur Zier gereichen würde, hier aber erbarmungslos zu Grunde geht. — Bald standen wir auf dem Wege der nach „Mauer" hinüberführt.

Da erzählte mir noch der verunglückte Teufelsbanner in seiner breiten, formlosen Weise von einem „großen Heiligen", der hier in der Nähe sich befände. Ich konnte nicht recht klug aus dem Erzähler werden und ließ mich zu dem „großen Heiligen" führen.

Der ist eine gut zwei Männer hohe Bischofsstatue im Zopfstyle ohne allen Kunstwert. Sie ist schlecht bemalt und stellt den heiligen Zeno, Bischof von Verona vor.

Jetzt begriff ich erst die Beschreibung Seitlhubers.

Am Ufer eines kleinen Baches steht die Kolossalstatue des Heiligen auf einem Felsblock, in dem Fußspuren eingedrückt sind, in welchen Fußspuren sich das Regenwasser sammelt, das gut für „böse Augen" sein soll. Der Heilige habe hier bei Lebzeiten geweilt, und die Fußspuren hätte er im Gebete durch sein anhaltendes Knieen in den Stein gedrückt. Auch leide der „große Heilige" kein Dach und kein Fach über sich, so oft auch der Herr Pfarrer von Mauer ein Dach über die Statue aufrichten ließ, so oft riß es Wind und Wetter in der nächsten Nacht wieder weg.

Drüben am Berg aber steht die uralte Kirche von Mauer. Die ungewöhnliche Form dieser Kirche, an der das Dach des Schiffes bedeutend niederer, als das des Presbyteriums ist, der massive Quaderturm, das altersgraue Aussehen des ganzen Baues, dies alles stimmt gar wundersam in solches Mythenland. Nur nebstbei sei bemerkt, daß auch diese Kirche bedeutende Kunstschätze birgt.

Aber auch diese Kirche „leidet keinen Anwurf von Außen", so oft sie verputzt wird, wirft ihn Wind und Wetter herab, und duldet sie vorne kein hohes Dach; das stürzte immer ein, und erst das niedere Dach bleibt dauerbar.

Das ist reines, unverfälschtes Heidentum.

Vorerst der unterirdische Gang, dessen Bestehen ich nicht leugnen möchte; sein Ausgangspunkt unter dem Herde ist bezeichnend.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Herd dürfte nur die ideelle Erinnerung an den alten Opferaltar der alten Heilstatt Hoheneggs sein, das diese sicher wie Schalaburg war. Die Verbindung mit der Osterburg ist ebenfalls, mindestens mythologisch wichtig. Der Teufel als Schatzhüter, begegnete uns schon wiederholt und bedarf hier nur der Erinnerung an St. Christophorus und die Schatzsage von Rauhenegg (Helenenthal), wo noch die Bedingung der Schatzhebung unvergessen ist. Dieses alles aber tritt vor dem großen Heiligen in den Hintergrund.

Der steht auf einem „heidnischen Opferaltar"; die Fußspuren sind die Mulden für die Opfergaben und das Opferblut. Darum duldet er nicht Dach, nicht Fach, denn schon Tacitus bezeugt, daß die deutschen Götter ebenfalls sich nicht in Tempelmauern einschließen ließen. Auch die Kirche von Mauer, welche isoliert auf dem Hügel steht, weist sich als vorchristliche Heilstatt. Dort zog vermutlich das wilde G'jaigd und riß das Dach weg, weil es im Geisterwege stand. Analoge Beispiele giebt es viele.

Also auch hier wieder die „Drei"; Ostarburg, Hohenegg, Mauer, und mitten zwischen den Dreien der Opferstein!

Welchen Asen nun der große Heilige ersetzte? Wuotan gab sein eines Auge für den Trunk aus Mimirs Brunnen, und das in den Fußspuren sich sammelnde Regenwasser ist gut für — „böse Augen". „Helblindr", der Halbblinde, Einäugige, ist der Beiname Wuotans als Wintergott, ja in seiner Sondergestalt als der Baldersmörder Hader (Hödur), ist er sogar ganz blind, denn Loki muß ihm den Arm leiten zum Mistelschuß. Auch in Märchen und Sagen kommen seine Abschwächungen als halb- oder gänzlich erblindet vor; so in den vielen einäugigen Riesen, im einäugigen Siegfriedstöter Hagen von Tronje, selbst im alten blinden Eber.

Eben darum wird auch Wuoton als Heilgott für Augenleiden angerufen, und darum weisen alle „Augenbrünndln" (z. B. bei Edlitz hinter Reichenau u. a.) auch auf altgeheiligte „Phols-" oder Wuotansbrunnen". — Die Pholsbrunnen hatte eben des Gottes Roß (Phohlen, Füllen) aus der Erde gestampft. —

In dieser hochinteressanteu Heilstatt haben wir daher folgende Dreiteilung zu erkennen:

„Osterburg", als Stätte des Werdens, der Geburt;

„Hohenegg", als Heilsstätte des Waltens oder des Lebens; wo in heidnischer Zeit die Dingstätte, im Mittelalter jedoch der Herren- und Gerichtssitz war: und endlich

„Mauer" als die Heilstatt des Vergehens oder des Todes.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mauer, welches unzweifelhaft die alte Begräbnisstätte für Brandbestattungen war, blieb auch in christlicher Zeit dem Totenkulte geweiht, was der ungewöhnlich reiche Bestand von Grabstätten und kostbaren Grabsteinen aus den ältesten Zeiten bis in das spätere Mittelalter herein, wie anderer Votivbesitz dieser Kirche deutlich erweist.

Ungeahntes hat dieser kurze, genußreiche Wandertag durch Lokalaugenschein und des ehrlichen Seitlhubers schlichte Erzählungen erschlossen, und einen neuen Baustein geliefert zum Ausbau einer längst vergessenen Epoche aus dem Jünglingsalter unseres Volkes.

Doch es begann Abend zu werden; überdies war ein Gewitter im Heranzug, das den ganzen Tag gedroht. Darum eilten wir gen Loosdorf, um womöglich unberegnet die Heimfahrt nach unserem alten Vindomina anzutreten.

Wurmbauer, Wurmgarten, Wurmbrand.

„Taurus Draconem genuit
et Draco Taurum".

Kam da einmal eines schönen Spätherbsttages von Gutenstein herüber durchs Klosterthal gebummelt, so ohne Ziel und Plan, wie sich solches zuweilen fügt, wenn man zur Sommerfrische in irgend einen Thalwinkel verschlagen wird. Und schön, herrlich schön, ist dieses Klosterthal, so daß ich keiner anderen Fahrtgenossin bedurfte, als dieser hehren Schöne!

Dichtbewaldete Bergesmassen türmen sich zu beiden Seiten der Straße empor, die meist höher als die Thalsohle sich längs den Bergabhängen hinzieht. Hie und da heben sich kleine Laubholzbestände im heiteren Grün aus dem Föhrendunkel, oder ein breiter Blumenteppich saftiger Bergwiesen lacht freundlich durch den schattenspendenden Überhang des Laubholzes, dessen Blattwolkenränder im goldigsten Grünlicht hereinschimmern in das schattenkühle Helldunkel einer wonnesamen Ruhestelle.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Cyclamen und dunkle Glockenblumen, hohes Farngekräute und niederes Juniperusgebüsch deckte den Waldboden dort, wo der Graswuchs spärlicher wurde. Von unten herauf brauste der „kalte Gang", ein fröhlicher Bergbach, und droben rauschte der Wald sein ewig unausgesungen Lied. Mattgedämpft klangen die Kuhglocken drein, hie und da übertönt von einem urfröhlichen „Juh-Juh-Schroa" oder durchblitzt vom schrillen Ruf eines Steinadlers, der hoch droben seine Kreise zog.

Das ist echter und rechter Alpencharakter. Dort die einzelnen Gehöfte, die zerstreut an den Berghalden liegen, mit dem glänzend weißen Unterbau und dem dunkelrotbraunen Holzaufsatze von Gängen und Lauben und dem breitausladenden steinebeschwerten Giebeldach; da die weidenden Herden, und dort die gelbe Postkutsche, von deren Bock der schon halbvergessene „Schwager" seinen alten „Postdreher" echoweckend bläst. Alles noch urwüchsig, eigenartig, ungekünstelt. —

Bald öffnet sich rechts bald links ein Seitenthal mit weiterem Ausblick auf entferntere Gebirgswellen, die Blau in Blau verwogen.

Aber immer enger wird das Thal. Die Berge rücken zusammen, sie werden finsterer, höher, schon steigen drohsam einzelne Felsnadeln klippig aus dem Föhrendüster empor, welches hier bereits das heitere Laubgrün gänzlich verdrängte.

Da öffnet sich links ein Waldthal, der „Schwarzgraben", und über dem hebt sich in breiten Massen des Schneebergs Steinhaupt empor. „Frischfröhlichen Wandergruß Dir altem Knaben da droben! Von unten nimmst Du Dich auch ganz fürtrefflich aus und nimmer wirst Du mich verlocken, Dir den stolzen Scheitel breit zu treten wie ehedem! Wer nicht hinaufsteigt, spart das Herabsteigen, wohl gar das Herabfallen und noch etliches mehr! Gehab Dich wohl!"

Stolz und gebietend schaut er drein der Bergriese, hoch ob dem dunklen Forst, an dessen Saum der Hof des Wegscheiders und eine Sägemühle liegen. Das ist so recht eigentlich ein „Gauermannbild"! Aus diesen Gründen holte sich der berühmte Tier- und Landschaftsmaler der Alt-Wienerschule seine Motive, und wer seine lebenswahren Bilder kennt, dem wird für dieselben erst an solchen Punkten das volle Verständnis aufgehen.

Wieder schließt sich das Thal, aber immer enger, einsamer wird es. Wilder braust der „kalte Gang", rauschender zieht's durch den Forst; es scheint als wäre hier des Waldthales Ende erreicht, als wäre es abgebaut durch Riesenmauern. Querüber riegelt sich das Gemäuer des Kuhschneebergs vor, links steht der düstere Kohlberg,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rechts der föhrenernste „Hut-Berg", an dessen Fuß der Hof des „Wurmbauers" liegt.

Weiter zieht die Kunststraße das schmale Waldthal entlang, noch ein gut Stück hinter dem Wurmbauer, bis sich abermals zur Linken eine verborstete Felsengasse öffnet -- der „Nestelgraben" — aus dem der „kalte Gang" weißschäumig hervorschießt. Dort verläßt die Straße das Thal und schwingt sich in langgewundenen Schlangengängen zur Höhe des „Gscheids" hinauf, um sich drüben in das Voisthal zu senken. —

Dem gewöhnlichen Reisenden entgeht es meist, daß er hier das Thal verläßt und über die Berge abbiegt; er folgt eben der Straße, ohne sich viel mit Grübeleien über den Bau der Gebirge zu quälen.

Mit meiner Bummeltour war's aber hier zu Ende; „Wurmbauer", „Hutberg", „Nestelthal" – ? —

Da hatte ich mich hart an den Borden des sich hier überstürzenden „kalten Ganges" ins hohe Gras geworfen und die Landkarte vor mir ausgebreitet. Die sollte mir auch heute wieder die runischen Räthsel dieser Namenshäufung lösen.

Das Thal hat hier noch nicht sein Ende erreicht, es wechselt nur den Namen „Klosterthal" mit dem Namen „Nestelgraben", und dieser windet sich immer steiler ansteigend und sich verengend zur „Mamau-Wiese" hinan.

Ein neuer Räthselname: „Mamau-Wiese"? Droben aber an der Mamauwiese liegt der „Wurmgarten" und hinter dem die „Oed". Auf der Mamauwiese steht ein „St. Sebastiansbild" und dort entspringt das „Sebastianswasser", das an den Abstürzen des „Hühnerbühels" einige sehenswerte Wasserfälle bildend hinab nach „Buchberg" fließt, sich mit der Sirning verbindend. Ehe es aber „Buchberg" erreicht, fließt es an dem „Predigtstuhl", an der Ruine „Losenheim", der „Sonnleithen" und dem „Hengstthal" vorbei, und ergießt sich in die Sirning, welche kurz zuvor den „Pfennigbach" aufgenommen hat. — Weiter gen Osten zu aber liegt „Stuppach", dann Glocknitz, das alte „Glocniza", wo die Erbgruft der Grafen „Wurmbrand-Stuppach" sich befindet, und noch weiter drüben im Osten, nahe den Burgen Steyersberg, Pütten, Krumbach und Kirchschlag der Burgstall des einstigen Schlosses „Wurmbrand", knapp vor der ungarischen Grenze.

* * *

Wie träumend lag ich im Grase ob der eigenartigen Fährte, die ich gefunden. — Breiter fielen die Schatten ins Thal, goldig spielten

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Strahlen der scheidenden Sonne durchs Geäst der stolzen Föhre und ihrer Genossen dort am vorspringenden Felsenzack, und im dunklen Purpurblau versanken die tieferen Hintergründe. In immer leuchtenderer Glutfarbe erstrahlten die Kulme der Berge und die Felsenzinken, aber höher und höher hub sich aus den Thälern bleigrau und schier spenstig der Schleier der Nacht. Dunkler und dunkler wards am Himmelsbogen, hie und da funkelte schon ein vorwitziges Sternlein hervor, das Heimchen aber zirpte im Grase. Fort und fort brauste und sauste der Wildbach an meiner Seite, und es rauschte wie ferner Orgelton durch den nachtdunklen Wald.

Da schwang sich der volle Mond in stiller Hehre aus den Silhouetten der Felsmauern empor, und warf seine bleichen Lichter über das Bild. Glasklar schien hier das eilende Wasser über einen bläulich schimmernden Steinblock zu gleiten, um dort durchsichtig wie ein Smaragd eine Untiefe zu verraten. Weißlich aber, wie spielende Schwäne tummelte sich der Gischt im mutwilligem Spiel von Stufe zu Stufe, zersprühend, zerfließend und neu erstehend im endlosen Spiel.

Weißliche Nebelgebilde zogen hernieder und wirbelten im luftigen Reigen ob den Wassern und deren silberglockengleichen Klingen und Singen. — Da hub sich neugierig spähend ein Nixlein aus der klingenden Schaumflut, und die Nebel umkreisten es, und sie sangen und tanzten, und die Wasser und die Winde musizierten dazu.

Deutete da das Nixlein auf mich und lachte schelmisch und sagte lachend zu der lachenden Elfenschar: „Das ist auch so Einer von denen die der Drehwurm im Hirne plagt, oder meinst Du's anders lieb „Mümelein"?"

Da lachte das lose Elfengesippe, und das eine der „Mümeleins" meinte, daß ich just so aussehe wie alle die, welche sich mit dem abplagen, was ein toter Esel auf seinem Rücken in bunten Schnörkeln trage, was die gelahrte edle Zunft, Urkunden und Diplome benamse. Und abermals lachten — die boshaften Nebelgestalten. Dann aber schwebten sie aufwärts, und das holde Nixlein rief ihnen noch nach, sie möchten des Nixleins Schwestern, die „Glocken-Nichsa" und die „Fanin-Nichsa" schön grüßen, so sie diese besuchen würden.

Die „Mümeleins" entschwebten zur Mamau-Wiese ihrer Heimstätte.

Da hatte ich wunderseltsames erlauscht; also die Nixen haben den Wassern und den nach diesen benannten Orten die Namen gegeben! Glocknitz und der Glocknitzbach, welche die bescheidenen Slavisten für sich beanspruchen, ward „Glocniza" von der „Glocken-Nixe" genannt,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der Pfenningbach von Fanin der Zeugerin, Mehrerin (Siehe Venusberg).

Und wie diese Neckgeister mich höhnten, wie sie die kostbaren Schriftzeilen auf den Pergamenten, mit der Last auf eines Esels Rücken verglichen! O, über diese Mümelein und Nixen! Diese Neckkobolde sind nicht ohne Grund mit weiblicher Gestalt begabt! Noch immer aber schaute das mutwillige Nixlein, des kalten Ganges halb spöttisch, halb neugierig, zu mir herüber.

Da faßte ich mir ein Herz und rief das Nixlein an: „Mein holdes Nixenkind! Auch ich könnte Deinen Gruß bestellen an Deine Schwestern die Glocken-Nixe und die Fanin-Nixe, und die Andern, so Du mir Deinen Namen vertraueſt, denn nach dem kalten Gange kann ich Dich doch kaum benamsen, mein Vielholdchen!“

Da lachte sie recht glockenhell und schlug etliche Purzelbäume, daß mir der weiße Gischt um den Kopf spritzte.

„Das rateſt Du richtig, doch wisse, nimmer darf uns der Mensch „Nam' und Art“ abfragen, so wir ihn nicht fliehen sollen; denn anders ist unser Wesen, als wir Euch sichtbar nahen. Drum laß das Fragen“. —

Also begannen wir von der Zeiten Anhub zu plaudern, und was sich da herum zugetragen. Gar manches ward mir kund, darunter auch dieses:

Vor unvordenklichen Zeiten hauste allhier in des Schneebergs Nähen, droben im Geklüft nächst der „Mümeleinwieſe“ (Mamauwieſe) ein gräulicher Lintwurm; noch heißt's dort „in der Öd“ und im „Wurmgarten“. Der Wurm verschlang alles, Mensch und Vieh, und verwüstete die Gegend schandbar. Da trug sich's zu, daß ein Mann seinen Hof mit Pfahlwerk friedete. Vorher brannte er die Pfähle an, ehe er sie in die Erde steckte, um sie vor der Fäulnis zu bewahren. Auf einmal kommt der Lintwurm geradewegs auf den Mann losgeschnaubt. Der war nicht faul, sondern stieß dem Lintwurm den Feuerbrand in den Rachen, so daß der Ungeschlacht davon zerbarst. Das Land war von dem Untier befreit. Das Volk aber nannte seinen Retter Wurmbrand und gab ihm manche Last von rotem Schatzgold zur Ehrung. Davon erbaute sich dann der Lintwurmtöter ein Schloß an derselben Stelle, dem er seinen Namen gab und führte von der Stund ab den Wurm mit dem Feuerbrand, im Rachen auf seinem Heerschild, zum ewigen Gedenken.

Wohl habe ich da der Vielholden zur Antwort gegeben, daß solch Mährlein nicht von Belang sei, sintemal es Keiner auf Perga-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ment geschrieben, was gar gewaltig zu beklagen, denn ich kenne Etliche, welche nur auf das schwören, was geschrieben steht, und sagen, alles andere wäre Alt-Weibergeschwätz. Der erste Wurmbrand wäre nämlich der sehr edle Herr Poppo von Wurmbrand und Stuppach gewesen, wie er als erster Zeuge auf einer Schenkungsurkunde des Erzbistums Salzburg genannt wird; und der lebte um das Jahr 1013. — Damit basta, denn aus früheren Zeitläufften wäre kein Manuscriptum auf uns gekommen, ergo — —

Da hatte aber das Nixlein laut aufgelacht, und abermals etliche Purzelbäume über die Felsblöcke gethan, als wären diese alle mit Eiderdunen statt mit ungebranntem Kalk gepolstert. Als es aber gemerkt, daß es mir auch just nicht allzuernst um die Eselshäute zu thun, sondern mir auch andere Kunde als Urkunde nicht verächtlich, da ward die Nixfrau wieder ernsthaft, und hub vom neuen an, aus der Vorzeit zu berichten.

Da hatt' ich bald erkannt, was für ein tiefer Sinn hinter dem verborgen lag, was mir das Raunemäulchen des Nixenkindes in verhüllenden Worten entdeckte.

Kotinge nannten sich die Könige und deren Sippen im heidnischen Germanien, den alten, uralten arischen Stammsagen gemäß, stammten aber die Königsgeschlechter in gerader Linie von den Göttern ab. Das eddische Lied „Rigsmâl" sowie die Siegfriedssage beweisen dies genau. Da nun die Stamm- und Wappensagen der Wurmbrande, in Übereinstimmung mit deren „redendem" Stammwappen, gerade die Siegfriedsage in deren ältester Fassung enthält, so beweist solches zuerst die Abstammung des Geschlechtes aus einer alten arischen Kotings- oder Königsfamilie. Dies schon darum, weil die älteste Siegfriedssage den Lintwurm durch einen brennenden Baum, genau wie in der Wurmbrandsage töten läßt; erst in weit späteren Sagen verdrängte der „Balmung" den „Feuerbrand".

Nun findet sich werkwürdiger Weise in altassyrischen Inschriften*) die ganz gleiche Sage vor, und es entsteht daraus die Frage, ob ein Zusammenhang der Siegfriedsage, resp. der Wurmbrandsage mit der assyrischen Sage denkbar ist.

Neueren Forschungsergebnissen entsprechend, denen ich voll und ganz beipflichte, kamen die Arier direkt vom Norden und entsandten ihre Wanderscharen gleichzeitig nach West und Ost, nach Europa und

*) Siehe: Kaulen, Assyrien und Babylonien.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Asien*). Die Hauptmasse des Volkes, welches wir heute das Deutsche nennen, sitzt seit Urtagen im Lande, und mochte die vielleicht rothäutige Urrace verdrängt haben. Demgemäß kamen die arischen Stammsagen gleichzeitig nach Europa und Asien, als eines Stammes gemeinsame Blüte, sich überall den lokalen Verhältnissen entsprechend zu ihrer Sondergestalt ausbildend.

So wäre die Wurmbrandsage mit der assyrischen im Schwesterverhältnis zu erklären. Aber auch ein Tochterverhältnis der Wurmbrandsage zur assyrischen wäre denkbar, ja sogar wahrscheinlich.

Der „Sachsenspiegel" erklärt uns die Einwanderung der Sachsen ins deutsche Land, und damit aber auch die Entstehung des wirklichen, nicht des sogenannten Uradels.

Ehe daraus Schlüsse gezogen werden sollen, mögen die beiden wichtigen Paragraphe des „Sachsenspiegels" hier im Auszuge folgen; sie finden sich Buch III, Artikel 44, § 2 u. 3:

„§ 2. Unsere Vorfahren, die hieher in das Land Sachsen kamen und die Thüringer vertrieben, die waren in Alexanders (des Großen von Macedonien) Heer gewesen; mit deren Hilfe hatte er ganz Asien bezwungen. Als Alexander starb, da durften sie sich nicht im Reiche seßhaft machen, wegen des Hasses und der Furcht vor ihnen im Volke. Sie schifften sich von dannen allzumal mit dreihundert (500) Kielen, die gingen alle bis auf vierundfünfzig (20, 40 in anderen Lesarten) zu Grunde. Derselben kamen achtzehn (8) nach Preußen und besetzten das Land; zwölf besetzten Rügen und vierundzwanzig (40) kamen hieher in das Land „Sachsen".

§ 3. Da ihrer so viele nicht waren, daß sie den Acker zu bebauen vermochten, und als sie die thüringischen Herren geschlagen und vertrieben hatten, so ließen sie die Bauern ungeschlagen sitzen und gestatteten ihnen den Acker zu solchem Rechte, wie ihn die Lassen (Bauern) noch heute haben; davon stammen ab die Bauern. Von den Bauern, die ihre Rechte (ihren Besitz) verwirkten, sind die Tagewerchte gekommen, die um ihren Taglohn arbeiten. —

Auch in Assyrien sind die Königsgeschlechter von göttlichem Ursprung gedacht worden, und ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ein Sprosse jenes Geschlechtes, dessen Ahnherr als Drachentöter in den Inschriften gefeiert wurde, mit dem Sachsenheere Alexanders nach Europa kam, dessen Nachfolger hier am Fuße des Schneeberges Stamm, Stammsage, Namen und Wappen fortpflanzten. Denn eben

*) „Origines Ariacae" von Karl Penka und „Licht" von H. H. G. F. Schliep.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Wurmbrande gehören dem Uradel an, da an ihr Wappen sich jene Götterſage bindet.*) Sie mochten hier lange geſeſſen, von hier aus dem Sachſenſchlächter getrotzt, und endlich ſich oſtwärts geſchoben haben, den Hunnen entgegen, wo noch heute der „Burgſtall", nämlich die Stelle, wo die Burg Wurmbrand geſtanden, an ihr Schildesamt gemahnt.

Einmal ſo weit gediehen, kehren wir zur Lintwurm- oder Drachenſage wieder zurück.

Die Siegfried- wie die Wurmbrandſage iſt eine germaniſche Frühlingsmythe, und gehört daher in die erſte Gruppe der oſterwähnten Dreiteilung, nämlich in jene des Entſtehens, der Geburt, und fällt daher ſelbſtverſtändlich mit in den Kultkreis der Frühlingsgöttin Oſtara.*)

Beachtenswert ſind die Oſtergebräuche, bei welchen — gegen das Brauchtum anderer Feſte — ſich Feuer und Waſſer vereiniget. Neben den Oſterfeuern, welche gerade hier, und durch ganz Steyermark auf den Bergen lohen, ſpielt auch das Oſterwaſſer eine bedeutſame Rolle. Heute iſt beides eine Volksbeluſtigung, ehedem aber gehörte beides zum Kulte Oſtaras. In der Nacht ihres Feſtes, oder bei Beginn der Morgenröte, wuſchen in der „Heilsquelle" ſich die Mädchen das Geſicht, und heute thun ſie's auch noch, „um ſchön zu bleiben," wie ſie ſagen. Schweigend aber, auch ohne den Begegnenden zu grüßen oder deſſen Grußwort zu erwidern, muß ſolches geſchehen, um dem uralten Geſetze des Zauberglaubens entſprechend, die Wirkung nicht zu hemmen.

Dieſe Bräuche, die, wie geſagt, noch heute in Übung ſind, haben hohes, mythiſches Alter, und fußen in der Meinung, man dürfe nur durch Feuer und Waſſer gereinigt, das Freudenfeſt begehen. Auch das Oſterei iſt uralt. In der perſiſchen (alſo einer ariſchen) Schöpfungsgeſchichte wird erzählt, daß der Erſtgeborene der Schöpfung, der Ur-Stier, das Welt-Ei durch einen Hornſtoß zerſprengt habe, woraus die einzelnen Weſen der Schöpfung hervorgegangen wären. Im Frühjahre beim „Perchtenlaufen" ſind die Vermummungen der „Perchten" aber Kuhhäute ſammt den Hörnern, welche den Kopfſchmuck der Perchten bilden. Dies deutet auf Kuhopfer, welche im Frühjahre der Frouwa oder der Oſtara gebracht wurden, und da Oſtern in die Zeit fällt, in welcher die Sonne im Sternenbilde des Stieres ſteht,

---

*) Siehe darüber auch meinen hiſtoriſchen Roman: Carnuntum, Berlin, Grote, 1889.

*) Siehe: „Oſterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige" dieſes Buches.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß eben im Frühjahr die Götterhochzeit unter Stier- und Kuhgestaltung gedacht wurde.

Viele Mythen steigern diese Wahrscheinlichkeit fast bis zur Gewißheit; so die bekannten Mythen der Io, der Europa, der Kult der „ochsenäugigen" Hera auf Argos, welche ein weißes Kuhgespann hatte, wie die Nerthus, die eben keine andere ist, als unsere Ostara.

Wie Pan als Widder im Widdermonate (März) die Luna liebte, ebenso ward die Conjunktion der Sonne und des Mondes im Stiermonate (April) unter der Vorstellung einer Hochzeit des Sonnengottes und der Mondgöttin in Gestalt von Stier und Kuh dargestellt. Darum ist Ostern ein bewegliches Fest, weil es an die erste Vollmondnacht im Frühlinge naturgemäß gebunden ist. Der volle Mond ist eben der Zauberring, von dem jenes Orakel sagte, daß dem Manne die Frau nur so lange die Treue bewahre, als er diesen Ring am Finger stecken habe; er ist der Ring Träufler (Draupnir), der mit Balder verbrannt ward; auch ist er die Räthsellösung der achtzehnten Rune, von der Wuotau im Runenliede singt:

Das achtzehnte (Runenlied) werd' ich ewig nie
Einem Weib oder Mädchen melden,
Das bildet der Lieder besten Beschluß,
Was Einer von Allen nur weiß
Außer der Frau, die mich ehelich umfängt
Und auch Schwester mir ist.*)

Die Lösung dieses Runenliedes aber, wie der versteckte Sinn aller dieser mehr oder weniger erotischen Mythen ist die Wiedererstehung der Natur, die Wiedergeburt in der Menschwerdung.

Dementsprechend nannten die alten Deutschen die Osterzeit eine Hochzeit, welche Benennung nur einen heidnischen Sinn haben konnte, im Christentum aber, wie so viele andere Worte, ihre ursprüngliche Bedeutung eingebüßt hatte, und Hochzeit im heutigen Sinne ist nichts weiter als einfach ein Unsinn, da der Vergleichungspunkt (Tiefzeit) mangelt.

Wenn es am Himmel Zeit ist, kann man an eine hohe Zeit denken und dadurch Ort und Zeit in ihrer Verbindung bezeichnen, womit der ursprüngliche Sinn des Wortes klar gestellt wäre. Wann aber ist es am Himmel Zeit? In der Frühlings-Tag- und Nacht-Gleiche, was, mythisch gefaßt, sagen will, daß, wenn der Sonnenheld diesen Zeitpunkt versäumen würde, der Winter Herr des ganzen Jahres wäre. Darum fallen auch jene Drachen- und Lintwurm-

*) Frouwa war Wuotans Frau und Schwester, ganz ähnlich wie ja auch Zeus und Hera in Geschwisterehe gedacht wurden.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kämpfe, in welchen der Drache unterliegt, in das Frühjahr, jene, in welchen der Drache aber siegt, in den Herbst.

Wenn es im Liede vom „hörnen Siegfried“ heißt, daß der Drache an einem Ostertag ein Mensch ward und der Chrimhild verkündete, daß er in fünf (sieben) Jahren seine menschliche Gestalt wieder bekäme, um sie zu heiraten, wo sie dann mit Leib und Seele zur Hölle fahren und dort bis zum jüngsten Tage weilen müßte, so sind hier unter Jahren Monate zu verstehen, unter der Hölle das schlafähnliche Leben der Götter — unter der Erde im Winter. Das heißt: Der Drache, der im Frühjahre besiegt wird (St. Georg, 23. April) besitzt Chrimhild sechs Wintermonate (er hält sie sechs Klafter tief verborgen) und verliert sie und sein Leben eben zur Osterzeit an Siegfried, der sie ebenfalls nur sechs Monate besitzt, nach welcher Zeit auch er wieder dem Winterriesen (Drachen, Hagen) erliegt. Dieser Kampf wird um den Michelstag (St. Michael, 29. Sept.) gedacht, nur durfte das Christentum begreiflicher Weise den Drachen nicht Sieger sein lassen.

Daraus wird klar, warum mit dem Begriffe „Ostern“ die höchste Wonne ausgedrückt wird, und das Wort im ursprünglichen Sinne den Höhepunkt eines Liebesverhältnisses bedeutet. Der Bezug ist klar: Der Sonnenheld kämpft mit dem Drachen um die gefangene Ostara, befreit sie, und der Hochzeitstag heißt davon „Ostertag“. Daher heißen sich Liebende gegenseitig „Osterwonne“ (Titurel, Tristan), daher ist das Osterlicht, das Osterfeuer, die Osterkerze und auch der wurmbrand'sche Feuerbrand ein Heilszeichen. Ist nun mit dem Ostertag der Begriff Hochzeit so enge verknüpft, so ist auch dem Ostereiersuchen hinter den Büschen des Gartens altheidnisch-erotische Bedeutung beizulegen, genau im selben Sinne wie das Schlüpfen des Hasens ins Myrthengebüsch gedeutet wurde, und zur Gründung der Stadt Aphrodisias die sagenhafte Ursache abgab. Der Sinn des Osterhasen, der die Ostereier legt, ist nun kein räthselhafter mehr.

Nach all dem hier Gesagten ist Ostern als die Vermählung der schneeglöckchenbekränzten Frühlingsgöttin Ostara aufzufassen, doch bleibt die Frage noch ungelöst, wen sie zum Gatten nahm. Sollte ihr Gatte der Ostermann des Kindermärchens, oder jener Easter sein, von dem Valvasor spricht? — In der „Geschichte des Möllendorfer Klosters“ giebt Paulus dem Bilde der Ostara auch Kuhhörner als Symbole der Mondsicheln, welche Sinnbilder wir auch bei Frouwa und Fraya finden, wie auch in anderen verwandten Mythologien.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Demgemäß ist Ostaras Brautmann der junge Sonnengott, und es ist völlig gleichgültig, welchen Namen derselbe in diesem speziellen Falle geführt hat. Da kein anderer Name als „Easter" oder „Ostermann" vorläufig nachweisbar ist, so kann man ruhig den Ostermann gelten lassen, hinter dem aber der junge Sonnengott selber sich als Brautmann birgt.

Zur Osterzeit kehren die Götter aus der Unterwelt zurück, und unter diesen Bacchos, lachend, gehörnt und mit einem Stierfuß. Davon erklärt sich das aus den Mysterien des Dionysos (Bacchos) stammende Sprüchwort: „Taurus Draconem genuit et Draco Taurum"; zu deutsch: „Der Stier hat den Drachen gezeugt und der Drache den Stier."

Auch der „hörnene Siegfried" wird lachenden Temperamentes geschildert, und dürfte, ehe er seine Göttlichkeit eingebüßt hatte, auch wohl mit Stierhörnern wie Bacchos aus der Unterwelt emporgestiegen sein. Erst später wurden diese vergessen und mit der Hornhaut verwechselt. Schon oben ward der Kreislauf des Jahres in der Siegfriedssage gezeigt; er tötet den Lintwurm, wird aber später selber von Hagen ermordet. Der „hörnene Siegfried" wird also wohl der Brautmann Ostaras gewesen sein.

Es steht der Annahme eines Stier-Kultes im deutschen Heidentum nichts entgegen, und bestätigen solches alte Landes- und Geschlechtswappen, also alte Heilszeichen; so der Stierkopf im Wappen Mecklenburgs und der Landesname wie das Wappen der Steyermark.

Der französische Heraldiker Menestrier sagt nämlich bezüglich des steyrischen Wappentieres, des sogenannten Panthers, wörtlich Folgendes:

„La Styrie, Province d'Allemagne, de sinople ou taureau fourieux d'argent, ardent de goculer par les oreilles, la gucule et le naseaux. Ceux qui n'ont pas entendu que Stier signifie en Allemand un taureau, et qu'il fait des armoiries parlantes dans l'ecu de Styrie, en ont fait un animal monstrueux de la forme d'une griffon."

Dr. Karl v. Querfurth fügt an jene Stelle diese beachtenswerte Glosse: „Also von einem Franzosen müssen wir Deutsch lernen! Auch Reinhard spricht geradezu aus, daß das Wappen der Steyermark ein redendes, nämlich ein Stier, ursprünglich gewesen sei. (Stieria, Stiermark, Steyermark). Desgleichen lesen wir bei dem gelehrten Spener wohlbegründete Deduktionen, welche auf die Ansicht hinauslaufen, daß der steyrische, sogenannte Panther, ursprünglich ein

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stier gewesen sei, und in der berühmten Züricher Wappenrolle ist er auch thatsächlich mit Hörnern wie ein Stier abgebildet."

So weit der Heraldiker v. Querfurth.

Wenn wir aber in Betracht ziehen, daß Wappen Heilszeichen — Talismane — waren, daher nicht willkürlich gewählt wurden, so sehen wir speziell für Steyermark den Stierkultus wappenmäßig nachgewiesen und in Verbindung mit den heute noch in Steyermark gepflegten Osterfeuern den Ostara-Kult im vorerwähnten Sinne beglaubigt. Aber auch in merkwürdiger heraldischer Verbindung findet sich eben in der Steyermark wappenmäßig der Drache (Lintwurm) als Heilszeichen von Familien und Städten. Beachtet muß dabei werden, daß die Grafschaft Pütten ehedem nicht zu Niederösterreich, sondern zu Steyermark gehörte, wodurch die Stammwiege der Grafen Wurmbrand eigentlich innerhalb der alten Grenzen der Steyermark zu verlegen ist.

Noch interessanter wird die Beziehung des Stieres zum Lintwurm (Drachen) durch den ganz merkwürdigen Umstand, daß zur Zeit, als die Steyermark ein Herzogtum ward, zwei Grenzgrafschaften errichtet wurden; die eine im Norden war Putene (Pütten), die andere im Süden Pettau. Beide Grafschaften nun führten den Drachen, aber ohne Füße im Wappen; der Pettauer aber auch mit dem Brande im Rachen. Da nun der steyrische Stier, durch Ornamentierung, vielleicht sogar unter dem Einflusse des wurmbrand-pütten-petauischen Drachen sich in den Panther verwandelte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Traungauer, die ersten Herzoge der Steyermark — nicht nur mit den Wurmbrands verwandt, sondern sogar ihres Stammes waren. Ist diese Combination richtig, dann sind aber die Wurmbrande das Stammgeschlecht; sie haben Name und das ungestümmelte Wappen; die Pettauer wären die Sekunda-Genitur, da sie wohl den Brand, aber den an den Füßen gestümmelten Lintwurm im Wappen führten; die Tertia-Genitur wären die von Putene, deren an den Füßen gestümmelten Drachen auch noch der Feuerbrand fehlt. —

Daß, wenn diese Voraussetzung richtig, die Traungauer sicher dem Hauptstamm angehörten, dürfte kaum in Zweifel zu ziehen sein; als Markgrafen, wie als Herzoge führten sie natürlich das Landeswappen, das, wie gesagt, drachenähnlich ornamentiert zum Panther sich ausgestaltete.

Immerhin ist es interessant, daß das Archiv der nun reichsgräflichen Familie derer von Wurmbrand-Stuppach, ein Wappenbild

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus dem Jahre 1130 besitzt, in dem schon der Lintwurm mit dem Feuerbrand im Rachen erscheint.

Daß die Wurmbrande, „Kotinge" nämlich Abkömmlinge eines vorchristlich-germanischen Königshauses sein müssen, scheint der Historiograph seiner Familie, der Genealoge Graf Johann Wilhelm von Wurmbrand-Stuppach, der als Reichshofrats-Präsident unter den Kaisern Leopold I., Josef I. und Karl IV. in Frankfurt lebte, gewußt oder doch mindestens geahnt zu haben, denn er schrieb in der Familiengeschichte:

„Das Alter der Familie ist nicht zu nennen, weil sie immer war, doch in Urzeiten war sie viel glorioser als jetzt." —

Sollte solches Zusammentreffen von Stier und Drache nur Zufall sein? — Nein, gewiß nicht! —

„Taurus Draconem genuit et Draco Taurum!"

Hat sich nun der mythische Zusammenhang des Ostara-Kultes mit den Heilszeichen des Stieres wie des Lintwurms ergeben, so ist auch der erste sagenhafte Wurmbrand, der Lintwurmtöter, mythisch erklärt. Er ist nicht der „Mann", nicht der „Wurmbauer", er selber ist der junge Sonnenheld, er selber ist der Ostermann, der Brautmann Ostaras. Auch durch diese Deutung ist die altarische Bedingung erfüllt, welche die Könige „Söhne der Sonne" nannte, ein Titel, der naturgemäß in christlicher Zeit verschwinden mußte, in anderen arischen Staaten, welche das Christentum aber noch nicht angenommen haben, noch heute üblich ist, z. B. in Persien.

Nach dem hier Gesagten und mit Bezug auf das im Abschnitte dieses Buches: „Das Helenenthal und die heilige Fehme auf Rauhenstein" Demonstrierte, ist mit Gewißheit anzunehmen, daß auch die Wurmbrande einst im Besitze eines Freistuhles der heiligen Fehme gewesen, wie die Hohenzollern, die Hohenlohe u. a. — Die Waffensammlung der Hohenzollern zu Sigmaringen besitzt merkwürdigerweise auch noch ein Denkmal an die hohenzollersche Freigrafenwürde, in einem Dolch, einem sogenannten „Dag". (Abgebildet in Demmins Waffenkunde.) Der vorsitzende Stuhlherr trug einen kurzen Degen, welcher drei Klingen hatte, die zu einer vereinigt waren. Wenn das „Ding", nämlich die Sitzung, eröffnet wurde, legte er den „Dag" auf den Tisch, drückte auf eine Feder, und die drei Klingen öffneten sich. Dies sollte „offen Dag", „offenen Tag", das „Gericht ist eröffnet" sinndeutlich anzeigen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vielleicht besitzt die Familie noch irgendwo ein unerkanntes Gerät mit den bezeichnenden Buchstaben S. S. G. G. oder mit einem Kreuze und darunter einem V.

Doch dies nur so nebenbei als erinnernden Rückblick auf ein früheres Bild, zum Beweise, daß alles zusammenhängt und erst im Zusammenhange ein vollständiges Gemälde unserer so lange verschleierten Vorzeit entrollt.

Nun aber zur Deutung der so eigentümlichen Lokalnamen. Der Wurmbauer dürfte die Stelle bezeichnen, wo der erste der Wurmbrande in Urtagen seinen Sitz hatte, unter dem man sich einen sehr einfachen Hof, keinesfalls aber eine mittelalterliche Hochburg im Style Hoheneggs denken darf. Dies war möglicherweise schon in vorrömischer Zeit, spätestens jedoch gleich nach der Zerstörung Carnunts im Jahre 375 unserer Zeitrechnung, daß hier die Wurmbrande sich festsetzten. Immerhin ist es möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich, daß die Wurmbrande mit ihrer Geschlechts- und Wappensage sich erst im Jahre 375 hier seßhaft machten, und aus ihrem früheren Stammsitz jenseits der Donau ausgezogen sind, denn im Waldviertel Niederösterreichs existiert gleichfalls ein Dorf mit dem Namen Wurmbrand. Dort saßen die Wurmbrande, wie kaum zu zweifeln, vor dem Beginn der Völkerwanderung, oder was dasselbe besagt, vor der Zerstörung Carnuntums im Jahre 375, bei welcher sie zweifelslos eine hervorragende Führerrolle gespielt, und sich hier zur Hut der Alpenpässe angesiedelt hatten, nachdem sie sich eben die Straße über den Semmering nach Italien erkämpft hatten.

So weit die durch Ortenamen rekonstruierte Vorgeschichte des wurmbrandischen Hauses.

Nun steht hinter dem „Wurmbauer" der so hochbedeutsame „Hutberg", der aus dem Rahmen der Vorgeschichte uns wieder zurück zur Mythologie leitet. Die Wurmbrande waren Kotinge, wie die Siegfriedsage in ihrer Wappensage beweist. Die alte Göttersage hat sich in der Stammsage des Geschlechtes wunderbar erhalten, aber in christlicher Zeit hatte man den ersten des Geschlechtes nach und nach vermenschlicht, und an dessen ehemalige Göttlichkeit aus begreiflichen Gründen nicht mehr erinnert. Der Drachentöter, der Ostermann ward zum einfachen „Mann", er wurde menschlich dargestellt. Die Sage nennt die Stammmutter des Geschlechtes nicht, auch nicht die Art des Todes des Stammvaters. Die Sage nimmt als selbstverständlich an, daß er „ein Weib nahm, Kinder zeugte und starb". Da wir ihn aber als einen Sonnensohn erkannten, dessen mythische

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sendung es war, ein Königsgeschlecht zu zeugen, so fühlen wir plötzlich die Lücke. Er mußte ein „Weib aus dem Volke" nehmen, um ein menschliches Geschlecht zu zeugen, er mußte auf außergewöhnliche Weise aus der Welt gehen, um der Endlichkeit des Menschenlebens Rechnung zu tragen, da er sonst sein sterbliches Weib hätte mit Unsterblichkeit begaben müssen. Die deutsche Mythologie kennt aber kein Beispiel einer Apotheose in solchem Sinne, wie es auch kein Beispiel vergöttlichter Menschen kennt. Im nächsten Abschnitt: „Ad pontem Ises" wird solches noch klarer werden; hier nur so viel: Da nun der erste Wurmbrand, der Mythe entsprechend, ein Gottessohn in menschlicher Scheingestalt war, durfte er nicht sterben, aber auch nicht länger auf Erden weilen, als bis seine Absicht erfüllt, und er mit dem sterblichen Weibe menschliche Nachkommen erzeugt hatte. Da mußte er sie verlassen. Weil er nun aber nicht sterben durfte, so ging er zweifelslos in den Berg, und zwar in den „Hutberg" hinter dem Wurmbauer, wo er wie Rotbart im Kyffhäuser schläft, zur Hut der von ihm erschlossenen Semmeringstraße nach Rom. Zweifellos ist jener Teil der Geschlechtssage der Wurmbrande verlorengegangen, und zweifellos wird auch dieser Teil der Sage einstens darum gewußt haben, daß er der Hüter seines Geschlechtes ist und diesem göttlichen Schutz in Tagen der Not werde angedeihen lassen. Er wird im männlichen Sinne ehedem das gleiche Familiengespenst seines Geschlechtes gewesen sein, das im weiblichen Sinne „die weiße Frau" so vieler Fürstenhäuser (z. B. Hohenzollern) ist. Dieses Familiengespenst ist eben immer der göttliche Ahnherr oder die göttliche Ahnfrau eines Geschlechtes, das als dessen Schutzgeist selbst noch in christlicher Zeit anerkannt wurde. Soweit der Sonderbezug des „Hutberges" zur Wurmbrandsage. Im allgemeinen ist eben der „Hutberg" jener Berg, in dem die Götter zur Winterszeit schlafen wie Tannhäuser im Venusberg, (Siehe: Der Venusberg bei Traismauer) wie Wuotan im Untersberg. (Siehe diesen.)

Der Lintwurm ist eben der Tod der Natur im Winterschlafe, zur Zeit, da alle Zeugung aufhört. Darum muß ihn der junge Sonnengott töten, dessen Stellvertreter hier in der Person, oder besser gesagt, im Stamme der Wurmbrande, der Königs-, Priester und Richterwürde in sich vereinigte, ansässig war. Der Zugang zur Öde und zum Wurmgarten, deren Deutung klar liegt, geht durch das „Nestelthal". Ein bekannter Aberglaube sagt, daß durch das „Nestelknüpfen" eine Ehe gehemmt würde, durch zauberhafte Verhinderung der ehelichen Pflichten. Und wirklich ist der Nestelgraben

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine sterile Felsschlucht, gar wohl geeignet zum Thor einer Drachenbehausung. Die Mamauwiese als Heimstätte der Mümeleins oder Elfen ist schon erklärt. St. Sebastian ist der stete Begleiter des heiligen Rochus, welche beide als Patrone gegen die Pest verehrt werden. Der Gott, der ein Übel sendet, ist aber auch gleichzeitig der Heilgott dagegen; dies zeigte sich schon beim großen Heiligen.*) Der Wintergott ist der Pestgott, wie auch Helia als die „Pestjungfrau", als das „Pestweibele" erscheint. Ja, selbst als die Cholera anfangs der Fünfziger Jahre in Wien so furchtbar grassierte, da lebte die Mythengestalt der Pestfrau wieder auf, und der gemeine Mann wußte von einer schwarzen Frau als der Personification der Cholera viel zu erzählen. Derlei Mythenpersonificationen sind eben unsterblich. — Der Sebastiansbrunnen ist solch ein Heilsbrunnen, und wirklich haftet die Sage daran, daß dort die zur Pestzeit hinauf Geflohenen von der Krankheit verschont geblieben; nach der Tötung des Lintwurmes, des Zeugungsstörers, lebte eben die Natur wieder auf an Ostaras Hochzeitstag.

Losenheim ist der Ort, wo die Schicksaalslose gelesen wurden, und dort steht auch der Predigtstuhl, der mit den Prädikanten nichts zu thun hat; es ist eben ein Opferstein. — Buchberg ist der Ort, wo nach besiegtem Winter „im Blütenhaine" die Götter mit den goldenen Scheiben spielen. (Ballspiel, Diskoswerfen.) Der Pfenningbach ist der Bach der Fanin, der Zeugerin, Vermehrerin. Mit ihm geht es hinaus ins fruchtbare Land, nach Stuppach, nach Wurmbrand. —

* * *

Da fuhr ein Tosewind unwirsch durchs Holz, knarrend beugten sich die alten Föhren im Herbststurm; Staub wirbelte auf. Der Schneeberg hatte seine Tarnkappe über die Ohren gezogen, und das ist ein unhold Zeichen vom Heranzug böser Wetter. Der „kalte Gang" brauste auf, als wär' er in's Sieden geraten; meine holde Nixfrau aber war verschwunden. Bleigrau lag die Luft über den sturmdurchwimmerten Felsengraben und ließ ahnen, daß es nimmer weit sei bis zum Sonnenaufgang, aber düster Gewölk hemmte dem jungen Tag den Einzug ins Thal. Droben wetterleuchtete es schon bedenklich, und fernher rollte unbestimmtes Gemurmel, baldiges Donnergetöse verkündend. —

*) Siehe: „Osterburg, Hohenegg, Mauer und der große Heilige."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da nahm ich eiligen Abschied von der Ruhestelle, die ohne meine Absicht mir zur Nachtherberge geworden, und suchte beflügelten Schrittes über die Höhe das Voisthal zu erreichen, um beim „Höhbauern" oder der „Singerin" ein gastlich Dach zu finden, nebst kompacter leiblicher Notdurft.

Die hatt' ich denn auch vortrefflich gefunden, und später auch noch die Post, welche mich unter strömendem Regen und der herrlichsten Hochgewitter-Symphonie zurück nach Gutenstein brachte. —

Die holde Nixe des „kalten Ganges" wollte mir aber nicht mehr erscheinen, obwohl ich sie nicht gefragt „nach Nam' und Art". —

Ad pontem Ises.

Ein Teil der Sueven dient auch der Isis. Welchen Anlaß und Ursprung der fremde Dienst habe, ist mir räthselhaft geblieben; nur deutet das Bild der Göttin selbst in Gestalt einer Liburne (Schiff) auf einen vom Auslande eingeführten Kultus. — Tacitus, Germania, cap. 9.

Noch hatte der Römer sein Roß nicht in den Wellen der Donau getränkt, noch hatten die Donauvölker nichts geahnt von der grimmigen Wölfin südwärts der Alpen, noch lief nicht der „Limes" längs dem blauenden Strom, und dennoch trug er schon Schiffe und dennoch blühten Städte an seinen Ufern, Städte, von denen die Nachwelt gemeint, der Römer habe sie erbaut, der Römer habe ihnen den Namen gegeben.

Auch giebt es Etliche, die da meinen, der Name des Stromes, der Name Donau, wäre keltisch; -- „Dan — oba", „donnerndes Wasser", hätten die Kelten den ersten Germanen zugerufen, als diese bewundernd mit fragenden Blicken auf den brausenden Strom gedeutet. —

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber das Wort „Donau“ ist ein germanisches und bedeutet etwa die tönende, donnernde Au,*) die der majestätische Strom im hehren Brandungsgange durchtost. —

Welch anderes Bild mochte auch der stolze Strom in vorrömischer Zeit geboten haben, ehe noch durch die Verdrängung der Urwälder der moderne Kulturforst entstanden, welch erstere dem Strome mehr als das Doppelte seiner heutigen Wassermenge zuführten. Welch anderes Bild mochte da die Donau geboten haben, als deren Schönheit noch unentweiht durch Kunststraßen, Stromregulierungen und Gefolge, in ihrem stolzen Felsentempel unter Krone saß.! —

Dort, wo sich der uralte Markt Ardagger dehnt, dort stand schon in Vortagen eine germanische Siedelung, denn heute noch steht über ihm auf einem Berge die Wallfahrtskirche St. Ottilie. Das war ein germanischer Kultplatz, eine Heilstatt der Nornen, der Schicksalsgöttinnen. Und diese hatten alle Ursache, dort zu walten, und alle die von dort aus sich dem tosenden Strome im schwanken Fahrzeug anvertrauten, alle diese hatten in jenen fernen Tagen nur zu sehr ein Recht, an das Schicksal eine Frage zu thun, vor Beginn der fährlichen Ausfahrt.

Zwei mächtige Urgebirgssäulen engen da plötzlich das Donauthal. Starr und uferlos steigen die Felskolosse von bläulichem Granit aus den schäumenden Wassern, verborstet Föhrendickicht überwuchert die Schründe und ringt im wilden Kampfe um Luft und Leben.

Der letzte Hochzeitszug der „Windsbraut“ hat eine breite Gasse gerissen in die Föhrenmassen, gestürzte Baumleichen modern vom

*) Die erste Silbe „Don“ führt auf „Thun“, „Thon“, „Dun“, latinisiert auf „dunum“, „durum“ zurück, welche Silbe sich oft wiederholt, z. B. Bojodurum, Passau. In einer bayrischen Sage wird die Brücke, die zum Schlosse der „Sybilla Weiß“ führt, die „Thonbrücke“ genannt, was an die Donnerbrücke erinnert, welche als Gegenspiel des Regenbogens in das Reich Helias führt. Der Name „Thonbrücke“ weist nun auf den bei Fredegar genannten See „Dunum“, in welchen sich die Arula ergießt; dies ist der Thunersee im Berner Oberland. Am Vierwaldstätterse findet sich ein Gelände namens „Thun“, und am Hallwilersee gleichfalls ein „Thunfeld“; ebenfalls kommt der Ortename „Thundorf“ sehr häufig und stets an Wassern vor. Die 1519 erneute Fischerordnung der Reichsstadt Eßlingen verbietet das Fischen „in den Thonauen“, auch heißen die Strudel unter den Wehren und Schleußen der Mühlen „Thonauen“. — „In den Thonen under den Mühlen, da das Wasser nach altem Brauche Thonau genannt wird“. „Donen“, „dunen“, „aufdunnern“ ist noch mundartlich gebraucht für geräuschvollen Staat, für sonntagsmäßig pomphafte Kleidung. Der Begriff des Stromnamens will also die gewaltige Hehre des mächtigen Stromes besagen, und dies mit gutem deutschen — nicht keltischen — Worte.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlinggekräute überwuchert, anderen Nachkommen ihres Geschlechtes als Untergrund dienend. Dort wiegt sich ein niedergebrochener Stamm im grünlichschwarzen Gewässer, umspielt vom weißschäumichten Gischt, umdonnert vom tosenden Branden der wütenden Flut. Da bricht sich König Petzo brummend seine Bahn durch das verknaulte Gestrüpp, und hoch oben horstet der mächtige Aar, der König der Lüfte. —

Solches zeigt der Blick, den der kühne Ferge hineinwirft in den gähnenden Schlund des furchtbaren Strompasses.

Vorbei ist das Spiel des herrlichen Blauwassers, vorbei sind die zahllosen Inseln mit ihrem im goldigsten Grünlicht leuchtenden Auwaldbestand, durch welche hindurch der freundliche Strom sich in neckischer Nixenlaune geschlängelt; vorbei wie das Spiel der Jugend, wenn die Kämpfe ums Dasein nahen. —

Vereinigt in ein Bett, und dieses eine Bett zusammengedrängt zur kaum halben Breite, brausen und tosen die Wasser im wirbelnden Wogenprall hinein in das verdüsterte Felsenthor, hinein in die sich kesselartig schließende Schlucht.

Da mochte den Fergen wohl ein schütterndes Grauen angegangen haben, als er solchen Anblickes gewahr wurde; da mochte er wohl angeländet haben und hinaufgepilgert sein zur Heilstatt auf dem „Odiliensberge“,*) um von den Heilrätinnen da droben Heilsrat zu erbitten; da mochte die Schar der Fahrtgenossen wohl das Los unter sich geworfen haben, welcher von ihnen durch freiwilligen Opfertod in den Wellen, der anderen „Schiffmannsheil“ zu sichern habe.

Das Los war gefallen. Die Wala hatte den Opferkuchen in ebensoviele Stücke zerbrochen als Fahrtmannen vor ihr gestanden, ein Stück aber in der Kohlenmenge des Opferbrandes geschwärzt. Abgewandten Angesichts und pochenden Herzens griff Einer nach dem Andern ein Stück des Kuchens aus dem Schurztuche der Wala. — Einer hatte das Opferlos gezogen. —

Da hatten ihn die Andern entkleidet, an Händen und Füßen gebunden, aber blumenbekränzt vom Schiffe in die gurgelnde Flut gestürzt. Sein Gewand, seine Waffen und sein Hut wurden unter dem Gemurmel von Segenssprüchen vorne an den Schnabel des Schiffes genagelt. Diese waren zu Heilszeichen, zu Fahrtbeschützern geworden, sie bürgten für „Schiffmannsheil“.

*) Die der dritten Runengruppe angehörige Rune Odil oder Othil: gab jener Heilstatt den Namen, und bezeichnet sie als der Vergehungs- oder Todesnorn, der Hella geweiht.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jetzt war das Furchtbare überstanden; jetzt hub erst ein scharfes Zechen an, und noch manche Opfergabe floß den Heilrätinnen am Odilienberge in ihren Heiltumsschatz

Andern Tags begann die Fahrt. — Die Hafttaue wurden losgeworfen, die Ruder knarrten, und langsam schob sich das plumpe Fahrzeug vom Uferwasser hinein in den schäumenden brausenden Strom. — Noch steht die Sonne tief hinter den blauen Bergen, aber golden leuchtet der Morgenhimmel durch den dichtverwachsenen Forst.

Noch ist der Strom in sein heiteres Blau gekleidet, aber düsterer, drohender nähert sich die Felsschlucht, sich immer mehr und mehr aufsperrend, wie der beutegehrende Schlund eines gefräßigen Lintwurms.

Dumpfes Gebrause von fernher. Schon beginnt das Schiff zu schwanken. Gurgelnd und gluckend rauscht ein Wellenchaos dem Schiffe entgegen, als scheue es selbst, sich in den donnernden Engpaß zu stürzen, aber im Anprall nachdrängender Wogen brechen die kämpfenden Wellenkämme brausend in milchigem Gischt zusammen und branden in tobender Wut an den feuchtdunklen Felsriffen hinan.

Dem vielstimmigen Wogensange antworten Nachtigall und Kuckuck aus dem forstdunklen Bergland, und darüber schwebt der unbestimmbare Brause- und Rauschesang des Waldes, wie das Getöne und Geklinge der Winde um die einzelnen Felsennadeln aus den zerborstenen Steintobeln, die da stehen wie die Riesenpfeifen der Urweltsorgel. —

Da schießt das Schiff hinein in den Strudel; es bäumt sich und schwankt, die Ruder knarren, die Spanten ächzen, die Mannen rufen den Taktruf an den Rudern, aber kaum ist dies alles vernehmlich vor dem Donner der Wasser.

Da brausen die schwarzgrünen Fluten über abgestürzte Felsentrümmer, zwischen welche sich bewältigte Baumriesen geklemmt, dort wälzen sich die Wellen schäumend und grollend in die selbstgebohrten kleinen Öffnungen der Felsbuchten, aus welchen sie wieder und immer wieder brandend zurückbrausen, um abermals weißgischtige Wellenkränze zu schwingen im ewig unausgetanzten Wogentanz.

Da dreht sich wieder im Wirbel die graugrüne Flut wie das Schielauge eines ungeschlachten Wasserriesen, und darüber sträubt sich der Schaum wie eine borstige Braue. Dort rauscht das grüne Netz der räuberischen Ran, und die neun Wellenmädchen scheinen im grimmen Spiel sich das stöhnende Schiff wie einen Fangball zuzuwerfen.

Immer höher türmen sich die Felsen, immer brüllender tobt die Flut, da scheint sie völlig ins Sieden geraten.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorne steht ein zerklüftet Felseneiland mittstroms, umtost von dem Brüllen und Toben der furchtbaren Brandung. Ein tiefer, gründunkler Trichter thut sich auf, umbordet von einem gräulichen Ringe weißschäumigen Gischtes.

Da schleudert der Ferge eine am Gehörne übergoldete Weißziege mit gewaltigem Schwung in den Wirbel, während die Mannen an den Ruderbäumen zerren, um aus dem Bereiche des alles verschlingenden Wirbels zu gelangen. Furchtbar ist der Tanz des Schiffes, aber die gefährlichste Stelle ist bezwungen. Schon blickt die Sonne milde verklärend über die zerklüfteten Felsschroffen herein, schon verhallen die Donner der Brandung im Rücken, und nur ein scharfes Brausen und Sausen begleitet das Schiff, das den Holmgang bestanden.

Noch bäumen sich hie und da die schaummähnigen Wellenrosse, aber ihr Grimm ist gebrochen, das schwere Schiff gleitet ruhig, fast ohne Schwanken die Klause entlang. Da schiebt sich nochmals ein Felsenriegel quer über das Bett, und brüllend prallen die Wasser in scharfer „böser Beuge" nach rechts. Jetzt atmet der Ferge erleichterten Gemütes auf; die Felsengasse öffnet sich, das Felsthal verschwindet im Rücken, lachender Auen Grün und bläulich-grünes Erlengebüsch überhöht glockig die wieder blaufröhlichen Wellen, und in holder Schöne breitet sich ein weites Land vor den Augen des frohgemuteten Fergen. Die freundliche Heilstatt der holden Frau Ise „Ip-Isa" ist erreicht.

* * *

Das Bild ist heute ein anderes geworden. An Bord der „Ariadne" findet man den Strompaß von Ardagger abwärts „wirklich ganz nett"; bei Grein sogar „romantisch" bei Struden „pittoresk", dann findet man St. Nicola „allerliebst", und ist beim Wirbel enttäuscht, denn man fährt mit dem Dampfer dort, wo ehedem der Felsenriff des „Haussteines" den Strom sperrend, den Wirbel erzeugt hatte. Der ward weggesprengt; die Donau wurde um eine gefährliche Stromschnelle, aber auch um eines ihrer reizendsten Landschaftsbilder ärmer.

Nun durchsaust der Dampfer die weitere, natürlich „romantische" Felsengasse, und gelangt endlich zur Burg „Persenbeug" an der bösen Beuge. Der Dampfer umkreist die „Ybbser-Scheibe". Das Bild wird gähnend ein „freundliches" genannt, und der Tourist geht dann in den Salon, um ein Beafsteak mit Spiegelei sich zur Belohnung für den Aufwand von Naturbewunderung zu Gemüte zu führen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie Ardagger oben, ist hier Persenbeug (Bösenbeug) unten sozusagen die Warte am Ein- oder Ausgang des langen Strompasses. Wie Ardagger oben die düstere Nornenheilstatt „Odilienberg", zeigt Ybbs die heitere Nixenheilstatt der Frau Isa. Beide aber liegen je an einer Pforte zum Heilstumstuhl des Donaunixes und der Donaunixe, welche im niegefrierenden Wirbel und Strudel hausen, wo wir richtig wieder ein St. Nicola treffen, genau wie am Rhein dem Bingerloche eine Nicola-Kapelle folgt. Wie aber Nicuz der Nixenvater hier in „St. Nicola" verchristlicht erscheint, so kommt er auch mit seinem anderen Namen im Stromnamen Ister vor, wie im Liede von: „Iso dem vischer guot und wise"; weiblich aber in Nehalenia, Nicha, Nichse, Ise und Isa vor. Diese beiden Namen scheiden sich in Gattungsnamen Nix und Nixe, wie in die Personennamen Iso und Isa.

Der Dienst, von dem nun Tacitus spricht, war keineswegs der der egyptischen Isis, sondern der unserer guten deutschen Frau Isa, welche das Volk heute noch als „Donauweibchen" kennt, und welche in Ybbs eine ihrer Hauptheilstätten hatte. Vielleicht bezieht sich gerade auf unser Ybbs der Taciteische Bericht, der das Motto dieser Abhandlung bildet.

Die Römer nannten den Ort „ad pontem Ises", die älteste Schreibung des Ortes in deutscher Sprache lautet: 1075, Ipsburg, des Flüßchens aber: 837, Ipisa fluvius; also Ip = Isa.

Die „Tabula Peutingeriana" berichtiget also den Bericht des Tacitus, indem sie ganz richtig Ises statt Isis sagt.

Aber, wie schon gesagt, hat das Volk sein „Donauweibchen" nicht vergessen, und Wien besitzt sogar in seinem Stadtpark ein reizendes Standbild des Donauweibchens, das freilich keine „Frau Isa" ist, immerhin aber als solche gelten kann.

Betrachten wir einmal die „deutschen Nixen", da wir hier mitten in das Gebiet des Nixenglaubens hineingeraten sind, etwas genauer. Auch hier finden sich lokale Abweichungen von deren nordischen Personifikationen, wie uns solche die Edda bewahrte, gerade so wie bei allen Mythengestalten.

Die deutschen Nixen sind nie zwergartig, sondern an Gestalt und Größe den Menschen gleich, und hierin liegt ihr Hauptunterschied von den nordischen Alfen, welche man sich übrigens auch nicht immer, obwohl meistens, zwerghaft klein denkt. Vorherrschend ist unter ihnen das weibliche Geschlecht. Nur Hauptflüsse haben in der Regel einen männlichen Nix; so der Rhein, die Donau, welchen aber eine weib-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Nixe beigegeben ist, als deren Kinder dann die Nixen der Nebenflüsse gelten. Doch auch diese Regel zeigt Ausnahmen wie z. B. die Sage vom Wassermann (Nix) des Pulkaubaches und andere mehr beweisen.

Die weiblichen Nixen sind durchgängig von strahlender Schönheit und an nur höchst geringfügigen äußeren Merkmalen als Nixen kenntlich und von den Menschen unterscheidbar; sie haben nämlich grüne Zähne, auffallend große, grüne oder wasserblaue Augen und — Fischblut. Lassen sie sich außer dem Wasser und dann bekleidet sehen, so macht sie der stets nasse Kleidersaum oder der feuchte Zipfel ihrer immer blendend weißen Schürze erkennbar; auch sollen sie sich höchst vorteilhaft von ihren warmblütigen menschlichen Schwestern dadurch unterscheiden, daß sie auf ihren Spaziergängen weniger schwatzhaft sein sollen, als diese. Freilich entbehren sie des anregendsten Gesprächsthemas, das unseren Damen so reichlichen Stoff zu den geistreichsten Konversationen liefert, sie sollen nämlich — sicheren Nachrichten zufolge — keine Dienstboten halten; dies erklärt wohl viel.

Gesellen sie sich aber zu den Menschen, so sind sie sehr vertraulich im Umgange; sie kommen zu Markte, um Lebensmittel zu kaufen, wo sie aber häufig Fischschuppen statt der Silbermünze auf den Zahltisch legen. Auch besuchen sie die Menschen in deren Wohnungen und lassen sich wieder von diesen in den ihren besuchen. So mag auch daran erinnert werden, wie ein Bauer einst den ihm befreundeten Nix des Pulkaubaches nicht zu Hause fand und diese Gelegenheit benutzte, die vom Nix unter Glasglocken gefangen gehaltenen Seelen der Ertrunkenen zu befreien. Rasch warf der Bauer diese Glasglocken um, und in Gestalt von Luftblasen stiegen die „armen Seelen“ empor.

Die jungen weiblichen Nixen kommen Abends beim Mondschein in die Spinnstuben oder unter die Dorflinde, auch zum Kirchweihtanz, und spinnen und erzählen und singen und tanzen gleich anderen Mädchen.

Aber die Menschen haben sich sehr in Acht zu nehmen im Umgange mit den Nixen, denn es geht durch fast alle Nixensagen ein dämonischer Zug von Bosheit, Hinterlist und Grausamkeit. Und es kann nicht anders sein; sind sie doch die menschlich gestalteten Eigenschaften des Wassers in allen Erscheinungen im Leben der Natur. Die männlichen Nixe als dessen kräftige und winterliche Eigenschaften, die weiblichen Nixen als Vertreterinnen des heiteren, lachenden, sommerlichen Charakters. Darum ist der Nix alt und grau behaart und

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bebartet dargestellt, darum ist er vom heiligen Nikolaus verchristlicht, der am 6. Dezember seinen Einzug hält. Wohl ist er ein grämlicher Alter, aber doch gutmütig, denn er bescheert den Kindern die Freuden des Winters, die letzten Früchte des Jahres: Äpfel, Nüsse und „Kletzen", nämlich gedörrte Birnen und ähnliches. Aber er legt es in den „Totenschuh". Welch sanfte, liebenswürdige Mahnung an den Tod, ohne Sense und Klapperbein! Das Schreckhafte hat er dem Agez und sie der Ran überlassen. Aber auch das freundlichste, tändelndste Bächlein mit seinen oft teichartig breiten Weihern, wie bösartig, wie grausam kann es oft werden, wenn es plötzlich schwillt und sich tobend über die Fluren wälzt. Dies alles spiegelt sich in der Mythe der Nixen wieder. Vom Allgemeinen zum Besonderen übergehend, sei noch erwähnt, wie so mancher arglose Fischer in ihre Netze fiel, und wie mancher kühne Ferge von ihren schaumweißen Armen umschlungen, von ihnen zu Tode geküßt wurde. Dies ihre männerraubende Eigenschaft.

Schon der Umstand, daß den Nixen Opfer, selbst Menschenopfer gebracht wurden, und noch vielleicht heute gebracht werden, beweist, wie sehr man ihre Heimtücke fürchtete, und durch Opfer versöhnen wollte.

Um dieses vielleicht übertrieben erscheinende Wort jedoch vollkommen erklären und begründen zu können, mag hier gestattet sein, auf jene Zeit einen Rückblick werfen zu dürfen, welche unmittelbar der Einführung der Dampfschifffahrt auf der Donau voranging. Dies war vor dem Jahre 1830, in welchem Jahre der erste Dampfer von Wien nach Pest gefahren war. —

Alle Donauschiffe — mit Ausschluß der Dampfer natürlich welche auf Kiel gebaut sind — haben flachen Boden, sind im Verhältnis zur Breite sehr lang und erweisen sich vollkommen schmucklos und ohne Anstrich, so daß das rohe Holz überall sichtbar ist, was dem Schiffe keineswegs ein freundliches Aussehen verleiht. Zudem fehlt dem Donauschiffe der stolze Schmuck von Mast und Segel, ja es entbehrt sogar der fröhlich wimpelnden Flagge. Ununterbrochene, harte Arbeit bei steter Leibes- und Lebensgefahr, machen den Ferch*) ebenso gemüts- wie wetterhart, und so bietet der schwerfällige „Hohenauer", wie der Schiffzug genannt wird, keinesfalls jenen eigentümlich reizvollen Anblick, den sonst wohl ein Schiff unter Segel oder Ruder gewährt. Auch in der Thalfahrt sind die hochbeladenen und

*) Das mittelhochdeutsche Ferge des Nibelungenliedes ist in der Schiffmannssprache noch unvergessen, in welcher der Schiffknecht oder Schiffmann noch heute „Ferch" genannt wird.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beängstigend tief getauchten „Plätten“ und „Kehlheimer“, „Traunerln“ und „Wachauer“ oder „Regensburger“ nicht eben von schönem Ansehen. Je nach der Größe führen sie am Buge wie am Heck stets zwei bis vier und oft mehr furchtbar lange Steuerruder, richtig „Ruderbäume“ genannt, deren jedes einzelne von drei bis sechs, auch mehr Mann bedient wird. Dies darum, weil das Schiff stromab mit dem Strome treibt, das heißt, ohne eigene, treibende Kraft sich mit der Geschwindigkeit des strömenden Wassers weiterbewegt. Da das Schiff also keine eigene Triebkraft hat, entbehrt es naturgemäß auch des Steuerganges, und wäre unlenkbar ein Spiel der Wellen, wenn die Steuerung nicht auf andere Weise ersetzt würde. Dies geschieht nun mit den oft über dreißig Meter langen Ruderbäumen, sowohl vorne als auch achterwärts. Mit Hilfe dieser Ruderbäume sind nun solche plumpe Schiffsungeschlachte unendlich leicht und rasch lenkbar, und können sich bewunderungswürdig durch oft schmale und vielgewundene und vielverästelte Wasserläufe durchwinden, die zwischen sichtbaren und überronnenen, immer wechselnden Sandbänken hinziehen. Erst wenn man selbst auf solch einem scheinbar unbeholfenen Fahrzeug, das eher einer Arche Noe als einem Schiffe gleicht, eine Thalfahrt mit erlebte, erst dann kann man es begreifen, daß alle und jede kunstgerechte Nautik auf der Donau undurchführbar, und deren gewaltsame Anwendung ein nutz- und preislos Thun.

Vorne im Kranzel (Bug) steht ein Ferch mit der „Einsetzschale“, welche ihm das „Lot“ oder „Senkblei“ ersetzt. Das ist eine über zwei Klafter lange Stange, welche in sogenannte „G'minde“ höchst eigentümlich eingeteilt ist. Ein „G'mind“ wird heute mit sechs Wiener Zoll angenommen, doch hat dasselbe anderen Ursprung. Die aufgestellte Faust mit senkrecht emporgehaltenem Daumen, gab ehedem die Maßeinheit des „G'mindes“. Diese „Einsetzschale“ ist schwarz gestrichen und zeigt am untern Ende, von diesem drei Schuh (also sechs G'minde) entfernt, einen weißen Ring, der selbst wieder einen halben Schuh, also ein „G'mind“ breit ist. Diesem folgt ein gleich breiter schwarzer und diesem wieder ein gleich breiter weißer Ring. Bis hierher sind also neun G'minde kenntlich bezeichnet. Nun folgt von der Spitze abgemessen in einer Entfernung von fünf und einem halben Schuh, also eilf G'minden, ein schmaler weißer Ring. Demnach laufen von der Spitze ab die G'mindnummern wie folgt: Am Beginne des ersten weißen Ringes 6, an dessen Ende 7, am Beginne des zweiten weißen Ringes 8, an dessen Ende 9, und endlich beim schmalen weißen Ring 11.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese Maßstange nun stößt der Ferch im Kranzel, regelmäßig in das Wasser, wenn dieses seichter wird, und liest die „G'minde" monoton ab, wonach der „Nauführer", der Kommandant des Fahrzeuges dessen Steuerung kommandiert.

Unter dem Knarren der Ruderbäume und dem Taktruf der Ruderknechte: „Hô-ruckh, Hô-ruckh!" tönt das einförmige G'mind-Ablesen: „Siebene, halberachte, neune, fünfe, halberfünfe, sechse . . . ." und sofort. Hie und da hört man wohl den Schiffsboden über eine Schotterbank scheuern, aber flink wie ein Aal windet sich das dem Steuer so folgsame Ungeschlacht durch die Sandbänke hindurch bis es wieder freie Fahrt vor sich hat, wo es dann wieder unbeweglich weitertreibt, und die Einsetzschale außer Dienst gestellt wird. —

Selbst die Dampfer müssen mit der Einsetzschale und der alten Ferchenpraxis rechnen; die hohe Schule der Nautik läßt sich nun einmal unser eigensinniges Donauweibchen nicht hinauf disputieren. — Wohl existieren brillante Stromkarten der Donau, welche jede Tiefe, jede Stromgeschwindigkeit genau in Ziffern ausdrücken, jede Sand-, jede Schotterbank, jeden Haufen wie jede Insel verzeichnen, aber diese Karte war schon am Tage nach ihrer Aufnahme nicht mehr richtig, und am Tage nach ihrer Ausgabe geradezu falsch. Und dies darum, weil das Relief des Stromgrundes ebenso beweglich wie sein Wasser ist, weil da, wo heute eine Stromtiefe von mehr denn fünfzehn Schuh vorhanden, bereits morgen eine Sandbank liegen kann, und umgekehrt. Der Donauschiffer, ob Nauführer, ob Dampfschifffkapitän muß sich bei jeder Fahrt aufs Neue den Weg suchen, will er nicht „lend"-fahren, und dies ist der Grund, warum auch die Donaudampfschifffahrt nachgeben und zur Ferchenpraxis zurückkehren mußte, welche ihre ersten Kapitäne vor einem halben Jahrhundert und noch etwas später höchst vornehm ignorieren wollten. Erst nachdem sie unzählige Male zum ungeheucheltsten Vergnügen der alten Ferchen, aufgefahren, lendgefahren, leckgefahren waren, da nahmen sie altbewährte Donauschiffer, sogenannte „Naufahrer" zu Steuerleuten und siehe da — es ging. Seitdem kann bei der österreichischen Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft Keiner ohne Ausnahme zum Kapitän avancieren, der nicht mehrere Jahre vom Matrosen — also richtig vom Ferchen auf, faktisch und nicht nur symbolisch gedient hat.

Was nun die Schiffstypen jener Donauschiffe anbelangt, so sind diese sicher uralt wie deren eigentümliche Handhabung; ja sie mögen schon zu Römerzeiten kaum anders gewesen sein. Gewiß haben auch die Donauferchen jener Zeiten, die römischen Liburnier, ganz auf ähn-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liche Weise verspottet, wie sie es etliche hundert Jahre später mit den Dampfschiffkapitänen gethan, und ebenso gewiß sind auch diese zu einem ganz gleichen Rückzug wie jene gezwungen gewesen.

Die Hauptgattungen der Donauschiffe nach der Größe geordnet, sind folgende:

„Kehlheimer-Plätte". Kranzel (Bug) und Achter (Heck) stark aufgezogen (aufwärts geschweift) und gespitzt. Durchschnittlich 42 m lang, 7.6 m breit.

„Wachauer Gams". Kranzel scharf aufgezogen, scharf gespitzt; Achter wenig aufgezogen, stumpf gespitzt. 30.5 m lang, 4.75 m breit.

„Siebener Zille" (geraffelt). Kranzel sehr stark aufgezogen und scharf gespitzt; Achter stumpf gespitzt und schwach aufgezogen. 38 m lang, 5.67 m breit.

„Regensburger Gams". Kranzel scharf gespitzt, stark aufgezogen; Achter stumpf gespitzt, nicht aufgezogen.

„Rosenheimer-Plätte". Kranzel scharf gespitzt, wenig aufgezogen; Achter breit, flach verlaufend. 22.75 m lang, 5.76 m breit.

„Schwaben-Plätte". Kranzel stumpf gespitzt, wenig aufgezogen; Achter breit, flachverlaufend. 22.75 m lang, 5.76 m breit.

„Trauner-Plätte" (Traunerl). Gebaut wie die Rosenheimer-Plätte. 24.66 m lang, 3.80 m breit.

„Salzburger Plätte". Voriger gleich, nur ist auch das Kranzel nicht aufgezogen. 22.75 m lang, 5.76 m breit.

„Essig-Waidzille". Gebaut wie das Traunerl. 8.85 m lang, 2.54 m breit.

Außer diesen behördlich festgestellten Hauptformen der Donauschiffe kommen auf diesem Strome noch Flöße in Verwendung, welche wieder in Baum- und Ladenflöße sich unterscheiden, und sowohl in ihrer Breite, wie in der Anzahl ihrer Flügel sehr verschieden sind. —

Ist nun auch die Thalfahrt dieser Schiffe sehr interessant, so ist solches bei deren „Nau-" (hinauf) oder Bergfahrt in noch weit höherem Grade der Fall, indem speziell bei der „Naufahrt" das alte Zunftzeremoniell des Donauferchen noch heute geübt wird. Auch dieses, wie sein ganzes Brauchtum ist uralt, und hat viele mythische, aus dem Heidentum stammende Züge bewahrt.

Seit Einführung der Dampfer sind die alten „Honauen" oder „Hohenauen",*) wie die Schiffzüge gegenstroms genannt werden, nur

*) Die Betonung fällt auf das „nau"; also Hŏ-nau, Hŏhe-nau.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr auf ein Schiff beschränkt, während ehedem eine Hohenau aus vier aneinander gefeilten Schiffen bestand. Die Gesammtladung einer solchen Hohenau betrug 6000 Zentner, in vier Schiffe nach erfahrungsgemäßen Verhältnissen verteilt. Jedes der Schiffe war $4^1/_2$ Schuh oder 9 G'minde tief getaucht und die Gesammt-Hohenau erforderte einen Kraftaufwand von zwanzig Paaren schwerer Hengste, sogenannter „Pinzgauer", welche noch an besonders reißenden Stellen, wie im Strudel oder Wirbel eine Vorspann von oft ebenso vielen Zugochsen erhielten. Im Strudel wurden selbst den ersten Dampfschiffen noch zwanzig und mehr Paare Ochsen vorgespannt; erst die neueren Dampfer vermögen diese Stromschnellen ohne Vorspann selbständig zu nehmen.

Was nun solch eine alte Hohenau betrifft, so war sie streng nach altem Brauch gegliedert, und zerfiel von vornherein in zwei Teile, den Roßzug und den Schiffszug.

Der Roßzug unterstand den drei obersten Roßleuten, welche in der Ferchensprache „Merigamer"*) genannt wurden. Der erste war, oder ist vielmehr heute noch der „Vorreiter" genannt, der zweite „Afterreiter", und der dritte „Marstaller". Jeder dieser Drei hatte einen Knecht, „Bock" genannt, welcher daher Vorbock, Afterbock oder Marstallbock hieß. — Der Vorreiter führte den Befehl über alle Merigamer, und stand unmittelbar unter dem Kommando des „Hohenaufeßtaler" der die Hohenau befehligte und sich im Kranzel (Bug) des ersten Schiffes befand. Der Afterreiter ritt das letzte Roß in der Zwiesel, in welche das Zugseil geschoren war. Das war natürlich der schwerste Hengst des Zuges. Da der Afterreiter der Letzte im Roßzuge war und alle Reiter vor sich hatte, so war auch er es, der den Zug antrieb und dessen Geschwindigkeit bestimmte. Alle sonst erforderlichen Reiter führten den Namen „Scharreiter" und waren in „Fähnlein" zu je drei Reiter abgeteilt. Der erste der Scharreiter war (und ist noch) der „Hundsseilreiter". Der Marstaller hatte mit seinem Marstallerbock für die Verpflegung der Rosse während der Reise zu sorgen.

Von der Zwiesel, in welcher das Roß des Afterreiters ging, lief nun das Seil zurück zu den Schiffen. Da dieses aber zu lang war, um nicht durch die eigene Schwere vor den Schiffen ins Wasser zu sinken, lag es noch auf drei kleinen Zillen (Nachen) auf, ehe es das erste große Schiff erreichte. Diese drei ersten Zillen

*) Meri = Mähre = Pferd; gam = Mann (Bräutigam = Brautmann) dieser Pferdemann.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(auch Klobenzillen, Seilplätten genannt) waren von je einem Ferchen, dem „Vorfahrer", dem „Mitterfahrer" und dem „Vornafahrer" bemannt. Erst jetzt folgte das erste und größte Schiff, die eigentliche „Hohenau", die dem ganzen Schiffszuge den Namen gab.

Dieses Schiff hatte 1750 Centner geladen. Vorne im Kranzel der Hohenau stand der Hohenauseßtaler mit der Einsetzschale und befehligte den ganzen Zug. Die Bemannung dieses Schiffes bestand aus dem „Seilträger", dem „Steuermann", dem „Hilfssteurer", dem „Koch", dem „Bruckknecht" und dem „Seilbiegler" nebst den übrigen nicht besonders benannten Ferchen. Der Bruckknecht und der Seilbiegler befanden sich aber in dem kleinen Schiffe, das neben der Hohenau lief und die „Seilmutzen" genannt war, weil sie das Aufstrickseil zu tragen hatte. Der Bruckknecht hatte das Seil zu handhaben, das der Seilbiegler festknotete.

Diese Beiden hatten (und haben heute noch) einen sehr lebensgefährlichen Dienst, da namentlich das „Wechseln" des Seiles, wenn nämlich der Roßzug auf das andere Ufer übersetzt, oder das Zugseil in einem anderen Winkel zur Kiellinie des Schiffes zu legen ist, große Geschicklichkeit, große Vorsicht erfordert. Bei dem „Wechseln" des Seiles schlägt dieses oft unberechenbar aus, oder wirft Schlingen, und nicht selten kommt es vor, daß es dem Einen oder Andern einen Fuß abschlägt, oder ihn gar zu Tode trifft.

Das zweite Schiff, das nun im Schlepptaue der Hohenau folgte, war der „Hohenaunebenbeier", der eine Ladung von 1450 Centnern führte. Dessen Mannschaft bestand aus dem „Nebenbeifahrer" im Kranzel, dem „Hilfssteurer", dem „Hangersknecht" am Seil und dem „Wasserer"; am Achter dieses Schiffes hing die „Kuchelzille", das Fahrzeug des Kochs.

Diese beiden ersten Schiffe bildeten die vordere Abteilung des Zuges; nun folgte die rückwärtige Abteilung am „Schwemmerseil", woher sie der „Schwemmer" hieß. Auch diese bestand aus zwei Schiffen. Das erste dieser beiden hatte 1550 Centner geladen und ward der „Schwemmhohenauer" genannt. Seine Mannschaft bestand aus dem „Schwemmerseßtaler", dem „Schwemmerbruckknecht" und dem „Schwemmersteurer".

Das vierte und letzte Schiff, der „Schwemmernebenbeier" mit 1250 Centnern Ladung war bedient vom „Schwemmernebenbeier" und dem „Schwemmerhängersknecht", der auch der „Krümer" oder der „verlorne Mann" genannt wurde. Am Achter

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieses letzten Schiffes hing eine große Zille, die sogenannte „Hafergaiß", in welcher der Hafer für die Rosse geladen wra.

Daß solch vielfach gegliederter Zug auch ein eigenartiges Ceremoniell zur Abfahrt herausbilden mußte ist selbstverständlich, und ist dieses auch heute noch, wo die „Hohenau" nur mehr aus einem Schiffe besteht, noch im vollem Schwunge.

Schon sind die Rosse beschirrt und beritten, da bringt der Seilträger, der mit der Seilmutzen von der Hohenau kommt, einen Steinkrug, den sogenannten „Plutzer"*) voll Wein und füllt damit einen kleinen Becher an. Der Vorreiter hält nun sein Roß an, und diesen grüßt der Seilträger mit folgenden Worten: „Bring' Euch den heiligen Johannissegen." Darauf trinkt er den Becher bis auf einen kleinen Rest leer, den er nun durch eine Armschwenkung über seinen Kopf hinweg nach rückwärts ausgießt. Den frischgefüllten Becher leert nun der Vorreiter, wie vorher der Seilträger, und gießt den Rest wie dieser hinter sich über seinen Kopf hinweg. Dann giebt er den Becher zurück, indem er spricht! „In Gottes Namen den heiligen Johannessegen." So macht es jeder Scharreiter, bis der Afterreiter den letzten Trunk der Merigamer thut. Da spricht der Scharreiter: „In Gottes Namen fahren wir."

Und nun wird das Aufstrickseil in die Zwiesel d.s Afterrosses eingeschoren, und fährt der Seilträger unter beständigem Seilauswerfen mit dec Seilmutzen zum Hohenauer zurück, wo er das Seil dem Hohenaufeßtaler übergiebt, der es nun seinerseits in die „Schwing" einschirrt und das Zeichen zur Abfahrt giebt.

Jetzt übergiebt der Seilträger den Weinplutzer dem Hohenaufeßtaler, welcher nun dem Seilträger den Johannissegen unter genauer Beobachtung des gleichen Ceremoniells zutrinkt, wie solches vorher der Seilträger den Roßleuten gethan. Der Seilträger trinkt nun dem Bruckknecht, dieser dem Seilbiegler und dieser den andern Ferchen genau der Rangstufe nach zu, welche alle ebenfalls den letzten Tropfen über den Kopf hinweg nach hinten ausgießen.

Im Frühjahr, wenn die Mannschaften der Schiffszüge für das laufende Jahr zusammengestellt werden, und die erste Fahrt ihre Ausreise anhebt, da nimmt sich jeder Ferch wohl in Acht nicht über Bord zu fallen, denn der „Erste" ertrinkt immer; sein Ersatzmann ist schon an Bord, das ist der verlorne Mann. — Man ist beim

*) Dies ist ein sehr dickbauchiger Steinkrug mit engem, kurzem Hals, Henkel und schmalem Boden.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Retten dieses „Ersten", selbst heute noch sehr langsam und kommt immer zu spät. Daß man sich überhaupt den Anschein giebt, als wolle man Hilfe leisten, hat nur seinen Grund, um sich der Behörde gegenüber rechtfertigen zu können; „mir hab'n gleiwelscht alles than, aberscht 's war halt nit möglich!" Früher, als die Gerichte noch nicht so neugierig wie heute waren, und es ganz selbstverständlich fanden, daß dann und wann Einer an zuvielem Wassertrinken verstarb, da gab man sich auch gar nicht den Anschein, als wolle man retten; selbst die Hand reichte man dem „Ersten" nicht, um ihm zu helfen, man ließ ihn ruhig ertrinken, und rief ihm zum Troste die Worte zu: „Nandl (Ferdinand) gieb dich, der Herr wills nicht anders haben." Dies war der Abschiedsgruß für das Opfer, das der Strom sich selbst gewählt, der Abschiedsgruß, der heute noch ertönt, wenn nicht unbequeme Zeugen in der Nähe.

Die Andern aber rufen: „Fangts den Hut und laßts den Schelm rinnen!" Den Hut des Ertrunkenen muß man haben, selbst mit Lebensgefahr wird derselbe aus dem Wasser geholt, um vorne am Kranzel der „Hohenau" angenagelt zu werden.

Der Ruf „Nandl" oder „Jagkhel gieb dich!" ist darum zum Neckworte dem Ferchen gegenüber geworden, das ehedem blutiger Ernst war, und auch heute noch nicht viel von diesem Ernste verlor.

Solches kann nur der ermessen, der im Ruderboot lange die Donau befuhr, der in den Ferchenherbergen selber mit den Ferchen gezecht, der mit den Ferchen dabei war, Ferchen zu retten, der selbst von diesen aus Wassersnot gerettet worden; nicht aber der, welcher an Bord der Ariadne gähnend sein „wildromantisch" ruft, und dabei im „Donauführer" nachschlägt, ob die nächste Stromstelle ein oder mehrere Sternchen zeigt, damit er darnach die Grade seiner „Naturbewunderung" abzumessen vermag. —

Dies nur so nebenbei.

Hat die Hohenau die drei Donaukatarakte Wirbel, Strudel und Greinerschwall glücklich im Rücken, und befindet sich ein neuaufgenommener Ferch, ein sogenannter „Stinker" auf seiner ersten Fahrt begriffen im Zuge, so wird dieser vom „Nauferch", dem Führer seines Zuges, getauft und erhält seinen „Spitznamen", der ihm dauernd bleibt. Wer denkt hier nicht an die Neptunstaufe am Äquator?

An der nächsten „Lände" muß der Nauferch dem von ihm getauften Stinker einige Gläser Wein zahlen, von welchen er ihm jedoch das erste

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Bekräftigung der Taufe wie des Spitznamens über den Kopf gießen muß, worauf die Kellnerin dem Getauften einen Blumenstrauß auf den Hut steckt. Auch in Bayern herrschte ähnlicher Brauch nach Durchfahrung des „Strum" nächst dem Kloster Greiffenstein.

Aus all diesen Gebräuchen der Donauferchen, wie aus noch anderen minder deutlichen Zügen, blicken ziemlich unverhüllt altheidnische Opfer- und Weihegebräuche hervor, welche kaum der Deutung bedürfen.

Wem wird es da noch befremdlich erscheinen, wenn „Frau Isa" in Gestalt eines Schiffes verehrt wurde, welches Schiff auch heute noch vom Volke unvergessen ist? Doch davon später.

Historisch erwähnt ist solch ein Ertrinken des „Ersten" aus dem Jahre 1739, in welchem Jahre Kurfürst Karl Albrecht von Bayern seine „höchst vergnügliche Raiß" that, wie das darüber geführte Tagebuch wörtlich berichtet:

„Nach Anbei ist auch den 17. dito (17. Juli 1739) hienach zwischen der Stadt Passau und dem Hochstifft Passau; Schloß Neuburg am Yhnn, ein Vorreither des vorletzten Zugs mit 2 Schiffs-Pferdten Von einer Vngepahnnt-fölßigten Höche in den Yhnn-Fluß hinabgestürzet und elendiglich ertrunckhen, ohne daß hierinfahlß ein hilff zue leisten meglichen geweſt, Zumahlen man bemüßigt ware, Vmb die übrige — diesen Zug zugeordnet — geweste Leith und Pferdt, von der bevorgestandten gleichmäßigen Gefahr Zeitlichen zu salviren, das Zug-Saill nur geschwindt abzuhawen: Indem die zurückgeruhnenen leedige Schiff, GOTT Lob, bald wieder an dem Pordt; mithin solche, und wer von denen Hoff-Bedienten in größtem Forcht und Schröckchen sich darauff befundten, in sicherheit gebracht worden. Demnach man darumb nicht unterlassen wollen, dem Gedenknuß von dieser Zurgetragenheit, eine Nachricht anhero einzuschalten." —

Nun, der Mann hätte allerdings gerettet werden können, trotzdem das Aufstrickseil abgehauen werden mußte. In solchem Falle wird der Anker geworfen, und das Schiff steht, wo es auch sei, fest und gefahrlos. Zudem waren gerade diese Schiffe überzählig, fast doppelt bemannt, und gab es auf ihnen der müßigen Hände mehr als genug um zu retten — ja! wenn man hätte retten wollen! Der Vorreiter war eben der „Erste" dieses Schiffzuges, und durfte altem Ferchenbrauch gemäß, nicht gerettet werden.

Der Hof-Historiograph, der wußte dies freilich nicht, weil es ihm niemand gesagt, und schrieb daher in sein Tagebuch, was man für gut befunden, ihm über diesen Fall zu sagen; dictum scriptum. —

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber wie es schon so die Art des Deutschen und daher auch die Art seiner Mythologie ist, daß neben dem furchtbarsten Ernst der koboldigste Scherz einherhüpft, so findet sich das Menschenopfer, das der Stromnix unerbittlich fordert, eben dieses Opfer auch gerade zum Ferchenscherz geworden, der natürlich bärenmäßig unfein sich äußert.

Die Haupt-Katarakte, Strudel und Wirbel, gelten als die Wohnstätten des Donaunixes, und diese dulden nichts Unreines, nichts Sündhaftes. Wer sich ehedem schuldbeladen wußte, verließ dort das Schiff und bestieg es erst wieder, nachdem diese Schwälle im Rücken waren.

Noch heute ist es für den Ferchen ein Hauptspaß, gerade dort die im Schiffe befindlichen Mädchen um ihre Unschuld zu befragen; hat das Mädchen solche nicht bewahrt, dann muß es sich durch ein Geldstück lösen oder das Schiff verlassen. Das Volkslied: „Schwäbische bayrische Dirndeln — Juchhe -- muß der Schiffmann fahren" spielt verdeckt auf diesen Schifferbrauch an. Daß solche Examen jedoch weit weniger diskret als das Lied diese heikle Angelegenheit behandeln, ist wohl begreiflich; der Ferch hat eben keine Ahnung von dem, was man Glacé-Handschuhe nennt.

Wenn hier auch nie vom Nix direkt, sondern stets nur vom „Strom" gesprochen wurde, so ist dennoch immer der Nix oder die Nixe gemeint, und nur die Ahndungen dieses unausrottbaren und grausamen Ferchenaberglaubens durch Kirche und Gericht haben den Ferchen vorsichtig gemacht. Er spricht daher vom Strom und meint den Nix. —

Immer wird die Wohnstätte des Nixes oder der Nixe in den Katarakten gedacht, — in der Donau speziell im Strudel und Wirbel — weshalb auch in solchen das Fischen verboten ist, wie viele Fischerordnungen bezeugen. Das Heiligtum des Gottes darf durch die Gewinnsucht des Menschen nicht entweiht werden, und wie das Heiligtum dem fliehenden Menschen zur Freistätte ward, so sollte auch das fliehende Thier, das am Heiltumsstuhl der Gottheit Schutz suchte, dort gefriedet sein vor seinen Verfolgern.

Daß somit Wirbel und Strudel der Donau eine hochheilige Heilstatt gewesen sein muß, bezeugt — wie schon erwähnt — der gerade von Ferchen hochgehaltene Wallfahrtsort St. Nicola, von dem schon Merian in seiner Topographie vom Jahre 1677 schreibt: „Nachdema man aber durch (Strudel und Wirbel) gefahren, so stehet auff einem Berg St. Niclas-Capell, und ein Hauß viere darbei, und fahret ein Mann mit St. Niclas-Bild herbey, welchem ein jeder nach Belieben ein Allmosen giebet."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jener „opferheischende St. Nicola“ ist aber der vorchristliche Nikuz, der Nixenvater, aus dessen Namen sich Nichus, Nichusja, also Nix und Nixe bildete. Dieser Nixenvater berührt sich jedoch wieder mit dem Göttervater Wuotan, ja, geht in diesen sogar auf, wie ja alle Unter- und Nebengottheiten immer wieder zu dem höchsten Götterpaare Wuotan und Frouwa zurückführen.

Es bedarf zur Vergleichung und Bekräftigung dieses Wortes nur an die Parallel-Ergebnisse der Abhandlungen über „Aggstein“ und „St. Christophen“ dieses Buches erinnert zu werden.

Aber auch als Gespenst ist dieser Stromnix nicht vergessen und sogar urkundlich sichergestellt. Der „graue Mönch“, der 1045 dem Bischofe Baturich von Würzburg (nach anderen dem Bischofe Bruno von Regensburg), als derselbe mit Kaiser Heinrich III. die Donau herabfuhr, vom Hausstein ob dem Wirbel herab so furchtbar drohte, war eben jener Nikuz, der alte Donaunix.

Der Loreleysage der Donau gedachten wir ebenfalls schon bei Aggstein, wo wir die vollständige Übereinstimmung mit der Rheinsage zeigten, und nur beklagten, daß das Volk den Namen der Nixe vergessen und sie kurzweg „die Wahnsinnige von Aggstein“ nennt. Wie die Loreley, sitzt auch sie am Felsen, ihr goldenes Haar kämmend, ihre berückenden Lieder singend, während sie sich Rosen ins Haar flicht. Wehe dem Schiffer, der ihren wollustatmenden Liebessang erlauscht; er vergißt Steuer und Strömung und versinkt mit seinem Fahrzeuge in der gurgelnden Brandung, von den weißen Armen der männerraubenden tollen Nixe umschlungen und zu Tode geküßt.

Sehr zu hüten haben sich die, zum Beistande für kreißende Nixfrauen von dem männlichen Nix geholten Wehemütter, daß sie sich nicht nach den aufgehäuften Schätzen gelüsten lassen, welche ihnen der Nix bietet. Wehe ihnen, wenn sie sich mehr nehmen, als ihnen die Menschen für solche Dienste zu zahlen pflegen. Das Mädchen, das mit dem Nix tanzt, muß sehr vorsichtig sein, daß sie der „Grünzahn“ nicht entführt, genau wie der Mann, der die Nixe im Reigen dreht. So reizend auch die Nixenfräulein im Mondlicht wie auch im Sonnenglanz badend am Ufer oder schleierumduftet auf den nahen Bäumen oder Felsen sitzen, der Jüngling muß sein Herz bewahren, denn selten führt solche Liebe zu einem glücklichen Ziele. Er muß entweder sein Leben lassen, wenn er sich unter die Wellen ziehen läßt, oder das Wellenmädchen wird von ihren eigenen Nixeneltern getötet, wenn diese das süße Geheimnis entdecken. Die Nixen sind eben gegen ihresgleichen nicht minder grausam, als gegen die Menschen. Viele

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sagen melden, wie dann ein Blutstrahl aufstieg und das ganze Wasser rötete; da mußten die Liebenden oder eines von beiden das Leben einbüßen; selten steigt statt des Blutes, Milch, ein Apfel oder eine Blume als günstiges Zeichen auf.

Eine Verflachung des Nixenglaubens aus christlicher Zeit ist die in Volkes Meinung oft gehörte Ansicht, die Nixenweibchen wären verführte Menschenkinder gewesen, weshalb diese oft, sogar unter eigener Lebensgefahr, Menschen zu retten suchen, bevor diese der Nix zur Tiefe entführt. Diese Meinung ist aber eine mißverstandene Fortbildung der Nixenmythe und steht auf keiner mythologischen Grundlage.

So wie aber die Mythe vom männlichen Nix in Nikuz sich mit der von Wuotan berührt und in dieser aufgeht, ebenso leitet die weibliche Nixenmythe über Frau Isa, die Nixenkönigin, hinüber zu jener der Himmelskönigin Frouwa. Ganz so wie Tacitus den Kult der Göttin Nerthus beschreibt, welche er ausdrücklich als Erdmutter erwähnt, ganz so wie er vom Kulte der „Isis" spricht, ganz so ward hier im Lande der Kult der Frau Isa gefeiert. Und der hervorragendste Ort des Kultes an der Donau, und höchstwahrscheinlich sogar jener, von dem Tacitus erwähnt, war unser Ip-Isa, das römische „ad pontem Ises" unser heutiges Ybbs.

Der Göttin Sinnbild war ein Fahrzeug, halb Schiff, halb Wagen, mit dem sie zur Zeit, wo das Eis den Strom, der Schnee die Straße freigab, die Lande durchzog. Sie wurde mit Festlichkeiten, Musik und Tanz, Schmäusen und Gelagen geehrt, alles Metall, nämlich jede Waffe wurde verschlossen, kein Krieg ward begonnen oder weitergeführt, nur fröhliche Menschen wollte die Göttin sehen und beglücken. Unter ihrem Schutz fanden Verlobungen und Trauungen statt, und ihr Fest führte nach ihrem Symbol*), dem Wagen-Schiff, dem Car-Naval den Namen Carneval noch bis an den heutigen Tag.

Dieser Umzug des Wagenschiffes aber ist noch heute in vielen Orten Oesterreichs, namentlich den österreichischen Alpenländern, üblich, wo noch hie und da sogar mehrere Orte eine gemeinsame Feier seit Alters her begehen, und von Form und Ritual keineswegs abweichen.

Immer ist das Fahrzeug der Göttin ein als Schiff dekorierter Wagen, auf dem Vermummte sitzen, hinter welchen sich allerdings nur mehr Zerrbilder alter Volkserinnerungen bergen. Nebstbei sei erwähnt, daß eben jenes Wagenschiff es war, das dem Sebastian Brandt vorschwebte, als er sein „Narrenschiff" schrieb. Deutlicher

*) Car = Karren, Wagen; Naval = Navis, Schiff.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als der Volksbrauch, bewahrte die Volkssage die Erinnerung an die Feier der Göttin.

Aus den vielen Volkssagen, welche des Umzuges der Göttin mit dem Schiffe gedenken, mag hier nur einer der charakteristischesten Erwähnung geschehen, um zu zeigen, wie das Volk sich heute noch des Götterzuges erinnert.

Man erzählt, daß nicht ferne des hohen „Thor"- oder Dachsteins, der sogenannte Hartkogel, eine halbe Wegstunde von dem Dorfe Mitterndorf, ein teils aus kahlen Felsen, teils aus dichter Waldung bestehender Berg, der Wohnsitz des wilden Gjaids, oder des wilden Jägers sei. Diese bösen Gespenster fahren auf einer Art schiffförmigen Schlittens, der eine scharfe Schneide wie eine Pflugschaar hat, durch die Luft. Als Zugtiere sind böse Dienstmägde angespannt, die sich mehr gegen ihre Herrschaft herausnahmen, als sich gehört, die Ladung aber besteht aus wahrhaftigen Teufeln, aus schlechten Menschen und solchen Dienstmägden, die unter dem Jahre gestorben sind, und noch nicht vorgespannt werden konnten, weil sie erst in der heiligen Christnacht beschlagen werden können. Zu Mitterndorf lebte noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts ein Schmied, der Stromer genannt, ein alter dicker Trunkenbold. Zu dem kam das wilde Gjaid alle Weihnachtsabend gegen elf Uhr, spannte dort aus, und nun arbeitete der Schmied bei verhängten Fenstern. Da gab's ein Geheul und Geschrei, denn er besserte den Mägden, die schon im Zuge standen, die Huf- oder Fußeisen aus, maß aber den neuen neue an. Diese heulten und wimmerten bei diesem Thun aber ganz erbärmlich. — Wenn alles fertig war, hielt der Kassenteufel dem Schmied einen Beutel voll Geld hin und hieß ihn sich seinen Lohn nehmen, allein der alte Stromer hütete sich wol, mehr als er verdient zu nehmen, er wußte es, daß ihn sonst das wilde Gjaid sofort mitgenommen hätte.

Sehr bezeichnend ist hier die schiffähnliche Gestalt des Fahrzeuges, wie dessen Beziehung zum Pfluge, als auch der Antheil der faulen Dienstmägde.

Noch bezeichnender ist eine andere und zwar eine Ybbser Lokal-Sage, welche uns Pater Reginbald Möhner in seinem Wandertagebuche durch Österreich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges bewahrt. Er schreibt:

„9. Augusti anno 1635.

. . . . . und kamen Abends zu Ips an. Ips ist eine Schiffsländ und allda ein Maut. Ausser der Stadt an dem Wasser liegt ein

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franziscaner Closter, in welchem ich P. Fridericum di Soli, meinen alten Bekannten angetroffen. Wür waren die Nacht in dem Würtshaus lustig beisammen. Nach mitter- und gantz finsterer Nacht hörete ich ein groß Geschrey, als wann eine Hohenau (Schiffzug stromauf) hinauf fahren dethe. Fragte derwegen morgens, ob man bei so finsterer Nacht auch fahren künde, bekam aber die Antwort, daß es Teuffels-Gespenster seien."

Sehen wir also hier in Ybbs das Schiff der Göttin sagenmäßig nachgewiesen, und zwar als „Schiffszug", so sahen wir in den Sagen, welche mehr landeinwärts gehen, das Wagenschiff vorherrschen, ja sogar in mythenhafte Beziehungen zum Pfluge treten. Dies mag als Beweis dienen, wie eben der Dienst aller weiblichen (wie auch der männlichen) Gottheiten ineinander floß und immer und immer wieder in der obersten Götterdreiheit seinen Höhepunkt findet, von welcher er, einer Sonderpersonifikation dienend, ausgegangen war.

Nicht zu übersehen ist ein hochbedeutsamer Zug, den uns Tacitus vom Umzuge der Göttin Nerthus berichtet, und der jedenfalls auch bei dem der Frau Isa platzgegriffen haben wird. Die Göttin fuhr in einem mit Tüchern verhangenen Wagen durch die Lande, und wenn sie ihres Umzuges müde, ward sie wieder zurück zu ihrem heiligen See gefahren. Dort wurde die Göttin gebadet, die Sklaven aber, die dabei dienten, verschlang der See, denn der Anblick der Götter war Sterblichen nicht gegönnt.

Diese, bisher noch zu wenig gewürdigte Überlieferung bietet aber den Schlüssel zur Lösung mancher Fragen in mythologischer Beziehung, namentlich aber den Leitfaden zur Bestimmung der Göttlichkeit eines der bekanntesten der Sagenhelden, nämlich zur Erklärung Lohengrins.

Melusine war eine Nixe, und gebot ihrem Manne, sie an gewissen Tagen nicht zu sehen, ansonsten sie sich von ihm auf ewig trennen müßte. Der bekannten Sage zufolge übertrat er das Gebot, und die Trennung erfolgte. Erst jahrelange Buße vereinigte ihn wieder in seiner Todesstunde mit der geliebten Melusine durch — den Todeskuß der Nixe.

Ähnlich das Märchen von Amor und Psyche. Letztere hatte ebenfalls das Gebot übertreten, ihren unsichtbaren Geliebten zu sehen; sie überraschte ihn im Schlafe, und er schied. Erst im Tode — denn dieser ist, wenn auch verdeckt im Märchen unter den vielen Büßungen und Läuterungen dargestellt — erst im Tode vereinigte sich wieder Psyche mit dem Geschiedenen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Koboldsage erzählt, daß in einem Hause ein Hausgeist weilte, welcher der Magd in allen Dingen behilflich zur Seite stand, ihr aber immer, trotz ihrer dringendsten Bitten unsichtbar geblieben war. Endlich versprach er ihr, sich zu zeigen, wenn sie mit zwei Kübeln voll Wasser in den Keller kommen würde. Sie kam, da sah sie dort ein nacktes Kind liegen, dem kreuzweise zwei Messer in die Brust gestoßen waren. Mit einem Schreckensschrei stürzte die Neugierige zusammen. Da lachte der Kobold, und goß ihr die zwei Kübel Wasser, die sie mitgebracht hatte, zur Ermunterung über den Kopf.

Diese wenigen Beispiele zeigen, daß Menschen — wie es der Dienst der Nerthus ausdrücklich besagt — Götter in deren wirklichen Gestalt nicht sehen dürfen, und daß der Anblick von Göttern nur dem Todgeweihten gegönnt war. So verschlang die Sklaven der Nerthus der heilige See, so konnten sich erst im Tode Amor mit Psyche, und der Graf von Lusignan mit Melusine wieder vereinigen. In der späteren Koboldsage ist dieser Zug abgeschwächt noch erkenntlich.

Auch Lohengrin mußte von Elsa scheiden, nachdem ihn diese nach „Nam und Art" gefragt. Dieser Zug zeigt seine göttliche Abstammung, die Richard Wagner sehr wohl gewußt, oder mindestens geahnt hatte. Daß Lohengrin damit aus dem Rahmen der Graalssage heraustritt, ist ziemlich nebensächlich; es ist ein ganz gleicher Fall wie mit Siegfried und Brunhilde des Nibelungenliedes. Auch Lohengrin kam als ältere Mythengestalt in eine neuere Dichtung als Sagengestalt; er wurde historisiert wie Tannhäuser.

Nun aber weist eben der Schwan, der den Lohengrin begleitet, auf das Wasserreich; er ist also ein Nix, wie Melusine eine Nixe ist. Beide erscheinen den sie liebenden Menschenkindern in einer nur angenommenen Truggestalt und dürfen nur in dieser des kurzen Liebesglückes mit den Menschen genießen; wird die gestellte Bedingung übertreten, dann müssen sie scheiden. Diese Bedingung ist nicht immer an das Sehen allein geknüpft.

So drückte einmal einem Mann eine Trude. Er erwachte und sah eine Flaumfeder auf seiner Brust liegen. Rasch entschlossen sprang er auf, und verstopfte das Schlüsselloch der Stubenthür. Da saß eine wunderschöne nackte Frau weinend auf seinem Bette und bat ihn, ihr den Ausgang nicht zu verwehren, denn es sei Gesetz bei Geistern und Gespenstern, daß sie dort, wo sie hereingeschlüpft, den Ausgang wieder nehmen müßten. Dem Manne gefiel die Frau, er gab ihr Kleider und lebte viele Jahre glücklich mit ihr. Einmal wollte er erproben, ob sie ihre Federgestalt wieder annehmen könnte,

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und zog den Pfropfen aus dem Schlüsselloch. Da sanken ihre Kleider auf ein Häufchen zusammen, ein plötzlicher Windstoß trieb die Flaumfeder so rasch durch das Schlüsselloch, das der Erstaunte nimmer zu schließen die Zeit gefunden hatte. Sie kam nie wieder und ließ ihn und die Kinder, die sie ihm geboren, auf Nimmerwiedersehen zurück.

Die Flaumfeder erinnert an das Schwanhemde Frayas, und wird ehedem sicher diese selber die Stelle der Trude jener Sage eingenommen haben. — Auch in dieser Sage ist die Berührung des Schwans — in der Flaumfeder — mit der Lohengrinsage erkennbar.

Aber als Schwanjungfrau berührt sich auch Fraya wieder mit Frau Isa, der Vertreterin des Wasserreiches, wodurch sich der Bezug Lohengrins zu diesem immer deutlicher hervorhebt, denn auch er ist durch den Wasservogel, den Schwan, als dem Wasserreiche verwandt bereits erkannt worden. Der Name Lohengrin entzieht sich vorläufig wohl der Deutung, denn selbst die alte Schreibung „Lohengarein" dürfte aus einem schon verstümmelt überlieferten Namen erst recht undeutlich gemacht worden sein. Auch ist in diesem Falle der Name Nebensache. Immerhin ist Lohengrin als ein göttliches Wesen, das zum Wasserreiche Beziehungen hat, erkennbar, und fällt daher in die Kategorie der Wanen.

Da nun Frô ein Sohn des Wanen Nord ist, also selber ein Wane, der erst später in die Reihe der Asen aufgenommen worden war, so darf man an dessen Brautschaft mit Gerda denken. Gerda wird von den Winterriesen gefangen gehalten; auch Elsa befindet sich durch Telramund in höchster Not, aus welcher sie Lohengrin befreit. Sie heiratet den Schwanenritter, wie Gerda den Sonnenhelden zum Gatten nimmt; beider Ehe ist kurz. Frô wird — als Balder — getötet; Lohengrin muß die Geliebte verlassen, weil sie nach „Nam' und Art" gefragt. Die Schicksale beider Paare sind also gleich, nur die Scheidung ist anders begründet. Nun ist aber hervorzuheben, daß Elsa allen andern Gottesbräuten entgegen kein göttliches Wesen, sondern ein Menschenkind ist, und als solches als *menschliche* Stammmutter der Grafen von Cleve gilt, wie Melusine als *göttliche* Stammmutter der Grafen von Lusignan, wobei der clevische Stammvater *göttlicher*, der lusignanische aber *menschlicher* Abkunft ist.

Trotz dieses Unterschiedes im Gegensatze von Göttlichkeit und Menschentum in beiden Stammsagen, sind sie mythisch gleich begründet, und bilden eine andre Form der Stammsage alter Königsgeschlechter, deren eine wir bei den Grafen Wurmbrand kennen gelernt. Wie dort

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der erste Wurmbrand sich als der Ostermann, nämlich als Balder oder Frô entpuppt hatte, der eine menschlich Geborene zur Gattin nahm, um ein edles „Kotings-Geschlecht" zu zeugen, so erscheinen in diesen beiden Sagen ebenfalls aus ganz gleichen Gründen je ein göttliches Wesen mit einem menschlichen gepaart. Durch die Verbindung eines Gottes, gleichgültig ob männlichen oder weiblichen Geschlechtes, in Liebe oder Ehe mit einem menschlich Geborenen andern Geschlechtes, zum Zwecke der Erzeugung eines höheren Stammes, wird selbstverständlich eine von den anderen Mythen abweichende Sagengruppe bedingt, welche mit dieser nur lose in Zusammenhang gebracht werden kann, da eben der menschlich geborene Gatte hier in der Weiterentwicklung der Mythe zur Ewigkeit und Wiedergeburt durch seine Endlichkeit hemmend eintreten muß.

Da man nun keine vollkommenen Analogien und Parallelen herzustellen vermochte, so mußte die Melusinen- wie die Lohengrinsage natürlich keltischen Ursprunges sein, um die Unerklärbaren leichter loszuwerden.

Wie man nun in der Wurmbrandsage das Ende des Ahnherrn naturgemäß erwartet, weil der erste Wurmbrand in der Sage menschlich gefaßt ist, aber die Sage sofort lückenhaft erscheint, wenn man den mythenhaften Ahnherrn als einen Gott erkennt, weil eben die Mythe uns über dessen Abschied von der Gattin nichts meldet, während man sonst stillschweigend dessen Tod als selbstverständlich voraussetzt, so mußte in jenen Stamm- und Wappensagen, welche die Göttlichkeit des Ahnherrn oder der Ahnfrau noch betont, auch an das Scheiden des unsterblichen Teiles des Ahnenpaares gedacht werden, das an die Stelle des menschlich notwendigen Todes treten mußte.

Dadurch lassen diese Mythen nur bezüglich der Art des göttlichen Wesens, des unsterblichen Teiles des Ahnenpaares Schlüsse zu, während die Entwicklung der Liebe zur Ehe, wie der Lösung des Bündnisses zwischen Gott und Mensch ein sehr verschiedenes, an kein mythisches Vorbild gebundenes ist.

Die Wurmbrandsage kennt die menschliche Stammmutter nicht, und da sie vergessen hat, daß der Ahn göttliches Wesen besaß, so vergaß sie auch der Lösung des Ehebündnisses. Der Art der Sage nach dürfte diese vielleicht eine Erdentrückung gewesen sein, zu welcher Annahme der Name des Berges hinter dem Wurmbauer, nämlich des „Hutberges", berechtigt.

Anders in der „Melusinen-" wie in der „Lohengrinsage".

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In beiden ist die Göttlichkeit des einen der beiden Gatten unvergessen, in beiden erweitert sich das Liebesverhältnis zum Ehebunde. Da nun solches Bündnis nicht der Tod lösen darf, so muß eine begründende Ursache diese herbeiführen, welche naturgemäß nur von Seite des sterblichen Teiles verschuldet werden kann.

In diesem Umstande liegt nun wie schon gesagt, die Ursache des eigentlich unmythischen Abschlusses der Sage.

Haben wir in Wurmbrand den Sonnensohn (Balder, Ostermann) mythisch erkannt, so findet sich Lohengrin als Wane, als der dem Meere entstiegene Sonnengott, also als Frô erklärt, welcher vom Schwane gezogen aus dem Meere emporsteigt, und mit demselben Tiere wieder untertaucht. Da aber nach mythologischer Regel alle Personifikationen immer wieder auf Wuotan-Frouwa zurückleiten, so liegt auch hier wieder kein eigentlicher Unterschied zu Grunde, und alle diese Ahnen erweisen sich als verjüngte Gestalten Wuotans-Frouwas in ihren Auffassungen als Stammväter und Stammmütter berühmter Königsgeschlechter der germanischen Vorzeit.

Somit ist Lohengrin in erster Linie ein Nix, aufsteigend ein Wane, endlich der Nordsohn Frô, als der aus dem Meere emporsteigende junge Sonnengott, und in weiterer Konsequenz der jugendliche Wuotan selber; da er als solcher unsterblich, so mußte sein Scheiden vom sterblichen Weibe ein begründetes sein, denn sonst hätte er dieses vergöttlichen, das heißt, ihm die Unsterblichkeit verleihen müssen, wozu die deutsche Mythologie kein Beispiel kennt. Genau dasselbe Ergebnis im entgegengesetzten Geschlechtsverhältnis bietet die Melusinensage, indem sich in mythischer Erweiterung die Nixe Melusine zur Frau Isa, diese zur Hüterin des Jungbrunnens, Frau Holda und über diese hinaus zur Göttermutter Frouwa entwickelt.

Daher bildet den richtigen Abschluß der Melusinensage die verbotene Belauschung Melusinens, und jener der Lohengrinsage, die Frage nach „Nam' und Art", wie sie Richard Wagner richtig betont.

Nun wären wir am Schlusse dieses dem Nixenglauben und dem Kulte der Frau Isa gewidmeten „deutsch-mythologischen Landschaftsbildes" angelangt. Namentlich in der Charakterisierung des niederen Nixenvolkes, welche uns durch zahllose Nixensagen ermöglicht wird, bietet sich ein vollkommenes, bis in die kleinsten Züge ausgeführtes Bild von der Personifikation des Wassers im fließenden oder stehenden Zustand. Es zeigt sich freundlich, zum Genusse einladend, dienstbereit und liebenswürdig, aber launenhaft, selbst jähzornig, ja grausam. Mit Bewunderung überblicken wir eine hochentwickelte dichterische Auf-

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fassung eines bestimmten Naturgebietes, sehen ein reiches dichterisches Gestaltungsvermögen hier zur duftigsten Blüte gedeihen; mit freudigem Staunen überblicken wir dieses reichgegliederte Bild, das uns zur Bestätigung dienen mag der unerreichten Innerlichkeit des Gemütes unserer germanischen Voreltern, welchen in dieser Beziehung nur noch ein Volk der alten und der neuen Welt ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann, und dieses eine Volk sind die alten Perser, die mit uns eines Stammes, die mit uns Arier.

St. Corona.

Wer vom alten Vindomina her auf der ehrwürdigen Völkerheerstraße gegen Süden zieht, der gewahrt, je mehr er dem Graugefalte des großstädtischen Nebelmantels entschlüpft, über der braungrünen Ebene, über den weingrünen Geländen im weiten, wonnigen Ringelreihen die blaue Bergeskette sich schwingen, die wie ein Märchengebilde dem Horizont entsteigt und im weiten Ringe unzählbare Kulme, Zinnen und Zacken aneinanderreiht, etliche davon verschneit, alle aber umwallt vom schattenkühlen Forstgedunkel.

Wer aber wie ein Dichter die Straße zieht, den umschlägt, nachdem er dem Nebelmantel der Großstadt entschlüpft, der holde Blaumantel Frau Säldens, er gewahrt nicht mehr die Schreckgebilde der wilden Jagd nach Erwerb, die an ihm vorübertost, er sieht nicht mehr den Teufel der Jetztzeit, der selbst keinen Dr. Johannes Faustus mehr zu fesseln versteht, dieweil er kein Mephistopheles mehr ist, nicht einmal mehr ein Geist Auerhahn, wie jener geheißen, der den Christoph Wagner verführt, sondern den echt realistischen Namen trägt, der da lautet: „Egoismus."

Wohl ist der Teufel unsichtbar geworden, und fürnehme Spötter leugnen sein Dasein, aber er ist weit teuflischer geworden, als zu

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dr. Fauſtens Zeit, indem er vom Innern des Menſchen vollen Beſitz genommen und ſich ſeines alten Namens begeben hat. —

Wer aber als Dichter ſeine Straße fürbas ſchreitet, den kümmern ſolche Teufeleien wenig, die Nachtigall flötet für ihn lieblicher, und das flüſſige Gold im Römer perlet für ſolch Glücklichen erfriſchlicher.

Heilô, Frau Sälde! Unter Deinem Banner wundergut, manch Ausreis that ich frohgemut! —

Und wer da Luſt verſpürt, mitzuwandern, und wer da die Unkoſten nicht ſcheut, um ein oder zwei Paare Stiefelſohlen mehr zu verbrauchen als ſonſt, der ſchließe ſich unſerer Dichterfahrt an, ins Blaue hinein; bald wird ein Wegekundiger ſich finden — und wär's der wegekundige Gotzwin der Vilcinaſaga, der uns ſchon einmal als Pfadfinder gedient, als wir von Trident ab zur Fritilaburg gewandert.*)

Und wer ſo dahinwandert durchs ſchöne „Oſtarland" den blauenden Bergen entgegen, den ſtaubenden Straßen entfliehend, dem weitet ſich das Herz beim Anblick der ſich nahenden Bergespracht in ihrer ſtolzen Macht und Herrlichkeit; all dieſe ſich immer mehr erſchließende Hehre wird ſich ihm in die Sinne drängen, daß ihm ſchier der Herzſchlag ſtockt.

Je ferner der Stadt, je weiter von der Eiſenſtraße, deſto freier weitet ſich das Gelände; blaudunkle Waldeswellen wechſeln mit lichtem Wieſenland und goldblonden Felderſtreifen, unterbrochen von weinkündenden Traubengärten, dazwiſchen einzelne Höfe, zerbröckelnde Ruinen oder der Kirchthurm eines Dorfes.

Wenn einer ſcharfe Augen hat, dann mag er noch nach Sonnenaufgang hin über die Ebene blicken; noch erſchaut er den Stephansturm, der ob dem mehr als zweitauſendjährigen Heiligtum ſich erhebt, das vordem dem Aſen Frô geheiligt war, von dem annoch der „Stock — im — Eiſen"**) kündet, oder er mag die Steinſäule am Horizont zur Linken und die Gleiche zur Rechten ſuchen, beide genannt zur „Spinnerin am Kreuz", beide Grenzſäulen des „Freiſtuhls der heiligen Fehme von Rauhenſtein", die eine bei Wien, die andere bei Wiener-Neuſtadt***), und ſo manche Wandererinnerung wird in ihm heraufdämmern, ihm Gemüt und Fuß zur heutigen Ausreis ſtärkend.

Wo aber der letzte Saum der Ebene gegen Mittag im Dufte unbeſtimmbarer Ferne verſchwimmt, da hebt es ſich mächtig Berg an

*) „Auf der Völkerheerſtraße."

**) Siehe: Vindomina.

***) Siehe: Helenenthal und die heilige Fehme auf Rauhenſtein. —

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berg, Kulm an Kulm, neben- und übereinander, und Du vermeinst hineinzuschauen in all die Kessel und Thäler, all die Klammen und Schluchten, die sich von all den Spitzen und Graten, Mauern und Kegeln herabsenken, wo die Gemse noch in Rudeln äset und der Edelaar seine Kreise zieht.

Noch blicke hin, und schaue Dich satt, denn bald hat um uns der Forst seinen schattendunklen Mantel geschlagen; auf Waldpfaden geht's dann fort, die Straße und die Alltagswelt meidend, die sich nicht verträgt mit dem hehren Waldheiligtum!

Waidmannsheil! auch ohne die todentsendende Waffe! Was ein rechter Waidmann, denkt nicht immer an das Halali, denn nicht die Vernichtung, sondern die Hegung der Waldbewohner ist seine erste Pflicht, und solchem echten Waidmann gelte unser Waidmannsheil! – –

Über die Berge führen unsere meist ungebahnten Pfade; Karte und Kompaß sind unsere Führer. Unten in den Thälern reift das Obst, der Wein, an den Hängen am Wege, der uns nach dem Berge leitet, wuchert dichtes Gebüsch, und am Rande glühen Hagebutten und reifen unausrottbare Brombeeren. Hinter uns breitet sich unabsehbar die Wiener-Neustädter Ebene aus, im fernen Osten begrenzt von den blauen Wellenkämmen des Leithagebirges. Je höher uns der Pfad hebt, desto breiter liegt die Ebene vor dem Rückblickenden in der wechselnden Beleuchtung jagenden Gewölks, und zeigt noch einmal ihre Felder und Wiesen, Städte, Dörfer und Burgen im fesselnden Bilde. Am Wege hüpft eine braune Schopflerche, und aus den Büschen tönt der muntere Sang des Steinrötels.

Das war der Ebene Abschiedsgruß.

Glockig überhängende Buchen, von ferne einer grünen Cumulus-Wolken-Schicht ähnlich, nehmen Dich nun auf und lassen den Vorhang hinter Dir sinken; denn kein Rückblick zum Schellengeklingel und Flitterglanz der Menschenwelt soll Deine erhabene Waldandacht stören.

Bald hebt sich zu beiden Seiten der Waldboden, und Du steigst einen Graben hinan einem spärlich tropfenden Wässerlein entgegen, dem ob seiner Jugend noch die Sprache des Murmelns gebricht; nur Dein aufmerksames Gehör vernimmt den leisen Flüsterton einzelner Tröpflein — es ist das Lallen eines Nixenkindleins. Bald aber fallen die beiden Bergwände steiler zu Dir ab, zwar nicht besonders hoher, aber dichter Wald deckt sie, wie ihre Rücken und Kulme. Rotbuchen bilden auf weite Strecken hin, Ahorne und vereinzelte Eichen und Linden an anderen Stellen den Bestand. Dichter, niederer Buschwald füllt die Lichtungen, und da piepst und zirpt und trillert und singt die befiederte

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welt, da krabbeln Ameisen und der gewaltige Schröter, und drüber gaukeln die bunten Falter wie verdichtete Sonnenstrahlen. Nicht großartige Fernsichten bieten die Kulme, über welche Dich nun der Kompaß leitet, denn die Gipfel sind vom Walde bedeckt, aber heimliches Halbdunkel umschmeichelt Dir Herz und Sinne, denn das Heiligtum des Hochwaldes hat sich nun vor Dir aufgethan.

Mächtige, gerade aufgeschossene, säulengleiche Buchen erheben sich aus dem rostbraunen Moderlaube, durch das raschelnd Deine Schritte streifen. Hoch oben am glatten, schaftgleichen Stamme streben in spitzen Winkeln kolossale Äste, wie die Gewölberippen gothischer Dome ab, und tragen das gewaltige Laubdach, das den Sonnenstrahl nur als vielfach gebrochenen Wiederschein zum Boden herabgleiten läßt; selten erschaut Dein entzücktes Auge ein kaum handbreites Stückchen Himmelsblau. Aus dem lockeren Laubmodergrunde gucken da und dort die holzgelben Blütenschäfte der Orchideen, seltener die buntfarbigen Arten hervor; dann wehen die halbmannshohen Wedel des Farnkrautes oder anderes Gekräute um Dich her, Epheu erklettert Stämme und Felsblöcke, das zierliche Kraut der Walderdbeere kriecht am Boden hin, und der König aller Waldpflanzen, der edle Waldmeister, wiegt sich zierlich auf seinem vierkantigen Schafte, Dir seinen Waldgruß zu bieten.

Rotkehlchen und Edelfink, Schwarzblättchen und die edle Nachtigall beleben diesen hehren Tempel Idunas mit ihrem selbst im Zusammenklange nie disharmonierenden Tönegewirre, zu welchem Waldchorale Meister Specht unermüdlich den Takt schlägt. Weiter geht die Wanderung; da vorbei an dem zerwühlten Lager eines Hirsches, da über die Fährte eines Ebers; dort lugt ein Rudel Rehe neugierig mit ihren klugen Lichtern zu Dir herüber, da hüpft das bewegliche Eichkätzchen von Ast zu Ast, und all die Tiere zeigen Neugier und zutrauliches Wesen, denn sie wissen es gar wohl, daß Dir kein Pürschstutzen von der Achsel hängt, und daß Du Deinen „Waldmann" zu Hause gelassen. Auch denkst Du heute gar nicht an Pulver und Blei; es weitet sich im goldigen Grünlicht des harzduftigen Waldesdomes Deine Brust, denn: Wälder und Haine sind auch Deine Tempel, und auch Du rufst unter dem Namen Deiner Götter jene unerforschliche Macht an, welche sich Dir — und mir — einzig im hehren Waldheiligtume, am großen Heiltumstuhle der hochheiligen Mutter Natur, in tiefinnerlichster Waldandacht offenbart! —

Solche Waldbilder umschweben Dich auf dieser mehrtägigen Wanderung, immer dieselben, und doch immer wieder und wieder im

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

buntesten Wechsel, vielgestaltig und dennoch immer gleich in der entzückendsten Schöne. Weltenferne, waldeinsam, menschenfliehend mit Dir und Deinem Fühlen allein hast Du endlich den tiefen Sinn der Mythe erkannt, vom Finden der blauen Wunderblume, welche den Zugang öffnet, zu den verhehlten Schätzen, zum beglückenden Goldhort urheiliger Waldeshehre.

Da öffnet der Bergwald seine wehenden Grünschleier, und ein Ausblick thut sich auf, der Dir die Seele labt.

Vor Dir strebt der Hochschöpfel empor, eine der berühmtesten Aussichtswarten des Wienerwaldes, an seinem Fuße aber ist der lachendste Wiesenteppich gebreitet, und wie von einem Landschaftsmaler gruppiert, liegen die einzelnen Gehöfte über das Thal zerstreut; dazwischen tönen die Viehschellen und das Geblöcke der Heerden, wie das Geläute des kleinen Glöckchens, der Kirche der — heiligen Corona.

Mit Kreuz und fliegenden Kirchenfähnlein bewegt sich ein Zug von Wallfahrern längs der schmalen, vielfach sich schlängelnden Landstraße, und das einfache Kirchenlied, das sie mit ungeschulten Stimmen singen, wie wirkt es so gewaltig mitten in dem Tönen der tönenden Natur, zum Rauschen des Waldes, zu Glocken- und Heerdenklang, zu Grillengezirpe und Vogelsang.

Der Ort ward ehedem, und wird manchmal noch heute „zum heiligen Brunnen“ genannt; dies verursachte Nachdenken. Der Brunnen der neben der Kirche, welche abseits auf einem Hügel thront, in einem hölzernen Kasten gefaßt erscheint, wird noch heute als Heilsquelle geschätzt. Nun solcher Quellen begegneten wir gar mancher auf unseren mythologischen Streifzügen, aber der Name der Heiligen? — Wer ist oder wer war die heilige Corona, welche hier die gute Brunnenfrau Frouwa oder Holle oder Hulda abgelöst? —

Vor der Kirche standen Krämer mit den bei Wallfahrtskirchen üblichen Waaren; da bemerkte ich auch ein dünnes Büchlein, das mir Auskunft versprach, das ich auch sofort um etliche Kreuzer erstand. Und wahrlich es betrog mich nicht, denn auf seinem Titelblatte stund wie folgt zu lesen:

„Neuntägige Andacht zu der heiligen Corona. Znaim, Druck und Verlag von M. F. Lenk. Gedruckt in diesem Jahre.“

Auf dem Titel ist auch ein elender Holzschnitt abgedruckt, welcher die Marter der heiligen Corona darstellen soll. Die halb entkleidete Märtyrin ist mit den Füßen an eine Palme, mit den Händen an eine andere Palme gebunden, während ihr um den Leib ein doppeltes Seil gewunden ist, das zu zwei Winden hernieder geht, deren jede

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von vielen Männern bedient wird. Von oben schwebt in einer Aureole ein Engel hernieder, der zwei Zinkenkronen trägt.

Die Szene ist etwas unklar, doch giebt die „Vorrede" erwünschte Klärung. Da es sich hier keinesfalls um eine Kritik handelt, so sei dieser „Vorrede" wörtlich nur das entnommen, was unserem Vorhaben dienlich, alles andere aber sei milde mit dem Mantel des Schweigens verhüllt. Dieses Büchlein ist leider nicht so ausführlich, wie jenes von der „Ruffung des Heiligen Christophorus";*) es ist weit dürftiger als dieses, und wahrscheinlich nur der Rest eines einst ausführlicheren Zauberrezeptes. Die Censur dürfte hier das Meiste, und gerade für unsere Zwecke das Interessanteste gestrichen haben; immerhin ist das, was geblieben, ein Fingerzeig für unsere Forschung, welche durch die Parallele mit der „Ruffung des Heiligen Christophorus" erheblich gefördert wird.

Nach einer Anweisung, wie die neuntägige Andacht einzuleiten und durchzuführen, fährt die „Vorrede" fort:

„. . . . . daß dir Gott die heilige Corona wolle schicken, daß sie dir gab zu öffnen durch den Willen Gottes. Und in der Nacht, da du wolleſt schlafen gehen, so sprich alle Gebeter bei einem geweihten Wachslicht, und nämlich 9 Tag und Nacht nacheinander mit großer Andacht und Eifer, so kommt die heilige Frau Corona unter diesen Tagen oder am 9. Tag zu dir im Schlaf, ohne Furcht und Scheu, lieblich und angenehm wie dein Gebet wirkt hat, und führet dich dahin zu offenbaren, was du begehrt hast, oder sie bringt dir zum Bett was du willst, das zeigte sie, hiernach gehe hin und thus ohne Scheu, und thue der heiligen Corona ein Gelübt, weil du lebst, ihren Abend zu Ehren feiern, mit Beten und anderen guten Werken, daß sie von dir gelobt und geehrt wird, ist auch oft probiert und recht erfunden worden."

„Die heilige Corona war eine Hauptmanns-Tochter gewesen unter dem Kaisertum Antoni-Froh, welcher der 9. im Jahre 1610**)

---

*) Siehe: „St. Christophen".

**) Bei aller Achtung, welche der Dummheit solcher Sudler, wie jener des Verfassers dieser „neuntägigen Andacht" gezollt werden muß, steht doch kaum anzunehmen, daß er im Ernste das Jahr 1610 gemeint hat; es wird hier ein Druckfehler angenommen werden müssen, so daß die Jahreszahl für 161 anzunehmen wäre. —

Auch hier sei betont, daß sowohl Kirche wie Staat derlei Machwerke verfolgen, daß sie aber trotzdem unausrottbar sind; es gilt auch hier das schon im Abschnitte „Christophen" diesbezüglich Gesagte. —

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu dem Kaiſertum kommen und regieret 19 Jahr. Die heilige Corona hat einen Hauptmann zu einem Ehegemahl gehabt, einen großen Mann in Egiutiſten (?) iſt ihm aber entwichen und wegen des chriſtlichen Glaubenswillen, ins Gefängniß eingeführt worden, um daß, weil ſie beſtändig geblieben, iſt ſie an 2 mit Gewalt zuſammengezogene Bäume gebunden worden, als die heilige Corona mitten von einander-geriſſen worden iſt, dann an jedem Baum der halbe Teil ihres Leibes iſt hängen geblieben, der nämliche Tag wird begangen den 2. Mai."

Die Gebete ſelbſt, die dies Büchlein zum Troſte der Armen und Elenden enthält, ſind weit milder als jene an den heiligen Chriſtophorus, und, wie geſagt, jedesfalls ſchon vom alten Zauberweſen etwas gereiniget worden; immerhin verraten ſie noch ziemlich deutlich ihre Verwandtſchaft mit altem Beſchwörungszauber; ſo z. B. dieſe Stelle:

„. . . . . gedenke doch o heilige Frau und Marthyrin Corona wie dich der liebe Gott ſo ſelig erſchaffen und ſo gnädiglich begnadigt hat, mit der Kron der Glorie in alle Ewigkeit, ſo reichlich und ſo alſo zu einer dreifachen Königin gekrönt, und zu einer himmliſchen Schatzmeiſterin geſetzt hat, damit denen armen Menſchen . . . . . ſolleſt du gewähren und aus ihrer Not und Armut helfen."

Weiter heißt es:

„. . . . . komme mir zu Hilf; . . . . . begabe und begnade mich mit Verdienſten, ich falle dir zu Füßen und bitte dich als eine Schatzmeiſterin und Helferin aller Armen und Nothleidenden, wolleſt mir aus meiner großen Noth und Armuth helfen, und nicht mit einer Summe Geld, als nämlich ſo viel mir zur Seel und Leib nützlich und gedeihlich ſein möchte, auch rechtes gangbares Geld ſo nun gib und gab iſt, oder mit Gut begaben und begnaden, welchem dir dein vielgeliebter Bräutigam Jeſus Chriſtus unterthänig gemacht hat und dich zu einer Schatzmeiſterin der Armen geſetzt, dieweil ich dann gar arm und elendig bin . . . . ."

Nach mehreren weiteren Gebeten folgen noch drei „Ermahnungen" an die Heilige, welche ehedem wohl „Beſchwörungen" geweſen ſind, von welchen in der zweiten Ermahnung dieſe Stelle bedeutſam iſt:

„. . . . . ermahne dich (ehemals: beſchwöre dich) bei deiner großen Marter und Pein, die du gelitten haſt, zwiſchen 2 zuſammengezogenen Bäumen, daran an die Gipfel deine heiligen Hände und Füße gebunden wurden, und darnach in die Höhe mit Gewalt gelaſſen und geſchupft und alle deine Glieder mit großer Marter, Pein und Blutvergießen wegen der großen Liebe Gottes zerriſſen worden, ſo bitt ich dich ꝛc."

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der dritten Mahnung steht zu lesen:

„ . . . . . und dir von Gott ist gegeben worden die Gewalt über die Schätze der ganzen Welt, und wer dich bittet . . . . . hast du Gewalt die Armen und Notdürftigen zu begaben mit zeitlichen Gütern, damit du mich auch Armen und Elenden begabest ꝛc. . . . . bitte ich dich . . . . . gieb und verleihe mir . . . . eine solche Goldmünze oder ein zeitliches Gut, so nicht wider meinem Seelenheil zur Notdurft meines Leibs und zum Heil meiner Seelen."

Den Schluß des Büchleins bildet der „Urlaub", „Nach empfangener Gnad' dem Geist".

Die wichtigsten Stellen dieser „Geistesabdankung" sind folgende Sätze:

„ . . . . . nun aber verspreche ich, daß ich die empfangene Gnad' nicht so übel anwenden will . . . ." — „ . . . . . dir aber du gutwilliger Geist gebiete ich, und befehl dir, daß du dich in dein gehörigen Ort zurückkehrst, welchen dir Gott verordnet hat, und in Freude und in Gutwilligkeit ohne Getümmel und Schaden meines Leibes und der Seele, dazu helfe mir die allerheiligste Dreifaltigkeit ꝛc. . . . . ."

Dies ist der Inhalt des Büchleins, und das sich daraus ergebende Resultat ist folgendes:

Die heilige Corona gilt als Schätzespenderin wie der heilige Christophorus, und da sie in der Luft zerrissen wurde, so sind ihr die Schätze in der Luft, wie jenem die im Wasser unterthan. Auch ihr ist ein Geist beigegeben, wie jenem; wie dieser aber ein Wassergeist (der große Meergeist), so ist — obwohl nicht genannt — der „gutwillige Geist" im Gefolge der heiligen Corona wohl ein Luft- oder Feuergeist. Um nicht erst ermüdende Umschweife zu machen, sei dieser Geist gleich als der bekannte „Gold- oder Gelddrache" bezeichnet, der kein anderer als der Blitz selber ist.

Der heidnische Mythos, der sich hinter dem Volks-, nicht Kirchenglauben der heiligen Corona verbirgt, ist daher ein Gewittermythos, und zwar ein dem Frühlingskult zugehöriger, da das Fest am 2. Mai gefeiert wird, nachdem am 1. Mai in der Walpurgisnacht die Götterhochzeit gedacht wurde. Merkwürdig ist der Umstand, daß der Kaiser „Antoni-Froh" genannt wird; Frô ist aber der junge Sonnengott, der eben Hochzeit mit Gerda gehalten hatte.

Das Zerreißen in den Lüften ist das Zerreißen der Gewitterwolke durch den Blitz, und der Segen, den die Gewitterwolke spendet, ist eben der Regen, der das in der Erde schlummernde Saatkorn im Frühlinge keimen läßt. Die Schätzespenderin Corona ist somit sehr

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einfach als die holde Frühlingsgöttin erkannt, und da sie die dreifache Königin genannt wird, so trat sie an die Stelle der weiblichen Drei, nämlich der Dreiheit: Fraya, Frouwa, Helia.

Dadurch wird auch ihre Heilstatt auf dem Hügel (Hutberg) neben dem heiligen Brunnen klar, da eben das Wasser das Sinnbild der Ewigkeit, wie der Wiedergeburt ist. —

Wohl ist die Kirche der heiligen Corona erst im Jahre 1722 von Kaiser Karl VI. erbaut und mit einem Priester versehen worden, aber schon im Jahre 1444 wird urkundlich eines Altars der heiligen Corona erwähnt, der in der dortigen uralten Holzkapelle war neu errichtet worden. Trotzdem hatte sich der alte Ortsname „zum heiligen Brunnen" bis heute im Volksmunde neben dem offiziellen „St. Corona" erhalten.

Der Volksglaube an die heilige Corona ist, wie schon erwähnt, weit milder als jener an den heiligen Christophorus, und darum auch weit verbreiteter als dieser. Er hängt mit dem Glauben an die „Donnerkeile" wie die „Sternsteine" innig zusammen, und zahlreiche Sagen wissen von noch heute lebenden Bauern zu erzählen, welche ihrem Reichtum dem „Golddrachen" zu verdanken haben, der ihnen des Nachts die Goldsäcke zum Schornstein hineinwerfe.

Mit wunderbarem Geschick hat Anzengruber eben diesen Volksglauben in seiner reizenden Novelle „Der Sternsteinhof" verwertet. Der „Sternstein" ist eben ein Meteor, das der Bauer als Talisman in die Grundmauer seines Hofes eingemauert hatte, dem er allen Segen zuschreibt, und den er dann, als er in Unfrieden mit seiner Schwiegertochter, der nunmehrigen Sternsteinbäuerin lebt, nächtlicherweis wieder ausgraben will, um vom Hofe den Segen zu nehmen.

In Bayern, im Dorfe Koppenwal, stehen zwei Kirchen, von denen die eine ebenfalls der heiligen Corona geweiht ist. Dort herrscht der Brauch, daß die Wallfahrer während der Andacht durch den Altarstein schliefen, um während der Ernte vor Kreuzweh verschont zu bleiben. Dies weist weiter auf den Bezug der Heiligen zum Ackerbau, und da sich der von ihr gespendete Segen auf die Befruchtung des Schatzes, der als Saat in der Erde schlummert, da sich ihr Bezug zum Frühlingswetter ergeben hat, so wird es nicht mehr schwer, sie als eine Sonderpersonification der weiblichen Drei zu erkennen, und zwar als die deutsche Erntegöttin Sibia, die Gemahlin des Donnerers Donar.

Nun ist aber auch der „gutwillige" Geist, der sie begleitet, der freundliche Bauerngott Donar gefunden, der im Blitze, im Meteorfalle, als feuriger Drache dem Landmanne Segen bescheert. —

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Immerhin mögen sie mit Kreuz und Kirchenfähnlein, bei Glockenklang und Vogelsang, ihre Kirchenlieder singend nach St. Corona wallen, die Armen und Gepreßten; es sei ihnen der Himmelstrost gegönnt, den sie aus der Hoffnung schöpfen, denn würden sie zu Menschen wallen, so bliebe ihnen selbst diese Hoffnung versagt, die ihnen der Glaube gewährt an „St. Corona."

Der Untersberg.

Von der milden Trostspenderin St. Corona hatten wir bei herzfrischendem Minnetrunk frohgemutet Urlaub genommen; es war ein echt mythologischer Siebenmännertrunk das, und die Marke, die er tragen sollte, hätte lauten müssen „Reifbeißer".*)

Hoch flatterte Frau Säldens Banner über uns, und da vermag selbst der essigsauerste Qualtrunk nimmer die frohe Wanderlaune vom Gemüt zu ätzen.

Mit einem fröhlichen Scholarenlied auf den Lippen hielten wir Ausreis, und bald umwehten uns wieder Idunas Grünschleier in wohliger Kühle.

Wer da ein Freund einsamer Bergthäler ist, wer da sich nicht zurücksehnt nach den fragwürdigen Genüssen der Stadt, wer da fürlieb nimmt mit saurem Wein, und nicht immer von französischen Köchen bereiteten Menüs, dafür aber staubfreies Grün und den sonnigsten Hochsommerhimmel über sich blauen sehen will, der folge uns auch auf den einsamen Hochpfaden, welche jetzt zu beschreiten, wir uns in den Sinn gesetzt.

*) Scherznamen für schlechten Wein. Sieben Männer müssen den halten, der ein Glas trinkt. Drei Männerwein: Einer hält den Trinker, dem der Dritte den Wein eingießt. Reifbeißer: Der Wein beißt die Faßreifen ab.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Manch Berghalde, manch felsigen Grat hatten wir bezwungen immer die Straße, die Menschen fliehend, als wären wir zu den Wölfen gebannt. So hatte uns das Abendrot überrascht, das suchend uns verfolgt, und endlich durch die klaffenden Mauerrisse der hochgelegenen Ruine Araberg hereinlugend uns gewahr worden war.

Da war es Zeit, vor der nachjagenden Nacht zu fliehen. In Furth ereilte uns diese, da half kein Widerspruch; auch des Leibes Notdurft begehrte nach Küche, Keller und nach dem behaglichen Lager.

Noch kreisen die Nebel um die hohen Waldberge, noch jagen sie wie Frôs Schiff durch die Lüfte, angeglüht vom Morgengruß der erwachenden Sonne, da hast Du Zeit, den Hut auf das rechte Ohr zu drücken, und die Wohnungen der Menschen zu verlassen, denn jetzt fordert der Seele Notdurft sich hinaufzuschwingen wie die Lerche, um im höheren Äther der herrlichen Bergeswelt zu schwelgen!

Durch die Steinwandklamm mußt Du nun deine Schritte lenken, durch die stolze Felsengasse zwischen den hohen Wänden hin, hinüber in den Laimweggraben, bis Du vor einem mächtigen Steinspalt angelangt, der wie ein Thor in den Felsen führt. Bemooste Blöcke und Geröll wehren den Eingang, und zwängst Du Dich durch die Epheuranken, durch das Brombeer- und Wachholdergebüsch hinein in den Spalt, so erschaust Du das spenstige Käuzchen mit seinen blinzelnden Lichtern, so hörst Du das Rauschen und Brausen unterirdischer Wasser, denn Du stehst vor dem Ursprung der Mira, die hier aus des Untersberges Schooße als mächtiger Gebirgsbach hervortost.

Du mußt nämlich wissen, daß Du hier vor dem Eingange zur Unterwelt stehst; der Untersberg ist ein „hohler Berg", seine Höhlen sind mit Wasser gefüllt, und die Mira ist deren Abfluß. Dies ist aber nicht alles. Ein versunkener Kaiser sitzt drinnen verzaubert mit all seinen Heeren, Mannen und Wappnern; er schläft vor seinem Steintisch und zwinkert nur so mit den Augen, wenn Du das Herz hast, bis zu ihm vorzudringen, was aber nicht so einfach geht wie Käse essen. Aber er schläft nicht immer der „versunkene Kaiser", mit furchtbarem Tosen reitet er zuweilen aus, und dann hast Du Ursache Dich zu sputen, willst Du nicht deinem Unheil gerade in den Weg laufen. All die Dohlen und Nebelkrähen, all die Käuzchen und Buhus da herum sind böse Geister, schau nur ihre bösen Blicke, und wie sie die großen Lichter funkelnd rollen.

Verfolgst Du dann das Thal bis zu seinem Ende aufwärts, so stehst Du in einem wilden Felsenkahr. Felstrümmer ringsum überhöht von freundlichem Tannengrün; Farnkraut, Königskerze und

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wachholdergebüsch wiegt sich zwischen dem Steingetrümmer, über dem ein Falkenpaar seine Kreise zieht. Ein steinreicher Bergpfad leitet Dich hinüber zur Felsenkrone des Kirchwaldberges, und von dort auf dem felsigen Grat, dann über Triften hinüber zum Untersberg, der dicht vor Dir steht. Aber beschwerlich ist der Pfad da hinauf zur Wallfahrtskirche, welche 1165 Meter über dem Spiegel des adriatischen Meeres erhaben thront. Das Gnadenbild ist ein unscheinbares Wachsfigürchen, das das Ziel häufiger Wallfahrten, namentlich der Gebirgler ist. Steil führt von hier noch der Weg auf den Gipfel. Ehemals deckte diesen hoher Wald; heute schreitest Du über vermodernde Baumstrünke und halbvermorschte gestürzte Urwaldbäume, zwischen hohem Gekräute, denn zum größten Teil ist dort der Wald verschwunden.

„Um eine Weide zur Hebung der Viehzucht zu gewinnen"; sagen kluge Leute und lächeln wehmütig dazu, denn sie wollen nicht sagen, daß dies Abstocken eigentlich Waldfrevel sei. — Wohl tönt das Geläut und Gebimmel der weidenden Rinder herauf, wohl vernimmt dein Ohr das Gebrüll und Geblöcke, aber es dämmert auch Dir die Gewißheit auf, daß eine regelrechte Durchforstung zweckdienlicher denn eine Abstockung gewesen wäre.

Stehst Du aber droben auf dem kahlen Scheitel des Untersberges, der einer Seehöhe von 1341 Metern entspricht, dann weitet sich Dein Herz, und erstaunt überraschest Du Dich selber bei einem fröhlichen „Juhschroa."

Es ist aber auch darnach!

Anfangs, wenn Du Dich hier findest in Wolkenhöhe über dem Gewimmel und Gewoge der kleineren Bergwelt und Dein Blick rundumschweift über all die Hehre und Schöne, dann will es Dich bedünken, als hätte der alte Kaiser just keinen so üblen Geschmack verraten, sich gerade diesen Berg zu seinem Tusculum zu erwählen; ja Du ertappst Dich sogar bei einem leisen Anflug von Neid, denn der Gedanke fuhr Dir durch die Seele, daß der alte Herr da drunten wohl schon ausgeschlafen haben könnte, um Dir seinen Schlafstuhl einzuräumen. Wie wohlig ließe es sich da träumen, ein ganzes Jahrhundert lang! Ob uns dann die Welt besser gefallen würde als heute, oder ob wir vielleicht gar schlaftrunken es dem alten Kaiser gleich thäten, und abwinkend sagten: „Noch einmal hundert Jahre!"

Das dürfte das richtige sein; warum denn sonst wollte der versunkene Kaiser so gar nicht aus seinem Bau, warum denn sonst treibt er's, wenn er ja ausfährt, gar so wütig toll, um nur ja recht schnell wieder heimzukommen und weiterzuschlafen!? Wenn es ihm hieroben gefallen würde, hätte er sicher kein Verlangen, wieder in den Berg zu kommen!

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verscheuchst Du aber solch spenstiges Irrlichteliren von Deinen Sinnen, und schaust Du lachenden Auges in die lachende Gottesnatur rund um Dich her, so fesselt Deinen Blick, so Du gen Mittag schaust, ein gewaltig Bergbild. Vor Dir, Du vermeinst einen Stein hinüberwerfen zu können, steigt auf breitem Vorgestufe der Schneeberg bis zu 2075 Meter Seehöhe empor. Scharf geschnitten sind seine Abstürze und Schründe, so die breite Riß, die fast senkrecht sich ins Buchbergerthal abzusenken scheint. Hinter des Schneeberges Schulter, zu Deiner Rechten gucken wie einzelne scharfe Zähne die Zinken und Zacken der Rax, und das scharf markirte Geklüfte der Schneealm herüber, dann der zerrissene Grat der Gippelmauer und der klippige Göller. Dann wie eine dunkle Wand die Veitsch und ganz hinten das Massiv der Schwabengruppe. Weiter nach Sonnenuntergang zu erscheint Dir die Bergwelt wie ein versteintes Wellengewoge; in- und über einandergeschoben reihen sich stolze Häupter, der Dürrenstein und die scharfe Spitze des Oetschers, die Hochalpe und die Reisalpe, und dort, wo Dein Ausblick durch die wirre Bergwildnis ins flache Land hinauszugleiten vermag, dort erschaust Du, wenn Du keine trüben Augen hast, St. Pölten, Schönbrunn, und im Nebel verschwimmend die ungarische Tiefebene. Nach Sonnenaufgang überflutet Dein schwelgender Blick zahllose Kulme und Kogel bis hinüber zur Neustädter Ebene, nach Norden desgleichen die lange und breite Kette des Wiener Waldes. Aber erst die Tiefblicke hinab von dem schmalen Grate des Gipfels in die vorgelagerte Bergwelt und deren Kahre und Gräben, mit ihren Wäldern und Triften und den glitzernden Silberfäden, den Bergbächen!

Von hier dringt Dein Blick weit hinein in's steirische Land, und ostwärts ins Ungarland und nordwärts über die Grenze in's Land, aus dem die Quaden gekommen, doch hemmt der Dunstkreis Deines Blickes Fernflug und Du vermagst nicht zu ermessen, wo die Grenze des Horizontes in die blaue Luft zerfließt.

Und da heroben magst Du nun Umschau halten, nach welchem der zweiunddreißig Striche der Windrose Dich Deine Füße tragen sollen; zum Schneeberg hinüber, wo Du in felswilder Hochthaleinsamkeit eine Herberg findest, in der sichs bei wackrem Trunk und Imbiß wohl etliche Tage verträumen läßt, wo Du Dir Gestalten nahen und schwinden läßt, hergeführt vom harzduftigen Abendhauch, Gestalten zum Verdichten wie Du hehrere Dir kaum erträumt; auch magst Du den Kamm entlang wandeln, hinüber zum Gippel oder Göller, oder hinab nach dem lieblichen Gutenstein, durch den Matzinggraben, wo

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der bemooste Opferstein und droben am Rande der Matzinghöhe die drei Spindelsteine stehen, ehrwürdige Denkmale alter Nornenheilstatt. Auch magst Du Deine Schritte zurücklenken zur alten Vindomina, deren Stephansturm etliche von da heroben erblickt haben wollen, was dahingestellt bleiben mag. Mächtig wogt der Hauptkamm des Bergzuges gegen Dich heran, dessen höchste Spitze Dich trägt, und ebenso mächtig verwellt er in der Richtung nach Mitternacht, und dorthin zieht Dich ja doch Dein Herz. Dort liegt das gewaltige Stromthor zwischen dem Zeizzogebirge und dem Mondwalde, aus diesem Felsenthor strömt die schöne, blaue Donau hervor, um das alte, fröhliche Wien zu grüßen, dieselbe Donau, die sich aus all den Bergen, deren Häupter Du hier in unzählbaren Mengen überblickst, großgesäugt, aus den zahllosen Quellen, Brunnen und Bächen, die in den einsamen Hochthälern, den weltfernen, trümmerumlagerten Hochkahren entspringen.

Wer aber jener alte Kaiser gewesen, der da drunten so wonnig träumt, und der so gar fuchsteufelswild herumrumort in den Thälern und zuweilen auch im Berge drinnen, wenn er Ausfahrt hält, weil er Dinge erschaut, die ihn just nicht erfreulich dünken, ansonsten er weit sanfter sich geben würde, dieweil Erfreuliches selten Einen zur Raserei zwingt; wer also jener versunkene Kaiser gewesen, willst Du, liebwerter Freund wissen? Ja, wer dies zu künden wüßte! Etliche vermeinen, es sei Kaiser Karl; doch welcher der Karle wissen sie nicht; viele denken dabei an den Großen — Sachsenschlächter.

Kaum dürfte der aber hier zu Lande sich solcher Volksgunst zu erfreuen gehabt haben, wenn man bedenkt, daß unweit von hier eben der Wurmgarten lag, wo die Kotinge von Wurmbrand auf dem Wurmhofe saßen, die schwerlich Karls Freunde gewesen; weder sie noch ihre Schildgenossen, die hier in den Alpenwinkeln heimlich trotzten.

Da mochte weit eher dieses Gebet beim kreisenden Methhorn gesprochen worden sein, mit einem kraftsaftigen Kernfluch auf Karl, denn ein frumb Segenssprüchlein. Das Gebet aber lautet wie folgt:

„Helli Krotti Wudana, ilp oks un osken Pana Witekina ok Kelta of den aiskena Karel; vi den Slaktenera; ik kif ti un Ur un two Scapa, un tat Rof. Ik slakte ti all fanka up tinen iliken Artisberka."

Dies würde in unserem heutigen Deutsch etwa so lauten:

„Heiliger, großer Wuotan, hilf uns und unserm Herrn Wittekind, ingleichen dem Kelta gegen den schändlichen Karl. Pfui dem Schlächter! (slaktenera). Ich gebe Dir einen Stier (Ur) und zwei Schafe, und

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Leute; alle Gefangenen schlachte ich Dir auf Deinem heiligen Harzberge."

Diese Formel eines Sachsengebetes gegen Karl, welche das Archiv zu Goslar bewahrt*), spricht vom Harzberg; aber eine ähnliche kann auch hier vom Untersberge gesprochen haben. Wenn wir uns daran erinnern, welch Ergebnis unsere Wanderung über den Wurmhof und Wurmgarten nach Wurmbrand lieferte, insbesondere bezüglich des Stierkultes, wird die Anwendung dieses Sachsengebetes kaum mehr befremdlich erscheinen.

Wir wissen auch, daß die Kriegsgefangenen den Göttern geopfert wurden, und wissen, daß gewaltigen Männergebietern viele Leibeigene und Diener freiwillig in den Tod folgten, weil sie vermeinten, mit dem Herrn in den Herrenhimmel zu kommen; auch wollte keiner derselben der Letztgeopferte sein. In der Reihe des Opfertodes folgten sie ihrem Herrn nach Walhall durch das „ringgezierte Thor", das von selber sich dem Zuge aufthat, aber auch von selber sich wieder rasselnd schloß, und dem Letzten die Ferse abschlug, weswegen der Letzte eben immer hinkte. Zum Letztgeopferten ward daher immer ein verachteter Mann gewählt, der für den „Hinkenden" eben gerade gut genug war.

Hier berührt sich die Göttermythe mit dem Totenkulte.

Daß die Götter in den Hut-, den Fene- (Venus-) den Wuotansbergen die Zeiten des Winters verbringen, daß sie mit der Sommerwende in die Berge ziehen, mit der Winterwende wieder hervorsteigen, haben wir in vielen Beispielen gezeigt. Ebenso die Menschen nach ihrem Tode; sie schlafen im Grabe, der Auferstehung in der Wiedergeburt harrend. Aber auch die Toten verlassen als Gespenster ihre Gräber, und auch solche Todte ziehen wie der wilde Jäger mit Gefolge, dem Hinkenden zum Schlusse durch das Land; ja es ist oft der Gott vom Menschen kaum zu unterscheiden. Freilich sagt man, es wäre Wuotan historisiert in Friedrich Rotbart, dem Rodensteiner, den verschiedenen Karlen u. s. w., aber sicher läßt sich doch nirgends die Grenze ziehen. Dort wo es sich um christliche Machthaber, gerade wie in diesen Beispielen handelt, da kann man mit Sicherheit auf mythischen Hintergrund, nämlich auf Wuotan, oder einen seiner Asen schließen, kaum aber bei solchen „Leebergen", welche nachweislich als Grabhügel gedient, bei welchen aber der Name des dort Beerdigten

*) Mitgeteilt im Hannöv. Magz. Thl. 26. Seite 484.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vergessen, oder höchstens dunkel und verstümmelt in Sagen oder Ortenamen nachklingt.

Anders ist's bei den „Untersbergen", deren es mehrere giebt. Schon ihr Name bezeichnet, und auch die Sagen bezeugen sie als Stätten der Unterwelt, als Aufenthaltsorte der Verstorbenen in ihrer Beschaffenheit als „körperlose Seelen", als welche sie zu Wuotan zogen; die „seelenlosen Körper" nahm bekanntlich Fraya in ihrem Volkswang, dem Totenanger oder Freithof auf.

Da nun aber Wuotan die eine Hälfte des Jahres in Walhall, die andere im Wuotans-, Hut- oder Untersberg verweilte, immer aber seine Heer- und Schildgenossen, die Einherier um sich geschaart hatte, so ergiebt sich wie von selbst, daß der Untersberg ein Hutberg Wuotans war, und der versunkene Kaiser kein anderer als der Götterkönig selber sein kann. Ebenso erklärt sich die Einreite wie die Ausreis des wilden Heeres in den Sommerzwölften zur Mittagszeit, wie in den Winterzwölften um Mitternacht. Also auch unseren Untersberg magst Du fürder in gleiche Reihe stellen mit dem Kyffhäuser, mit dem Untersberg bei Salzburg und mit noch so manch anderen Wuotans- und Hutbergen, so weit die deutsche Zunge klingt.

Doch vielteuerer Fahrtgenosse, schaue da hinab in die Waldkessel, wie sich die Schatten längern, wie die Gründe zu dampfen beginnen, um die Nebel für morgen zu brauen; so ich Dir raten darf, nimm Urlaub auf frohes Wiedersehen und wende dem Gipfel die Ferse zu. Im unbekannten Forst ists ein unlieb Ding, von der Nacht überrascht zu werden, insonderlich dann, wenn keine behagliche Herberg zuhanden, mit wackerem Trunk und Imbiß, mit sauberem Bett zur geruhsamen Nacht.

Einen Farnwedel an den Hut, ein schallendes Heilô, und dann frohgemut hinab über die Mirafälle nach Pernitz.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vindomina.

S. L. V. S.

Dieweil Du, liebwerter Fahrtgenosse nach so manchem fröhlichen Wandertage, der Dir Brust und Herz gestärkt, wieder Einkehr zu halten gewillt in die „künstlichen Höhlen“ Deiner städtischen Behausung, dieweil Du aus dem Felsenbereiche der Alpen niedersteigend, ein wonnig Hügelland durchziehst, erreichst Du bald die Ufer des großen steinernen Meeres, dessen starre und doch wieder so lebensvolle Fluten und Wogen, so unendlich viel des Schönen umrauschen, daß Du wohl nicht zu ermüden vermöchtest, Dich von jenen Wogen wiegen, Dir von seinen Melusinen von der Zeiten Frühe bis zur Gegenwart singen und sagen zu lassen. Ja, ich möchte wie jener hochbeglückte Ahn derer von Brunnstädt, unter dem gefeierten Diadem

S. L. V. S.

siegend für dieses steinernen Meeres Wogenheer kämpfen bis an mein selig Sterbestündlein, denn jenes steinerne Meer, in das ich nun dich am Schlusse unserer Wanderschaft geleite, jenes steinerne Meer ist mein liebes Vindomina, und

Sie Lieben Vnd Siegen

mein Heilsspruch für mein Singen und Sagen.

War da einmal der Ahn derer von Brunnstädt des edlen Waidwerks beflissen gewesen, als sich im tiefen Wald eine Höhle aufgethan, drinnen ein gar lustig Wässerlein glitzerte, auf dem eine Nixfrau sich singend gewiegt. Die hatte ein leuchtend Diadem gleich einer Krone getragen, von dem wie zauberhaftes Mondlicht die rätselhaften Buchstaben S. L. V. S. erstrahlten. Der Waidmann gewann die Vielholde zu seinem Ehegemahl, und sie ward die Stammmutter des Geschlechtes.

Dort aber, wo der Brunnen stand, dort ward die Stadt Schleusingen gebaut. Der von Brunnstädt hatte wohl „Slus“ gelesen und daraus Schleusingen geformt; das war aber im Mißverständnis geschehen, denn die Buchstaben waren so zu verstehen: „Sie Lieben Vnd Siegen.“

Und wenn Du die Mühe nicht scheuest, unsern gewaltigen Stephansturm zu besteigen, und von oben hinauslugst zwischen den

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwölf mächtigen Fialen, die schier jede für sich ein Türmchen, obwohl sie von unten gesehen, kaum größer denn ein Zahnstocher erscheinen, wenn Du dort in schwindelnder Höhe über dem Gewoge der Dächer, dem Ameisengewimmel der Straßen schwebst, dann wird Dir erst die Seele aufjauchzen, denn Du gewahrst den frischfröhlichen Weinkranz, den ein freundlicher Gott um die holde Vindomina geschlungen, Du gewahrst den blondgoldenen Erntekranz, den eine huldvolle Göttin dem Weinkranze gesellt. Drüber hinaus gewahrst Du die Berge und Thäler, die wir durchwandert. Dort hebt sich der Hermannskogel mit seiner Habsburgwarte aus dem Zuge der Zeizzoberge, und dort des gewaltigen Schneebergs Steinhaupt, an dessen Fuß die Helaklamm liegt, in der der Helbrunnen seine Rauschelieder raunt. Dort steht der Untersberg, hinter dem der Wurmgarten sein steriles Felsgeklüfte dehnt, und dort breitet sich der Brühl, und dahinter windet sich das Helenenthal mit all den Heilstätten bis nach Merkenstein. Auf jenem kahlen Hügel dort erhebt sich die sagenumsponnene Grenzsäule der heiligen Fehme, die alte zerbröckelnde Spinnerin am Kreuz. —

Und wendest Du Deine Augen zur Tiefe und erschaust Du die vielen Türme und Kuppeln, so wirst Du erkennen am Zuge der Straßen, wie in immer weiteren Ringen, gleich dem Wachstum des Baumes, die Stadt sich vergrößerte im Laufe der Jahrtausende. In den Jahrtausenden! Denn immer reizt es meine Lachmuskel, wenn ich ganz ernsthaft dozieren höre, Wien sei im Jahre 1158 von Herzog Heinrich Jasomirgott gegründet worden! Als ob man eine Stadt gründen könnte wie etwa eine „Internationale Wechselreiter-Bank!“ Da blicke, vielteuerwerter Freund, hinab auf den stolzen Dom, das steinerne Herz von Wien, dort auf die Kuppel von St. Peter, da auf das unscheinbare Türmchen von St. Ruprecht und dorthin, wo „am Hof“ das Palais der päpstlichen Nuntiatur steht, ehemals aber das Pankrazius-Kirchlein stand; aber merke Dir diese Stätten wohl, von denen Du sollst „Wunder hören sagen“, und dann — nun dann wirst auch Du Großgünstiger lachen, ob der Meinung, daß Wien nicht älter denn 732 Jahre, wie Du nicht weniger lachtest, ob der Annahme einer Gründung überhaupt.

Jene vier „Heilstätten“, welche lange, bevor die Avarenapostel Conuald und Gisalrich im achten Jahrhunderte in Wien das Christentum befestigten, als „Heiltumsstühle“ des Wuotans-Kultes bestanden, geben Kunde von dem Dasein Wiens in weit vorrömischer Zeit, und beweisen überdies, daß schon in diesen fernen Zeiten Wien eine – relativ —

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedeutende Siedelung gewesen sein mußte, da es über vier Tempelstätten verfügte, eine selten vorkommende Zahl.

Zwei, höchstens drei, meistens aber nur eine Heilstatt zählen die Orte in heidnischer Zeit; das Vorkommen von vier Stätten der Gottesverehrung aber beweist von der Bedeutung der alten Vindomina, welche dann später der Römer — wie es überall sein Brauch war — in Vindobona umnannte. —

Ungemessene Zeiten bestand und blühte die gute Vindomina schon, als deren „erster Gründer", Cäsar Claudius zwischen den Jahren 41 bis 54 sie zum Municipium erklärte, und sie nach römischer Weise befestigte. Wien teilte nicht das Schicksal Carnunts, das von den Quaden im Jahre 375 zerstört wurde, sondern es rettete sich, wie manch anderes Municipium, z. B. Fafiana, das heutige Mautern a. d. Donau, über die Stürme der Völkerwanderung hinaus, indem es sich unter den Schutz irgend eines germanischen Heerkönigs gestellt, wie solches auch von Fafiana nachgewiesen ist. So kam es mit seinen römischen Festungswerken in den Besitz der Babenberge, und erst im Jahre 1880 fiel der letzte Römerturm der Neugestaltung Wiens — leider, leider! — zum Opfer. —

Die römischen Festungsbauten waren den germanischen Königen und Herzogen, welche abwechselnd Wien besaßen, ein willkommener Stützpunkt; die Wiener jener fernen Tage aber wechselten nur die Herren, selbst aber blieben auch sie in ihren Häusern sitzen, welche sie ununterbrochen bis heute, von Geschlecht zu Geschlecht weitererbten. Hunnen und Avaren zerstörten Wien aus ganz gleichen Gründen nicht.

Das Nibelungenlied, auf alter Volksüberlieferung beruhend, läßt König Etzel in Wien mit Chrimhilde hochzeiten, ebenso wie es die Städte Tulln, Traismauer, Pöchlarn, Hainburg und den Markt Melk erwähnt. Wie hier die Volkstradition ein verhältnismäßig günstiges Bild von der Hunnenherrschaft entrollt, so bietet die Geschichte ein gleiches von der Avarenherrschaft im Lande; Hunnen und Avaren haben bei weitem nicht so schlimm gewirtschaftet, als solches die fränkischen Historiker glauben machen wollen; sie waren lange nicht so grausam, wie der „Große" Karl.

Es ist historisch beglaubigt, daß die Avaren die Städte und deren Bewohner schonten und deren Vorteile für sich wohl zu schützen und zu nutzen verstanden. Der Bauer mußte ihnen die Feldfrüchte, Pferde und Vieh liefern; der Städter Waffen, Kleider und Schmuck; aber sonst ließen sie Bürger und Bauern „ungeschlagen" sitzen, genau wie solches auch der Sachsenspiegel von den Sachsen meldet. Ebenso ist

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bekannt, daß christliche Missionaire ungehindert durch das Avarenreich ziehen konnten. Thatsächlich kamen auch deren zwei, Conuald und Gisalrich im Jahre 740 (also 418 Jahre vor der „Gründung!") nach Wien, während der Zeit der Avarenherrschaft, und weihten ein unterirdisches Wuotansheiligtum zu einer christlichen Kirche, nämlich St. Ruprecht, und zweifellos auch das Frôheiligtum dem heiligen Stephanus. — Doch davon später mehr. —

Noch weit ältere Denkmale aber besitzt Wien zum Beweise seines ununterbrochenen Fortbestandes nach des Römers Verjagung. Unter der Rugierherrschaft verließen die letzten römischen Provinzialen, mit der Leiche der letzten Stütze des Römertums an der Donau, mit der Leiche des heiligen Severins nämlich, das Land. Aber nicht lange behaupteten sich die Rugier als Herren der Donaulande, denn die mächtigeren Ostgothen rissen die Herrschaft an sich. Jornandes nennt ausdrücklich „Vindomina" als eine ihrer Städte. Der Ostgothe herrschte nun im Lande bis zum Jahre 530. Aus dieser Periode hat sich aber ein merkwürdiges Denkmal erhalten, nämlich ein Grab, das man im Jahre 1662 beim Baue des Leopoldinischen Traktes der Hofburg aufgedeckt hatte. Es bestand aus einem schon früher angebrochenen Sarkophag, menschliche Gebeine mit Erde untermischt und durcheinander gewühlt bergend, dabei aber eine kleine, länglich runde Hülse aus reinem Golde, oben und unten mit Deckeln verschlossen. In der goldenen Büchse steckte eine zweite aus Erz, in dieser eine dritte aus Silber, und endlich in dieser ein zusammengerolltes Goldblättchen mit der Inschrift in gothischer Sprache: „Nasci o Kut salida / ist jaindre Dasvina / menida ab Satana / ubl akranis manva / bi huam dindos knoba / Kabaugona."

In der Übersetzung in unser Deutsch entspricht dies folgenden Worten: „Rette o Gott! Dahingeopfert ist Dasvina, die der böse Satan bedrohte, als sie zur Frucht bereit war; Du, vor dem des Volkes Kniee gebeugt sind!"

Somit ist dies das Grab einer Christin, und zwar der Gothin Dasvina, welche im Kindbette verstarb. Dieses wichtige Denkmal, das aus der Mitte des fünften Jahrhunderts stammen dürfte, ist nebstbei das einzige ostgothische, das der Literaturgeschichte gerettet wurde.

Daraus ergiebt sich einerseits, daß Wien während der Völkerwanderung nicht nur nicht untergegangen war und fortwährend bevölkert blieb, daß Markgraf Leopold kein Jagdschloß hier besitzen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und haben konnte,*) daß der „Große“ Karl hier nicht das Christentum einführen konnte, da dieses nachweisbar vor seinem Eindringen ins Land schon vorlängst existiert hatte.

Dieses weiter auszuführen ist nicht die Absicht dieser Studie; die Feststellung der Thatsache möge genügen. Es ist damit erwiesen, daß Wien nicht nur schon in vorrömischer Zeit bestanden, daß es sehr volksreich gewesen sein mußte, daß es ununterbrochen seit seinem Bestande bevölkert blieb, daß es niemals eine verödete, verlassene Stadt war, und endlich, daß es schon vor Karls Eintreffen dem Christentume ergeben war, somit mindestens ein Alter von über zweitausend Jahren für die ununterbrochene Besiedelung Wiens angenommen werden muß. Wie hätten sich auch sonst die Bodengestaltung, die Grundeigentumsgrenzen strenge in den alten Linien erhalten können, aus welchen man noch heute genau das Wachstum der Stadt seit Urtagen verfolgen kann, wo noch der Lauf der Römerstraßen, deren Stadtanlage, die unregelmäßigen Straßenzüge der alten Civilstadt mit dem heutigen Straßen- und Gassennetz Alt-Wiens völlig übereinstimmt. Eine Ruinenstadt wurde nie mehr bevölkert, dies zeigen Klagenfurt neben den Trümmern Virunums am Zollfelde, Salzburg neben Juvavia, Altenburg, Petronell und Hainburg neben Carnuntum und viele andere Beispiele.

Die altgermanischen Heilstätten Vindominas sind nun folgende:

A. Der heilige Hain mit der Freistatt des Frô, unser heutiger St. Stephans-Dom;

B. Der Hutberg des Hruoperaht, unsere St. Ruprechtskirche;

C. Die Heilstatt Donars, gegenwärtig die St. Peterskirche;

D. Die Heilstatt des winterlichen Wuotans (Uller), wo später die Pankraziuskirche sich erhob, und vielleicht noch eine fünfte Kultstätte;

E. Der Fraya oder der weiblichen Drei geweiht, heute als Kirche „Maria-Stiegen“ oder „Maria am Gestade“ bekannt.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit dem entschieden bedeutendsten Heiligtume des germanisch-heidnischen Vindomina zu, das verchristlicht als St. Stephansdom seinen primären Rang noch heute in unserem guten alten Wien behauptet und somit als Stätte der Gottesverehrung das gewiß ehrwürdige Alter, von sicher mehr als zwei Jahrtausenden beanspruchen darf.

---

*) Einem Inschriftstein am Palais Eszterhazy in der Naglergasse zufolge, sollte an Stelle dieses Palastes das Jagdhaus des Markgrafen Leopold in den Ruinen des römischen Wien gestanden haben.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um aber zu verstehen, wie solches sich vollziehen konnte, sei gestattet, der Art und Weise näher zu treten, wie es die Bekehrer eingeleitet hatten, das Volk vom Heidentume ab, dem Christentume zuzuwenden. Vorerst sind zwei von einander grundverschiedene Perioden der Christianisierung unseres Landes ins Auge zu fassen; nämlich die friedliche, vorkarolingische und die Periode des Feuers und des Schwertes Karls und seiner Nachfolger. Die erste Epoche greift bis in das zweite Jahrhundert zurück, wo das Christentum unter Marc Aurels Legionen bereits Wurzel geschlagen hatte. Mählich verbreitete sich die Lehre, namentlich war Severin für dieselbe thätig, obwohl er eigentlich nicht als Apostel der Donaudeutschen hingestellt werden sollte, da er deutschfeindlich und römerfreundlich, diese Letzteren gegen die Schritte der deutschen Könige stets beschützte, und zu deren Gunsten wirkte. Nach Severin waren es die Gothen, welche als eifrige Christen den neuen Glauben immer mehr verbreiten halfen, selbst die Avaren und Hunnen standen den Verkündern des Evangeliums nirgends hinderlich im Wege. Furchtbar aber hub mit dem Wallonen Karl die zweite Periode der „Bekehrung“ an, welche nach Muhameds Vorbilde durch Feuer und Schwert in Scene gesetzt ward.

Karls Ziel war aber auch keineswegs das Christentum, das ihm nur Mittel zum Zweck war; er betrachtete dasselbe als Staatseinrichtung, welche er ähnlich benutzte, ähnlich mißbrauchte, wie etwa der moderne Staat die Polizei. Darum war ihm wenig an der Überzeugung, viel aber an der formalen Annahme durch die Taufe, an dem rein äußerlichen Ceremoniendienst gelegen, um den also Bekehrten durch priesterliche Überwachung besser im Zaume zu halten. Denken und glauben mochte ein jeder, was er wollte, wenn er nur getauft war, zur Kirche ging, dieser den Zehent willig und pünktlich zahlte und die vorgeschriebenen Übungen und Fasttage hielt. Darum finden wir unter Karl die vorher nicht bekannte und auch nur durch das Vorhergesagte erklärbare Thatsache, daß an einem Tage Tausende die Taufe nahmen, aber auch — wenn sie sich eben stark genug dazu fühlten — ebenso rasch, ebenso zahlreich wieder „abtrünnig“ wurden. Die Taufe verlor in jenen traurigen Tagen ihren heiligenden Charakter und sank unter Karl zur einfachen Unterwerfungsceremonie herab.

Aber auch in der ersten Periode der Verchristlichung unseres Volkes, ward von der Waffe Gebrauch gemacht, dies aber mehr im Sinne des Ordales, als einer wirklichen Vergewaltigung. Das Beispiel der Fällung der Donarseiche durch Bonifazius mag dies erklären.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Germanen waren ja ein kriegerisches Volk und darum galten ihnen auch ihre Götter als wehrhafte Heldenideale. Daß einem an solch stolze Götter gewohnten Volke ein milder, leidender Gott der Demut, wenig Beifall abgewinnen konnte, liegt zu klar auf der Hand, um unbegreiflich zu erscheinen. Darum war man bestrebt, auch dem am Kreuze hangenden Dulder einen streitbaren kriegerischen Schimmer zu verleihen. Noch heute spricht der Geistliche, namentlich der Mönch von „geistlichen Waffen"; er spricht von „Kämpfen mit dem Widersacher", dem „Antichrist"; von „neun Legionen Teufeln" und den „himmlischen Heerschaaren". Ja, der „Heliand", ein altsächsisches Gedicht des neunten Jahrhunderts, führt geradezu Jesum als Heerkönig auf, und schildert dessen Apostel und Jünger ganz wie die Gefolgmannen eines solchen.

Dieser kriegerische Christengott, getragen von der „Ecclesia militans", der die Schaar der lieben Heiligen, die „Ecclesia triumphans" in Wolkenhöhen voranschwebte, stürmte nun thatsächlich die alten Wuotansburgen, welche mit Wall und Graben wie Festungen umgeben waren*) und verfuhr — faktisch und symbolisch — genau so, wie ein stürmender Heerkönig, gegen eine zu berennende Burg. War die Götterburg erstiegen und genommen, was begreiflicherweise nicht ohne Schwertschwung und zerspaltene Schädel abgehen konnte, so wurde das darin thronende Symbol des unterlegenen Asen,**) wie ein gefangener feindlicher König behandelt. Die siegende Kirche leugnete aus kluger Berechnung keinesfalls die Existenz des alten Heidengottes, auch tödtete sie ihn nicht, sondern sie zeigte dessen Machtlosigkeit dem scheinbar machtlosen, dennoch aber starken Gekreuzigten gegenüber. Der einmal so gedemüthigte Ase, war dann bald zu einem Dämon, einem Teufel herabgedrückt.

Um aber dem Volke die nun dem Gekreuzigten geweihte „Heidenkirche" sympathischer zu gestalten, weihte die Kirche selber einem Heiligen, dessen Legende mit der Mythe des verdrängten Heidengottes Ähnlichkeiten zeigte, um welche Legendengestalt sich dann im Verlaufe der Zeiten die heidnische Mythe, sammt ihrem Wunderglauben rankte, so daß bald Doppelgestalten in Kult und Brauchtum entstanden, wie wir solche bei den Heiligen Leonhard, Christophorus und Corona

*) Siehe „Deutschmythologische Denkmale in der Umgebung Wiens", „Eburodunum", „Schalaburg" 2c.

**) Götterbilder, wie Griechen und Römer sie kannten, waren den Deutschen fremd; sie hatten nur Symbole für ihre Gottheiten.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

näher kennen lernten, wo sich Kirchenglaube und Volksglaube geradezu entgegenstehen.

So trat hier für Frô, der heilige Stephan ein, der im Volksglauben wie im Märchen geradezu der „Pferdesteffen" genannt wird, wie auch das Volk unseren Stephansturm den „alten Steffel" nennt.

Das vorgefundene heidnische Symbol mußte nun alle Schmach eines gefangenen Heerkönigs symbolisch ertragen, um die Ohnmacht des besiegten Heidentums recht drastisch zur Schau zu stellen. War es eine geheiligte Götterwaffe, wurde sie zerbrochen. Es scheint fast als wäre die sogenannte „heilige Lanze" der Reichskleinodien des weyland „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation", welche gegenwärtig die k. k. Schatzkammer der Wiener Hofburg bewahrt, solch eine alte Götterwaffe gewesen, da sie mehrfach gebrochen und mit Silber gelöthet erscheint. Daß sie dem heiligen Mauritius zugewiesen wird, macht diese Annahme noch wahrscheinlicher, da dieser Heilige häufig an Wuotans Stelle trat. War solches Symbol jedoch von irgendwelch anderer Gestalt, so hatte man es vor die Wälle geworfen, dort gestürzt, neben dem Eingang zur Christenkirche aufgestellt und schwer mit Ketten belastet. War das Symbol endlich ein Baum, dann wurde der Baum umgeschlagen (Donarseiche des Bonifazius), sein Holz mußte dazu dienen den neuen Kirchenbau zu fördern, während der Strunk ein Heiligtum (Hietzing, Maria-Drei-Eichen, und viele viele andere) tragen mußte; oder er wurde ausgegraben und verkehrt, mit den Wurzeln nach oben, höhnend wieder an seine alte Stelle gestellt. So entstand der Wiener Wahrzeichen, der „Stock-im-Eisen.

Dieses merkwürdige Wahrzeichen des heidnischen Vindominas, steht heute noch unweit seines alten Standpunktes am „Stock-im-Eisen-platze" mit den Wurzeln nach oben.

Was war weiter natürlicher, als daß der Grundbesitz und alles sonstige Eigen der alten Götterfreistatt sammt der eroberten Götterburg oder Heidenkirche in den unbestrittenen Besitz der Kirche überging, und sofort deren meist wohlfundierte Einnahmen bildete. So verhielt es sich auch hier, bei der Gründung der Stephanskirche, vor nun mehr denn elfhundertundfünfzig Jahren. Die Zeit, in welcher sich solches vollzog dürfte das Jahr 740 sein, wo die beiden Avarenapostel in Vindomina geweilt, wenn es nicht in noch ältere Zeiten, allenfalls in die Ostgotenherrschaft zurückzuverlegen ist.

Der heilige Hain, in dem die Opferrosse Frôs gezüchtet wurden, umgab die Heilstatt, deren Grenzen sich noch heute sehr wohl bestimmen

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassen, und zwar nach den Grenzen des geistlichen Grundbesitzes im Umkreise der Stephanskirche. Sämmtliche Häuser und Höfe rund um den Stephansplatz herum, mit einziger Ausnahme der westlichen Häuserzeile, sind seit Urtagen im Besitze des Clerus, ohne daß die Grundbücher den Besitztitel anzugeben vermögen. Ganz erklärlich; der Besitz war ein viele hundert Jahre alter, ehe das erste Grundbuch angelegt worden war.

Aber die Ausnahme der westlichen Häuserreihe ist nur eine scheinbare, denn der geistliche Besitz erstreckte sich auch auf eine Häuserzeile im Westen des Platzes, welche aber anfangs dieses Jahrhunderts abgerissen wurde. Diese lief mit der jetzigen Westfronte des Platzes parallel zwischen dieser und der Westfronte des Domes, während die heute bestehende westliche Häuserreihe sich erst nach dem zwölften Jahrhunderte auf dem Areale der dort bestandenen Stadtmauer erhob. Damals lag noch die Stephanskirche außerhalb der Stadt am „grünen Anger."

Noch mehr Licht auf diese merkwürdigen Thatsachen, werfen die nächsten Straßennamen. Die heutige Singerstraße führte noch im Mittelalter den Namen „Heidenhainstraße", und rückwärts zieht sich die „Grünangergasse" und die uralte „Blutgasse" hin. Letzterer Name aber kömmt nicht von Blut, wohl aber von „bluot", „blôt" nämlich von „Opfer" her. Der alte Gottesfrohnde oder Opferer des Frô, konnte des „grünen Angers" nicht entbehren, ebensowenig als ihn heute der Abdecker entbehren kann, der sein eigentlicher Nachfolger ward, der ehedem in Wien auch die Stelle des Scharfrichters bekleidete, und natürlich eine unehrliche Person war.

Diese Ächtung rührt aber von seiner ehemaligen Heidenpriesterwürde her, weswegen er auch für einen Zauberkenner galt. Darum wird auch erklärbar, warum das Christentum den Deutschen den Genuß des Pferdefleisches verleidete, das vordem seine Hauptnahrung bildete, weil das Pferd als altes Opfertier zum spenstigen Tiere ward, und sein Aas dem verachteten Schinder preisgegeben wurde.

Nun aber war weiteres der Zugang zum alten Frôhaag von der uralten Kärtnerstraße her, der „Völkerheerstraße nach Rom", und darum war der heutige „Stock-im-Eisen" der urheilige Grenzbaum des Götterhaines, der hier mit dem Wuotans-Kulte stand und fiel, und heute noch als dessen Denkmal steht, das deutsche Wien ermahnend, deutsch zu bleiben, seines ehrenvollen Schildesamtes eingedenk, die Wacht am Ostthore Germaniens auch fürder treu zu halten.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am Eingange zum hochheiligen Frôhaage aber wurde das Symbol des Frô, die stolze Lärchtanne, nicht nur gefällt und gestürzt, sondern auch mit Schloß und Halseisen wie ein Maleficant gefesselt, welche ebenfalls beide noch erhalten und sichtbar sind, nur scheint die Kette verloren gegangen zu sein.

Die Volkssage aber behielt Recht, welche den „Stock-im-Eisen" als den letzten Baum bezeichnet, des bis hierher einst gereichten Wienerwaldes; sie wußte es also, daß er ein Grenzbaum gewesen, nur hatte sie den Begriff Wald mit dem des Haages verwechselt.

Neben dem Heiligtum des Pferdegottes wurde natürlich auch der Pferdemarkt abgehalten, und es kann daher auch nicht Zufall sein, daß der „Stock-im-Eisen-Platz" noch am Beginn dieses Jahrhunderts nicht nur der Roßmarkt genannt wurde, sondern es auch war.

Frôs Opferer waren die Schmiede, deren ältester, sozusagen der Hohepriester war, welche Würde in christlicher Zeit im „Scharfrichter" und „Schinder" beschimpft, und vom Schmiedegewerbe getrennt wurde. Nichtsdestoweniger blieb den Schmieden dennoch in der Volkserinnerung jene Würde anhaften, welche sich noch heute dahin äußert, daß der Schmied als ein Erzzauberer gilt, der mehr verstünde als Brot zu essen.

Aber auch die Schmiede selbst hatten davon in ihrer Zunfttradition eine dunkle Ahnung bewahrt, und jeder Schmied, welcher zuerst in seinem Leben den alten, heiligen, gestürzten Baumstrunk erschaute, schlug — anfangs heimlich — dann als der Sinn vergessen war, öffentlich einen Nagel in den Stamm, und so kam es, daß das altehrwürdige Wahrzeichen erhalten blieb, das ohne diesen Eisenpanzer schon längst in Staub und Moder zerfallen wäre. Aber noch einen anderen Sinn hat das Einschlagen des Nagels in den Stamm; es galt als Bekräftigung, sozusagen als Festnagelung irgend einer Thatsache, oder Zusage oder Abmachung. Noch heute, wo der Sinn schon längst vergessen, meint man im Scherze, dieses Wort, oder jene Lüge müsse angenagelt werden. Auch dieser Brauch gehörte mit zu den vielen sinnbildlichen Rechtsgebräuchen, welche mit dem deutschen Rechte verschwunden sind. Daß naturgemäß zu solchen Annagelungen nur geheiligte Orte — wie hier der gestürzte Götterbaum — dienen konnten, wird Niemand bestreiten wollen.

Eine weitere Erinnerung an den Wuotans-Kult bilden die Katakomben, welche zu einem weit auslaufenden, die ganze innere alte Stadt unterwühlenden System eines großartigen „Erdstalles" gehören, der allerdings durch den Bau der Stephanskirche in Folge

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Fundamentslegung zum Teile in seinem alten Bestande gestört wurde. Mehr als fünf Geschosse untereinander in noch völlig unerforschter Ausdehnung liegen die Kellergewölbe des Stephansdomes verborgen, teilweise abgemauert mit vielen anderweitigen Gängen in Verbindung, deren Lauf die Volkssage genau zu bestimmen weiß. Diese Gänge verbanden nicht nur die vier Heilstätten unterirdisch miteinander, sie führten auch außerhalb der Stadt bis an das Donaugelände und hatten den unvermeidlichen Brunnen am Lugegg, wo noch im vorigen Jahrhundert dessen halbverschüttete Öffnung sichtbar war, und den bezeichnenden Namen, das „Marcus Curtius Loch" trug. Von demselben Brunnen ging die bekannte „Basiliskenmythe" und heißt in dessen Nähe noch heute ein Haus zum „schmeckenden Wurm". Eine Unzahl anderer Sagen laufen im Volksmund über diese Gänge um, von welchen die „gespenstige Katze" an Fraya, die „Dame mit dem Todenkopf" an „Helia", die Sage von „den Jungfern" an die „Nornen" oder „Heilsräthinnen" gemahnt.

Die aus dem Frôheiligtum vertriebenen Asen aber umjagen, den „Domsagen" entsprechend, das stolze Münster und diese dämonisierten Asen verewigte der Dombaumeister vor dreiviertel Jahrtausenden (um 1144) am Hallengebälke des Riesenthores als dämonische Fratzen, wie sie unter der Wucht des Heiligen erdrückt, in ohnmächtiger Wut — als Widersacher, ihre blinden Drohungen austoben. Leider ist es ohne Bilderschmuck unmöglich, diese eigenartigen Figuren zu beschreiben und zu deuten, es würde zu weitschweifig und trotzdem nur schwer verständlich sein, weshalb hier nur deren allgemeine Schilderung versucht sein soll.*)

Das Hallengebälke des nach diesen Gebilden bezeichnend genug benannten Riesenthores, trägt beiderseits sieben, zusammen also vierzehn Heiligenstatuen (zehn Apostel, vier Evangelisten) während ober der Pforte der „Salvator mundi", ein Tympanon von Engeln getragen, niederschwebend dargestellt ist. Unter diesen, die „Ecclesia Triumphans" versinnbildenden Standbildern erscheint im romanischen Fries rechts

*) Die eingehende Beschreibung dieser Figuren und sachgemäße Deutung, welche das Verdienst der Forschungen Schreibers dieser Zeilen sind, findet sich in „Lauser's Allgemeiner Kunst Chronik", Wien, Jahrgang 1889, Heft 9, 10 und 11 unter dem Titel: „Die deutsch-mythologischen Bildwerke am Riesenthore der Stephanskirche zu Wien." — Im Jahre 1850 verfaßte Eduard Melly eine Monographie unter dem Titel „Das Westportal des Stephansdomes in Wien" (Wien, Gerold, 1850), welcher diese Bilder aus dem alten Testament, aber unglücklich zu deuten versucht. Sonst ist diese Monographie mustergültig und noch heute unübertroffen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und links je ein Löwe als das Sinnbild des Antichrist, der „brüllend einherschleicht, schauend, wen er verschlinge". Trotzdem ist aber dieser Löwe nicht das apokalyptische Tier im biblischen, sondern im germanisch-christlich-antiheidnischen Sinne, denn die hinter beiden Löwen sichtbaren Figuren weisen direkt auf die Wuotansmythe, und zwar nicht auf die reine, mythologische Form derselben, sondern auf die sich bereits zum „Aberglauben" ausbildende Nebenreligion der Donaudeutschen jener fernen Tage, welche Nebenreligion etliche Jahrhunderte später in den Hexenprozessen zu so trauriger Berühmtheit gelangte.

Alle Gattungen von Beschwörungszauber sehen wir da von den zwerghaften „Riesen"-Gestalten unternehmen, um den Bau der christlichen Kirche zu stören; alle Naturgewalten, Wind und Wetter, Blitz und Donner, Erdbeben und Überschwemmung, Feuer und Wolkenbruch sind hier vereint als Widersacher; mit diesen allen kämpft der Baumeister seinen siegreichen Kampf, und endlich sehen wir ihn vorne am Portal, das Rüstbeil — seine Waffe gegen die Dämonen der Natur — geschultert, vor dem Bauherrn huldigend in die Kniee sinken als wolle er jubelnd ausrufen: „Gloria in excelsis Deo!" Der Dom ist erbaut allem Hemmungszauber zum Trotz, er lobe den Herrn in alle Ewigkeit!" Dem Baumeister gegenüber sitzt der Bauherr, Markgraf*) Heinrich Jasomirgott, und ladet mit leichter Handbewegung das Volk ein, das neuerhöhte Gotteshaus zu betreten.

Jawohl, das neuerhöhte Münster, denn nur ein Neubau, keinesfalls eine Kirchengründung war jener Bau, der 1144 oder 1147 geweiht worden war.

Der erste Bau der möglicherweise vor, schwerlich aber nach 740 zu setzen ist, war zweifellos der alte Rundturm des Frôheiligtums, der möglicherweise schon ein wohlgefügter Steinbau war. Dieser Zirkelrunde der alten „Heidenkirchen"**) entsprechend, entstanden die ersten christlichen Kirchen als Rotunden, und erst in späteren Zeiten folgten die auf dem Rechteck konstruierten Kirchenbauten, worauf im weiteren Entwicklungsgange die komplizierte Grundform des gothischen Domes sich herausgestaltete. Zweifellos war die alte Stephanskirche solch eine Rotunde gewesen, die später der größeren und immer größeren Kirche weichen mußte, welche sich mählig bis zu unserem heutigen Stephansdome entfaltete.

---

*) Erst 1158 ward er zum Herzog von Österreich erhoben.

**) Siehe: „Schalaburg".

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die nächstwichtigste Heilstatt war jene Hruoperachts, unsere heutige Ruprechtskirche, obwohl diese weit, weit hinter der Stephanskirche zurückgeblieben war.

Die beiden schon mehrfach erwähnten Avarenapostel Conuald und Gisalrich weihten im Jahre 740 wie ausdrücklich erwähnt wird, eine Krypta, also eine unterirdische Kirche, welche also sicher im alten Erdstallsysteme eine der Kammern gewesen war.

Nach den Meistertafeln der Wiener Steinmetzinnung soll Franz von Eisleben im Jahre 766 (also 392 Jahre vor der Gründung Wiens) die oberirdische Kirche erbaut haben; nach anderen wäre solches erst im Jahre 783 unter dem Bischofe Virgilius von Salzburg geschehen, welcher sie seinem Vorgänger zu Ehren dem heiligen Ruprecht geweiht haben soll.

Die Inschrift im Innern dieses ehrwürdigen Gotteshauses selbst, giebt das Jahr 740 als ihr Entstehungsjahr bekannt.

Diese wenigen Daten beziehen sich auf zwei Gründungen; 740 auf jene der unterirdischen, 766 und 783 auf jene der oberirdischen Kirchenbaute. Wenn man annimmt, daß 766 der Bau begonnen, 783 vollendet und geweiht worden ist, so würden diese beiden Zeitbestimmungen in Einklang zu bringen sein. Interessant dabei ist nur, wie solches zu Karls Christianisierung stimmt, welcher erst 788 den Zug gegen Thassilo II. beschloß und 791 zum erstenmale in (dem erst 367 Jahre später gegründeten) Wien erschien. Hier traf der Usurpator schon die Ruprechtskirche an, welche bereits fünfzig Jahre bestand, er fand aber auch schon die Stephanskirche vor, und vermutlich die Peterskirche und die Pankrazkirche auch, obwohl diese beiden noch zweifelhaft sind. Merkwürdig ist nur, daß ihm die Gründung der Ruprechts- wie jene der Peterskirche zugeschrieben wird. Noch mehr aber. Wem fällt der Widerspruch nicht auf, daß in einer bestehenden christlichen Stadt, mindestens zwei Kirchen existieren, während diese Stadt in Ruinen liegen soll und zwar in einem verwüsteten menschenleeren Lande, das erst besiedelt und dem deutschen Lande gewonnen werden muß!?

Daß die von den beiden Avarenaposteln geweihte unterirdische Kirche, nicht von diesen erst in die Erde gewühlt, sondern schon vorgefunden wurde, haben wir schon betont. Aber auch Jans der Enenkel, ein Wiener, der zwischen 1190 und 1250 in Wien schrieb und lebte, bezeugt, daß St. Ruprecht ehedem ein Heidentempel gewesen. Im Verlaufe dieses Buches haben wir zu viele Hutberge gesehen, um erst sagen zu müssen, daß jener Heidetempel eine Heilstatt Wuotans in

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem Wuotansberge gewesen war, wie deren über zweihundert noch im Lande bestehen, denn nur dem geringsten Teil derselben konnten wir einen Besuch erstatten.

Auf Donars Heiligtum erwuchs die Peterskirche, wie überall der Apostelfürst der Nachfolger des alten Donars war; ebenso stieg aus der Heilstatt des winterlichen Wuotans die Pankraziuskirche empor. Auch hier findet sich wieder die Dreizahl, da das Volk die „drei Eismänner", oder die „drei grantigen Heiligen" gar hoch verehrt, deren Namen aber St. Prankrazius, St. Bonifazius und St. Servazius lauten. Sie sind Patrone der Frühjahrsfröste, und der Landmann wartet mit Sorgen deren drei Nächte ab, in welcher die letzten Nachtfröste zu erwarten sind.

Ebenso dürfte auch die Kirche „Maria am Gestade" auf Fraya zu beziehen sein, da uns sonst in sämmtlichen Heilstätten gerade eine weibliche mangeln würde. Nachdem auch dort von unterirdischen Gängen die Sage zu berichten weiß, nachdem aber auch dort gerade der an Heilstätten oft vorkommende Lokalname „Stoß-im-Himmel" auffällt, nachdem gerade diese Kirche durch ihren Namen an das Wasser erinnert, so ist die Annahme nicht allzu gewagt, auch deren Vorgründung für eine vorchristliche Zeit zu reklamieren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und so blicke denn hinab zur Kirche „Unserer lieben Frau am Gestade", dort erschaust Du deren zierlichen Sechseckturm mit dem reizenden gothischen Kuppelhelm, aber erst in ziemlicher Entfernung von ihr das „Gestade". Nun, dies ist nur ein Zufall, denn ehedem floß die Donau wirklich am Rande des Steilufers dahin, ob dem sich der herrliche Bau erhebt; noch vor einem halben Jahrhundert stand dort am Passauerhof ein Turm, in dem die eisernen Ringe noch eingelassen waren zum Anhaften der Schiffe.

Und wenn Du weiter nach Mitternacht hinaufblickst, vielteurer Freund und Fahrtgesell, so erblickst Du den breiten Spiegel der Donau in ihrem neuen Bette, und drüberhinaus die weiten Wasserflächen des alten Strombettes mit seinen wunderseltsamen lauschigen Auen.

Und so Du einmal die Lust verspüren solltest, dort jene Heilstätten wunderherrlicher Urwaldspracht aufzusuchen, was nur mit dem Ruderboote möglich ist, so soll es mir eine Freude sein, Dich auch dorthin zu geleiten.

Dort erschaut Dein Auge Urwaldsbilder, die Dir die verwegenste Einbildungskraft nimmer vor die Seele gaukeln würde. Undurchdringliches Unterholz zwischen vielhundertjährigen Rusten, engverknaultes

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewirre von rankenden Hopfen, Waldrebe und Dulcamara, Brennnessel und Distel und anderes Gekräute wehrt Dir den Eingang; Tausende aller Gattungen von Insekten umsummen und umsurren, umkrabbeln und umflattern Dich, eine Unmasse aller Vertreter der Vogelwelt umgaukelt und umzwitschert Dich, und schaust Du hinauf in die höchsten der Urwaldskronen, dann kann es sich wohl treffen, daß Du den Horst eines Seeadlers erspähst. Solche Pracht aber bieten nur die Inseln, die selten oder nie betreten werden und die daher nur im Boote zugänglich. Dort kannst Du sie erschauen, sie liegen wie schwimmende grüne Cumuluswolken auf dem Blauspiegel.

Und dies ist die alte Nibelungenstraße, und da unten liegt das alte Wien und dorthin südwärts zieht die Straße nach dem Germanengrabe Italia; und hier kreuzen sich die Straßen auf der weiten Ebene, auf der der Germane sein gutes Fechteisen so oft geschwungen und seinen Feinden das Halali geblasen.

Und so wären wir denn bis zum Abschied gediehen. Großgünstiger, gehabe Dich wohl, und behalte mich auch fürder im freundlichen Angedenken. Hoffend darf ich wohl sagen, auf ein frohgemut Wiedersehen!

So wird sich frewen jung und alt,
Dich preysen, mein Gott, mannigfalt,
Auch Herr, ich bitt, ist's der will dein,
So laß Wienn hie mein Freythoff sein!

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

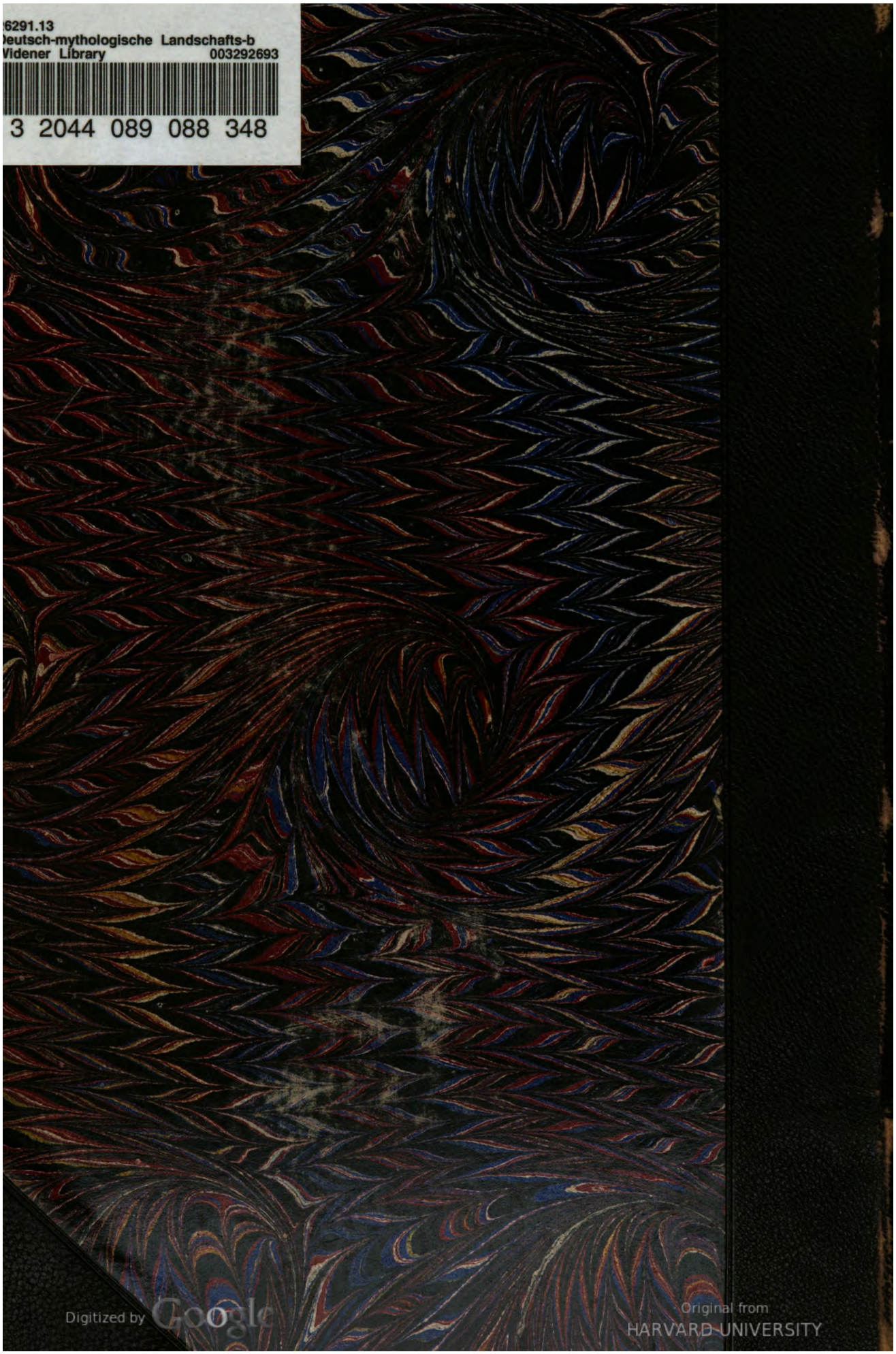
Digitized by Google

Original from
HARVARD UNIVERSITY

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

6291.13
Deutsch-mythologische Landschafts-b
Widener Library 003292693
3 2044 089 088 348



Digitized by Google
Original from HARVARD UNIVERSITY
Generated on 2020-01-07 08:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/hvd.32044089088348
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google